

# Nordost-Archiv

Zeitschrift für Regionalgeschichte

Von regionaler zu nationaler Identität.  
Beiträge zur Geschichte  
der Deutschen, Letten und Esten  
vom 13. bis zum 19. Jahrhundert

Neue Folge Band VII/1998 Heft 1

Institut Nordostdeutsches Kulturwerk Lüneburg

**Herausgeber:**

Institut Nordostdeutsches Kulturwerk  
Conventstr. 1, D-21335 Lüneburg  
Telefon (041 31) 37097  
Telefax (041 31) 391143  
E-Mail: NOKW@luene.net

**Redaktionskollegium:**

Sabine Bamberger-Stemmann M.A.  
Doz. Dr. Sven Ekdahl  
Dr. Konrad Maier (Redaktion)  
Dr. Joachim Tauber  
Anja Wilhelmi M.A. (Redaktion)

Verantwortlich für dieses Heft:  
Prof. Dr. Norbert Angermann  
Dr. Klaus Neitmann

Gedruckt mit Unterstützung des Beauftragten der Bundesregierung  
für Angelegenheiten der Kultur und der Medien beim Bundeskanzler  
und des Niedersächsischen Ministeriums des Innern

**Bezugsbedingungen:**

Nordost-Archiv erscheint halbjährlich jeweils im Juni und Dezember.  
Preis pro Heft 35 DM, Jahresabonnement 60 DM zuzüglich Versandkosten.  
Ein Abonnement gilt zur Fortsetzung bis auf Widerruf. Kündigungen des Abonnements können nur zum Ablauf eines Jahres erfolgen und müssen bis zum 15. November des laufenden Jahres beim Verlag eingegangen sein.

Die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung in eine von Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsanlagen, verwendbare Sprache übertragen werden. Auch die Rechte der Wiedergabe durch Vortrag, Funk- und Fernsendsendung, im Magnettonverfahren oder auf ähnlichem Wege bleiben vorbehalten. Unverlangt eingesandte Rezensionsexemplare können nicht zurückgesandt werden.

Articles appearing in this journal are abstracted and indexed in HISTORICAL ABSTRACTS and AMERICA: HISTORY AND LIFE.

Herstellung: Stahringer, Ebsdorfergrund  
Lektorat: Sonja Birli

Verlag Nordostdeutsches Kulturwerk, Lüneburg

ISSN 0029-1595

# Von regionaler zu nationaler Identität. Beiträge zur Geschichte der Deutschen, Letten und Esten vom 13. bis zum 19. Jahrhundert

|                                                       |   |
|-------------------------------------------------------|---|
| Norbert Angermann/Klaus Neitmann: Editorial . . . . . | 5 |
|-------------------------------------------------------|---|

## Abhandlungen

|                                                                                                                                                                                    |     |
|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Klaus Neitmann (Potsdam): Reinhard Wittram und der Wiederbeginn der baltischen historischen Studien in Göttingen nach 1945 . . . . .                                               | 11  |
| Hartmut Boockmann †: Die Zukunft der baltischen Studien in Deutschland und an den deutschen Universitäten . . . . .                                                                | 33  |
| Bernhart Jähniß (Berlin): Der Deutsche Orden und die livländischen Bischöfe im Spannungsfeld von Kaiser und Papst . . . . .                                                        | 47  |
| Klaus Militzer (Köln): Livländische Geistliche als Besucher der europäischen Universitäten im späten Mittelalter . . . . .                                                         | 65  |
| Ilgvars Misāns (Rīga): Der Städtetag. Eine hansische und territoriale Institution in Alt-Livland . . . . .                                                                         | 81  |
| Heinz von zur Mühlen (Neubiberg): Zwischen Fischermay und Laksberg. Eine siedlungs- und sozialgeschichtliche Studie über die Revaler Vorstadt im 17. und 18. Jahrhundert . . . . . | 97  |
| Indrek Jürjo (Tallinn): Der Buchhandel in Reval im 18. Jahrhundert . . .                                                                                                           | 139 |
| Hans Graubner (Göttingen): Ständisches und aufgeklärtes Denken zur Statthalterchaftszeit in Riga (Schwartz, Berens, Snell) . . . . .                                               | 173 |
| Otto-Heinrich Elias (Vaihingen): Aufklärungsbedingte Wandlungen des wirtschaftlichen Denkens in Estland . . . . .                                                                  | 195 |
| Aleksander Loit (Stockholm): Nationale Bewegungen und regionale Identität im Baltikum . . . . .                                                                                    | 219 |
| Gert von Pistohlkors (Göttingen): Ständische, ethnische und nationale Argumentationen von deutschen Balten über Esten und Letten im 19. Jahrhundert . . . . .                      | 235 |

## Rezensionen

|                                                                                                                                                                                                                                               |     |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Paul Kaegbein, Wilhelm Lenz, Fünfzig Jahre baltische Geschichtsforschung 1947–1996. Die Baltische Historische Kommission und die Baltischen Historikertreffen in Göttingen. Veröffentlichungen, Vorträge, Mitglieder (Konrad Maier) . . . . . | 255 |
| Handbuch Baltikum-Kontakte: Institutionen, Projekte, Initiativen zu und in Estland, Lettland, Litauen, hrsg. in Zusammenarbeit mit dem Informationszentrum Baltische Staaten e.V., Redaktion v. Peter Fischer (Anja Wilhelmi) . . . . .       | 257 |

|                                                                                                                                                                                                                                                                   |     |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Bibliotheca Baltica. 2. Symposium vom 11. bis 15. Mai 1994 in der Universitätsbibliothek Tartu, hrsg. v. Malle Ermel u. Robert Schweitzer, bearb. v. Vilve Seiler u. Barbara Halbert (Martin Klöker) . . . . .                                                    | 260 |
| Litauen – Nachbar im Osten Europas, hrsg. v. Jörg Hackmann (Arthur Hermann) . . . . .                                                                                                                                                                             | 264 |
| Domas Kaunas, Mažosios Lietuvos knyga. Lietuviškos knygos raida 1547–1940 (Das Buch Kleinlitauens. Die Entwicklung des litauischen Buches 1547–1940). (Axel E. Walter) . . . . .                                                                                  | 270 |
| Volker Seresse, Des Königs „arme weit abgelegene Vntterthanen“. Oesel unter dänischer Herrschaft 1559/84–1613 (Enn Küng) . . . . .                                                                                                                                | 277 |
| Die Kurländischen Seelenrevisionslisten 1797–1834 (1858), bearb. v. Arthur Hoheisel u. Peter Wörster (Heinz von zur Mühlen) . . . . .                                                                                                                             | 285 |
| Voldemar Ilja, Vennastekoguduse (Herrnhutluse) ajalugu Eestimaal (Põhja-Eesti) 1730–1743 (Die Geschichte der Brüdergemeine [Herrnhuter] in Estland [Nord-Estland] 1730–1743) (Wolfgang Tenhagen) . . . . .                                                        | 288 |
| Seltsid ja ühiskonna muutumine. Talupojaühiskonnast rahvusriigini. Artiklite kogumik (Vereine und die Veränderung der Gesellschaft. Von der Bauerngesellschaft zum Nationalstaat. Aufsatzsammlung), hrsg. v. Ea Jansen u. Jaanus Arukaevu (David Feest) . . . . . | 293 |
| Sigmar Stopinski, Das Baltikum im Patt der Mächte. Zur Entstehung Estlands, Lettlands und Litauens im Gefolge des Ersten Weltkriegs (Joachim Tauber) . . . . .                                                                                                    | 303 |
| Ewald Hibbeln, Rivalen im Baltikum. Deutsche Reaktionen auf die britische Handelsvertragspolitik 1920–1935 (John Hiden) . . . . .                                                                                                                                 | 306 |
| Aivas Stranga, Ebreji un diktatūras Baltijā (1926.–1940. gads) (Die Juden und die Diktaturen im Baltikum [von 1926 bis 1940]) (Eva-Clarita Onken) . . .                                                                                                           | 309 |
| Vytautas Landsbergis, Jahre der Entscheidung. Litauen auf dem Weg in die Freiheit. Eine politische Autobiographie (Joachim Tauber) . . . . .                                                                                                                      | 315 |
| Niels von Redecker, The Baltic Question and the British Press 1989–1991 (Johannes Börner) . . . . .                                                                                                                                                               | 320 |
| The Baltic Sea Region. National and International Security Perspectives, ed. by Axel Krohn (John Hiden) . . . . .                                                                                                                                                 | 322 |
| Oliver Volckart, Die Münzpolitik im Ordensland und Herzogtum Preußen von 1370 bis 1550 (Michael North) . . . . .                                                                                                                                                  | 325 |
| Ester-Beate Körber, Von der obrigkeitlichen zur gleichheitlichen Öffentlichkeit: Die Entwicklung der Beziehungen zwischen den Öffentlichkeiten vom 17. zum 20. Jahrhundert (Michael North) . . . . .                                                              | 326 |
| Stefan Troebst, Handelskontrolle – „Derivation“ – Eindämmung. Schwedische Moskaupolitik 1617–1661 (Klaus Meyer) . . . . .                                                                                                                                         | 327 |
| Deutsch-russische Beziehungen im 18. Jahrhundert. Kultur, Wissenschaft und Diplomatie, hrsg. v. Conrad Grau, Sergueï Karp u. Jürgen Voss (Dittmar Dahlmann) . . . . .                                                                                             | 330 |
| Rußland, hrsg. v. Gerd Stricker (Karsten Brüggemann) . . . . .                                                                                                                                                                                                    | 332 |
| Deutsch-russische Zeitenwende. Krieg und Frieden 1941–1995, hrsg. v. Hans-Adolf Jacobsen, Jochen Löser, Daniel Proektor u. Sergej Slutsch, unter Mitwirkung v. Oleg Prudkow (Helmut Altrichter) . . . . .                                                         | 335 |
| Die Autoren der Abhandlungen . . . . .                                                                                                                                                                                                                            | 338 |

## Editorial

Vom 22. bis zum 24. Mai 1997 veranstaltete die Baltische Historische Kommission gemeinsam mit der Georg-August-Universität Göttingen und in Verbindung mit der Martin-Carl-Adolf-Böckler-Stiftung das 50. Baltische Historikertreffen. 50 Jahre zuvor, 1947, hatte eine kleine Gruppe von deutschbaltischen Historikern auf Anregung von Leonid Arbusow jr. in den Räumen des Seminars für mittlere und neuere Geschichte der Universität Göttingen unter bescheidensten Bedingungen das erste Baltische Historikertreffen durchgeführt und damit nach der Katastrophe, in die der Zweite Weltkrieg Deutschland und Europa gestürzt hatte, wieder baltische historische Studien in Gang zu setzen gesucht. Keiner der Beteiligten konnte damals sicherlich ahnen, daß aus diesem Anfang in unsicherer politischer und wissenschaftlicher Lage eine nahezu ununterbrochene Reihe – nur im Jahre 1948 fiel das Historikertreffen wegen der Währungsreform aus – von geschichtswissenschaftlichen Jahrestagungen mit beachtlicher Produktivität erwachsen würde. Die ungewohnte Kontinuität, die die vorausgegangenen Historikergenerationen im Baltikum hatten entbehren müssen, wurde ergänzt durch den Wandel der wissenschaftlichen Interessenfelder und Fragestellungen sowie des Teilnehmerkreises.

Die deutschbaltischen Gelehrten, die sich 1951 zur Baltischen Historischen Kommission unter dem Vorsitz von Reinhard Wittram zusammengeschlossen hatten und fortan die Historikertreffen organisierten, waren von Anfang an bestrebt, die vor 1945 bestehende Abgrenzung zwischen den einzelnen nationalen Historiographien zu überwinden und mit Forschern aller an der baltischen Geschichte arbeitenden Nationen ins wissenschaftliche Gespräch zu kommen. Unter den politischen Rahmenbedingungen des Kalten Krieges kamen dafür zunächst vornehmlich Exilesten und Exilletten in Betracht, die seit den 50er Jahren regelmäßig an den Historikertreffen teilnahmen, durch zahlreiche Referate deren Programme inhaltlich mitgestalteten und sich an verschiedenen Sammelwerken der Baltischen Historischen Kommission beteiligten. Seit dem Ende der 70er Jahre gelang es der Kommission in vorsichtig vorantastenden Schritten, wieder Fäden zu Wissenschaftlern in den baltischen Ländern selbst anzuknüpfen und auch mit ihnen einen wissenschaftlichen Dialog einzuleiten. Obwohl dadurch die Grenzen durchlässiger geworden waren, bedeuteten doch erst das Ende der Teilung Europas in zwei Blöcke und die Wiederengewinnung der staatlichen Selbständigkeit der baltischen Nationen auch für die Wissenschaftslandschaft den erhofften tiefen Einschnitt. Die äußeren und inneren Beschränkungen und Auflagen, die die Forschung immer

wieder behindert hatten, fielen weg, so daß gegenwärtig und künftig in freiem wissenschaftlichen Gespräch das weite Untersuchungsfeld mit hoffentlich neuen Ansätzen ertragreich bearbeitet werden kann. Die Baltische Historische Kommission wollte mit ihrer Jubiläumsveranstaltung durch den Kreis der ausgewählten Referenten verdeutlichen, daß die Geschichte des Baltikums heutzutage ein internationaler Gegenstand ist, daß Gelehrte aus den baltischen Ländern, aus Deutschland, aus anderen europäischen Staaten und aus Amerika an ihr mitwirken und daß sie trotz unterschiedlicher Wissenschaftstraditionen gemeinsam in einer aufeinander bezogenen Diskussion an der Erforschung und Darstellung der baltischen Geschichte arbeiten.

Das 50. Baltische Historikertreffen stand unter dem Thema „Das Baltikum in Europa“. Die mit dieser Überschrift angedeutete Problematik genießt gegenwärtig größte politische Aktualität, wovon man sich durch einen Blick in die deutsche und internationale Presse zu überzeugen vermag. Nach dem Zerfall des Ostblocks drängen die ostmitteleuropäischen Staaten im allgemeinen und die baltischen Staaten im besonderen in die politischen Organisationen, die nach dem Zweiten Weltkrieg in Westeuropa aufgebaut wurden aus der Erfahrung und Überzeugung heraus, daß nur durch eine fest verankerte und institutionalisierte übernationale Zusammenarbeit die zerstörerischen Kräfte, wie sie die europäischen Nationalismen in den vorausgegangenen Generationen gezeigt hatten, gebändigt werden können und daß ein einiges Europa ohne Aufgabe seiner nationalen Vielfalt angestrebt werden soll. Das Historikertreffen behandelte in einer eigenen Sektion die gegenwartspolitische Lage der baltischen Staaten „an der Schwelle zum 21. Jahrhundert“ mit ihren vorrangigen Fragen der Außen- und Sicherheitspolitik, der Minderheitenpolitik und der historisch-kulturellen Identität eingehender.

Das Verlangen der baltischen Staaten nach Aufnahme in die beiden wichtigsten westlichen Organisationen, die Europäische Union und den Nordatlantikpakt, wurde dabei erörtert, eine Forderung, die der Botschafter der Republik Lettland, Andris Kesteris, in seinem Grußwort an die Teilnehmer der Jubiläumstagung ausdrücklich und eindringlich unterstrichen hatte. Die unmittelbaren Hintergründe und pragmatischen Absichten, die diese Wünsche hervorrufen, sind offensichtlich. Es sind die Erfahrungen, die die baltischen Völker seit 1939 mit der Zuordnung ihrer Heimat zu Interessensphären europäischer Großmächte und Weltmächte mit all ihren Konsequenzen für die Bewahrung ihrer nationalen Identität haben machen müssen. Trotzdem griffe man viel zu kurz, wenn man sich zum umfassenden Verständnis der gegenwärtigen Vorgänge auf den chronologischen Rahmen der Zeitgeschichte seit 1917 oder 1939/1945 be-

schränken würde. Denn die Strukturen, aus denen heraus sich die heutige Haltung der baltischen Völker erklären läßt, reichen viel tiefer in die Vergangenheit zurück, als es der allzu kurzsichtige Blick vermuten läßt. Das baltische Verlangen „Zurück nach Europa“ (gemeint: in das von westlichen Werten geprägte Europa) bekommt die notwendige historische Tiefendimension erst dann, wenn man bedenkt, daß das Baltikum schon jahrhundertlang in abendländische Strukturen eingebunden war und in ihnen seine prägenden Lebens- und Denkweisen ausbildete.

Eine derartige Behauptung wirft, wenn man sich nicht mit modischen Floskeln begnügen will, unweigerlich die Frage auf: Was ist in diesem Sinne Europa? Oder, etwas anders formuliert: Was macht das abendländische Europa aus? Vor fast fünf Jahrzehnten stellte Hermann Heimpel, einer der herausragenden deutschen Mediävisten unseres Jahrhunderts, in einem immer noch lesenswerten Essay „Europa und seine mittelalterliche Grundlegung“ dar. Zu den umfassendsten geschichtlichen Tatbeständen, auf denen „Europa“ – Heimpel bezeichnet damit das Abendland – beruht, zählen die Antike und das Mittelalter. „Die Antike ist für Europa geistige Kraft, geistiges Vermächtnis. Dafür ist aber das gesamte Erbe des Mittelalters an uns, an Europa, umfassender, elementarer im Sinn des Lebenszusammenhangs als das antike Erbe. Aus dem Mittelalter heraus lebt Europa.“ Im einzelnen beschreibt Heimpel acht Tatsachen, welche das Mittelalter als europäisches Mittelalter aufzufassen erlauben: die Völkerwanderung, die bäuerlich-feudale Sozialstruktur, die Gliederung der Stände, die römische Kirche, die Freiheit der Kirche, die europäische Stadt, die Literatur und das Recht. In diesem Verständnis deckt sich Europa mit der lateinischen Christenheit, die griechische Ostkirche und die von ihr bestimmten Regionen des Balkans und Osteuropas sind ihr fremd. Die mittelalterliche Ausgangslage erklärt, warum es eine lange Diskussion über das Thema „Rußland und Europa“ gab und gibt. Das russische Volk und in etwas anderer Weise die Weißrussen und Ukrainer gingen eben eigene Wege, auch wenn sie von der Forschung heute gemäß einem weitergefaßten Begriff von Europa diesem begründeterweise zugeordnet werden.

Betrachtet man unter den angedeuteten Gesichtspunkten das Baltikum, bedarf es keiner ausgiebigen gelehrten Erörterungen: Das Baltikum gehört unbestreitbar zum abendländischen Europa, seitdem das spätmittelalterliche Livland, das Gebiet der heutigen Staaten Estland und Lettland, in dem guten Jahrhundert zwischen 1180 und 1290 in der Verbindung von Missionierung und Eroberung der lateinischen Christenheit, der „res publica christiana“, eingefügt wurde. Litauen, das im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit eine andere Entwicklung durchlief, zog durch die mit der Taufe und Bekehrung seines Herrschers und seines Volkes verbunde-

ne Union mit Polen 1386 in die abendländische Völkergemeinschaft ein. Heimpels acht Wesensmerkmale des europäischen Mittelalters lassen sich, ohne daß es dazu angestrenzter Interpretationskünste bedürfte, ohne Schwierigkeiten für Livland belegen, ja sie führen sofort in die entscheidenden Elemente seiner Verfaßtheit hinein. Die Umstände, unter denen sich die Einfügung Livlands in das lateinische Europa vollzog, erklären zugleich seine wichtigsten Besonderheiten. Die heidnischen Völkerschaften wurden von den einwandernden Deutschen unterworfen und jahrhundertlang von einer deutschen Oberschicht beherrscht, ohne daß sie freilich ihre nationale Existenz hätten aufgeben müssen. Aber für alle in den baltischen Ländern lebenden Völkerschaften gilt, daß sie in unterschiedlichem Maße an den großen gemeineuropäischen Entwicklungen und Tendenzen teilnahmen, die ihr soziales und geistiges Leben berührten. Es gibt keine der maßgeblichen europäischen Erscheinungen vom mittelalterlichen Feudalismus über die aufwühlenden Geistesbewegungen der Reformation und der Aufklärung bis hin zum modernen Nationalismus, die am Baltikum folgenlos vorübergegangen wäre. Die mittelalterliche Grundlegung brachte es dabei im Falle Estlands und Lettlands mit sich, daß den Deutschen bis ins 20. Jahrhundert hinein eine herausragende Rolle bei diesen Vorgängen zufiel.

Die von den beiden Unterzeichneten geleitete Sektion I „Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit“ des 50. Baltischen Historikertreffens hatte sich zum Ziel gesetzt, die Teilhabe des Baltikums an übergreifenden europäischen Bewegungen in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu rücken. Angesichts eines Zeitraumes von ungefähr 700 Jahren, der der Sektion durch die Gesamtplanung der Veranstaltung zugewiesen war und der vom Beginn der Eroberung Livlands um 1200 bis an die Schwelle des Ersten Weltkrieges reichte, konnte dabei nur beabsichtigt werden, diese Teilhabe an einzelnen ausgewählten Beispielen herauszuarbeiten und zu beleuchten. Drei Blöcke wurden gebildet: das die Reformation einschließende livländische Mittelalter, die Aufklärung des 18. Jahrhunderts in den russischen Ostseeprovinzen und das nationale Erwachen der drei baltischen Völker im 19. Jahrhundert. Der hier folgende Abdruck von Referaten aus der Sektion I wurde ergänzt um den Eröffnungs- und den Schlußvortrag des Historikertreffens. Sie reflektierten beide die historiographische Lage, in der sich die baltischen historischen Studien in Deutschland in den zurückliegenden Jahrzehnten und in der Gegenwart befanden und befinden, und erörterten ihren organisatorischen und konzeptionellen Rahmen. Zusätzlich aufgenommen wurde der zur Zeit der Redigierung dieses Heftes zur Verfügung stehende, Neues bietende Aufsatz von Heinz von zur Mühlen.

Der Bogen, den das 50. Baltische Historikertreffen angestrebt hatte, war sehr weit gespannt, die thematische Breite nicht zu leugnen. Aber immer wieder traten zwei zentrale Bezüge direkt oder indirekt hervor. Überregionale Mächte und Erscheinungen kamen in die baltischen Lande, setzten sich mit den hier vorhandenen Kräften auseinander, gestalteten sie um und wurden zugleich selber von ihnen geformt. Es verdient so besondere Aufmerksamkeit zu beobachten, wie die Menschen im Baltikum große historische Kräfte, die außerhalb der Ostseegestade entstanden und beheimatet waren, schöpferisch ihren eigenen Gegebenheiten anverwandelten und ihnen eine eigenständige Prägung verliehen. Die baltische Situation war dabei dadurch gekennzeichnet, daß im Lande selbst mehrere Völker nebeneinander und miteinander lebten und daß sie zudem das Interesse von benachbarten Völkern und Staaten auf sich zogen. Die europäischen Tendenzen wirkten sich daher auch in unterschiedlicher Weise auf die einzelnen Völkerschaften aus. Sie schufen Gemeinsamkeiten, aber sie hoben nicht die vorhandene Vielfalt auf. „Mit Europa ist seine nationale Zertrennung, aber mit den Nationen ist Europa gegeben“ (Heimpel). Am baltischen Beispiel die Einheit Europas in der gegenseitigen Verflechtung seiner Nationen und Mächte mit ihrer individuellen Eigenart zu veranschaulichen, war ein Ziel der Veranstaltung. Sie hat es erreicht, wenn es ihr gelungen sein sollte, davon eine Vorstellung zu vermitteln.

Norbert Angermann

Klaus Neitmann



## ABHANDLUNGEN

### Reinhard Wittram und der Wiederbeginn der baltischen historischen Studien in Göttingen nach 1945

von Klaus Neitmann

Am 23. Februar 1946 begründete Hellmuth Weiss, Historiker und Bibliothekar, letzter Präsident der Deutschen Kulturselbstverwaltung in Estland, aus seinem damaligen Wohnort Potsdam seinem Freunde Reinhard Wittram, a.o. und o. Professor für Geschichte am Herder-Institut in Riga und an der Reichsuniversität Posen, nun in Göttingen, die lange Verzögerung seines ersten Briefes nach der deutschen Kapitulation mit folgender Überlegung: „Alles das, was zwischen unserem letzten Zusammentreffen und heute geschehen ist, bildet ein gewaltiges Hemmnis und lähmt die Entschlußkraft. Die wenigen Worte und Gedanken, welche ein Brief vermitteln kann, scheinen so unzureichend, um eine Brücke über den Abgrund zu schlagen, der das heute von dem gestern trennt.“<sup>1</sup> Im Mai 1954 leitete Wittram seinen Aufsatz über „Das Reich als Vergangenheit. Gedanken zum Problem der historischen Kontinuität“ mit der Bemerkung ein: „Nach dem Zusammenbruch begann zugleich mit der leidenschaftlichen Kritik am Vergangenen überall im bürgerlichen Deutschland die Anknüpfung an überlieferte Lebensformen und Denkweisen. Der Umbruch war freilich so tief, daß nichts einfach fortgesetzt, nichts ungeprüft übernommen werden kann.“<sup>2</sup> Die unterschiedlichen Stimmungslagen, die aus diesen wenigen Zeilen sprechen, sind nicht nur charakteristisch für das Empfinden der unmittelbaren Nachkriegszeit bzw. der Konsolidie-

---

<sup>1</sup> Schreiben von Hellmuth Weiss an Reinhard Wittram v. 23.2.1946. Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (GStAPK), Berlin-Dahlem, I. HA Rep. 224 B, Baltische Historische Kommission (BHK), betr. Schriftwechsel von Reinhard Wittram mit Hellmuth Weiss, 1946–1973. – Als Grundlage für die nachfolgenden Ausführungen dienen neben gedruckten Veröffentlichungen die Akten der Baltischen Historischen Kommission, die das Geheime Staatsarchiv seit 1992 als Depositum verwahrt und die der Verfasser gegenwärtig ordnet und verzeichnet. Da die archivistischen Erschließungsarbeiten noch nicht abgeschlossen und infolgedessen noch keine endgültigen Signaturen vergeben sind, werden hier, um die spätere Wiederauffindung der herangezogenen Quellen zu ermöglichen, die (vorläufigen) Akten titel der benutzten Einheiten wiedergegeben.

<sup>2</sup> Reinhard Wittram, Das Reich als Vergangenheit. Gedanken zum Problem der historischen Kontinuität, in: Ders., Das Nationale als europäisches Problem. Beiträge zur Geschichte des Nationalitätsprinzips vornehmlich im 19. Jahrhundert. Göttingen 1954, S. 95–108 u. 223 f., hier S. 95.

rungsphase der Bundesrepublik in den 50er Jahren, sie kennzeichnen auch durch die verwendeten Begriffe – Abgrund und Umbruch einerseits, Anknüpfung an Überlieferung andererseits – das sachliche Problem, dem sich die Deutschen damals gegenübergestellt sahen: Inwieweit ließ sich nach dem beispiellosen politischen und moralischen Zusammenbruch Deutschlands Kontinuität noch wahren, inwieweit war Wandel geboten und unausweichlich? Jeder nachdenkliche deutsche Historiker stand vor der Aufgabe, die bisherigen historiographischen Traditionen in methodischer und inhaltlicher Hinsicht auf ihre Überzeugungskraft hin zu überprüfen.<sup>3</sup> Den deutschbaltischen Historikern stellte sich die allgemeine Situation freilich in besonderer Radikalität dar, denn das äußere Dach, unter dem sie ihre Forschungen über Generationen hinweg betrieben hatten, war durch die Ereignisse von 1939 und 1945 vollständig zerborsten, und ihre geistigen Überlieferungen waren von den Nationalitätenkämpfen des späten 19. und des 20. Jahrhunderts sowie von der nationalsozialistischen Ideologie nicht unberührt geblieben. Für den rückschauenden Betrachter ist es daher von eigenem Reiz zu untersuchen, wie die führenden Köpfe, die im wesentlichen der in den 20er Jahren ins wissenschaftliche Leben eingetretenen Generation angehörten, auf die Situation von 1945 reagierten und sie verarbeiteten.

Allerdings mochten im Sommer 1945 die aktiven Wissenschaftler, die den Krieg überlebt hatten – und dieser hatte die Reihen der ohnehin kleinen Gruppe gerade unter der jungen Generation stark gelichtet –, daran zweifeln, daß baltische historische Studien in Deutschland überhaupt noch eine Zukunft haben könnten, so radikal war die Existenz der aus dem Warthegau geflüchteten baltischen Deutschen in Frage gestellt.<sup>4</sup> Abgesehen von den Alltagssorgen, die um die Bewältigung von Hunger und Kälte kreisten, war das Gefühl anhaltender politischer Unsicherheit verbreitet. Die deutschbaltischen Historiker fanden sich zwar fast ausnahmslos in den westlichen Besatzungszonen wieder, aber einen Zugriff der Sowjetrussen hielt man nicht für ausgeschlossen, ebensowenig wie man der vorbehaltlosen Gültigkeit der vom untergegangenen Reich verliehenen deutschen Staatsangehörigkeit vertraute. Verdunkelt war für die meisten die Aussicht auf wissenschaftliche Weiterarbeit, ja überhaupt die berufliche Fortexistenz: Man kam als Büroangestellter, als landwirtschaftlicher Hilfsarbeiter, als Heizer unter. Wissenschaftliche Institutionen, die

---

<sup>3</sup> Vgl. dazu im allgemeinen Winfried Schulze, *Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945*. München 1989, Tb. München 1993 (Beihefte der Historischen Zeitschrift. N.F. 10).

<sup>4</sup> Zum Folgenden vgl. Reinhard Wittram, *Der Wiederbeginn der baltischen historischen Studien nach 1945*. Ms. [1972]. GStAPK, I. HA Rep. 224 B.

sich vorrangig oder beiläufig der Geschichte der baltischen Lande gewidmet hätten, bestanden nicht mehr. Die historischen Gesellschaften und Vereine, die seit den Zeiten der Romantik die landesgeschichtliche Forschung der Deutschbalten getragen hatten, unter ihnen als die vornehmste und bedeutendste die „Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga“, waren anlässlich der Umsiedlung 1939 aufgelöst worden, und der in Posen geplante neue Mittelpunkt geschichtlicher Forschung, vornehmlich die Sammelstelle für baltisches Kulturgut, war durch den Kriegsverlauf hinfällig geworden.

Unter den bescheidensten Bedingungen setzten im Herbst 1946 die Bemühungen um die organisatorische und inhaltliche Wiederbelebung der historischen Studien ein,<sup>5</sup> in Göttingen, da die maßgeblich vorantreibenden Personen mittlerweile Lehrbefugnisse an der Georgia Augusta erhalten hatten: Leonid Arbusow,<sup>6</sup> der herausragende Mediävist und unermüdliche Quellenforscher, Kurt Stavenhagen,<sup>7</sup> der historisch orientierte und interessierte Philosoph, und Reinhard Wittram,<sup>8</sup> der Neuzeithistoriker, der sich bereits in jungen Jahren durch seine zahlreichen Darstellungen übergreifender wie richtungsweisender Natur eine Führungsposition unter den deutschbaltischen Historikern erworben hatte. Am Sonnabend, dem 26. Oktober 1946, fand in Arbusows Göttinger Pensionszimmer die erste wissenschaftliche Besprechung der erreichbaren Forscher statt. Der baltische Historikerkreis, der hieraus hervorging, führte ein Jahr später, am 25. und 26. September 1947, in den Räumen des Göttinger Historischen Seminars die erste inhaltliche Veranstaltung mit einem wissenschaftlichen Programm durch. Am Beginn der kleinen Vortragsfolge stand Arbusow mit dem Thema „Liturgie und Geschichtsschreibung bei Otto von Freising und Heinrich von Lettland“,<sup>9</sup> am Schluß Wittram mit dem Referat über den „Geist und die Wirkung der ‚Livländischen Ant-

---

<sup>5</sup> Vgl. zum Folgenden neben Wittram, *Wiederbeginn* (wie Anm. 4), noch Georg von Rauch, *Die deutschbaltische Geschichtsschreibung nach 1945*, in: *Geschichte der deutschbaltischen Geschichtsschreibung*, hrsg. v. dems. Köln/Wien 1986 (*Ostmitteleuropa in Vergangenheit und Gegenwart* 20), S. 399-435, hier S. 399-402.

<sup>6</sup> Vgl. *Deutschbaltisches biographisches Lexikon 1710-1960*, hrsg. v. Wilhelm Lenz. Köln/Wien 1970, S. 16f. Unter den Nachrufen hervorzuheben ist die eindringliche Erinnerung an Person und Werk von Reinhard Wittram, in: *Zeitschrift für Ostforschung* 1 (1952), S. 109-114.

<sup>7</sup> *Lexikon* (wie Anm. 6), S. 760; Paul Kaegbein, Wilhelm Lenz, *Fünfzig Jahre baltische Geschichtsforschung 1947-1996. Die Baltische Historische Kommission und die Baltischen Historikertreffen in Göttingen. Veröffentlichungen, Vorträge, Mitglieder*. Köln 1997, S. 166.

<sup>8</sup> Vgl. die Zusammenstellung von biographischen Nachweisen bei Kaegbein, Lenz, *Fünfzig Jahre* (wie Anm. 7), S. 199. Hervorzuheben ist der Nachruf von Gert von Pistohlkors, in: *Zeitschrift für Ostforschung* 22 (1973), S. 698-703.

<sup>9</sup> Vgl. Leonid Arbusow, *Liturgie und Geschichtsschreibung im Mittelalter*. Bonn 1951.

wort“<sup>10</sup>, womit, wohl unbeabsichtigt, Kontinuität und Wandel der deutsch-baltischen Geschichtsforschung zum Ausdruck kamen. Arbusow setzte seine langjährigen Forschungen um die kritische Neuedition der Chronik Heinrichs von Lettland fort; ihr erfolgreicher Abschluß durch Albert Bauer 1955, vielleicht die bedeutendste Publikation der Baltischen Historischen Kommission in den ersten fünfzehn Nachkriegsjahren,<sup>11</sup> war also „die Frucht eines noch in heimatlichen Boden gepflanzten Baumes“.<sup>12</sup> Wittram nutzte die Interpretation eines der berühmtesten Werke eines deutschbaltischen Historikers zu einer verständnisvollen, aber deutlichen Kritik an maßgeblichen Tendenzen der bisherigen deutschbaltischen Historiographie.

Auf dem 4. Baltischen Historikertreffen im September 1951 erhielt der lockere wissenschaftliche Zusammenschluß eine festere organisatorische Gestalt, indem sich der Historikerkreis in Analogie zu entsprechenden wissenschaftlichen Einrichtungen in Deutschland die Form einer landesgeschichtlichen Kommission gab. Von vornherein und auf Dauer pflegte die Baltische Historische Kommission ebenso wie die anderen ostdeutschen Kommissionen den Kontakt zum 1950 gegründeten Johann Gottfried Herder-Forschungsrat und zum Johann Gottfried Herder-Institut in Marburg, ja, der Forschungsrat war sogar eigentlich die Voraussetzung für die Konstituierung der Kommission gewesen, da er als gelehrte Vereinigung deren Initiatoren die Bürgschaft bot, daß mit den von ihm vermittelten Beihilfen keinerlei politische Auflagen oder politische Erwartungen verknüpft werden würden. Einen eher distanzierten Kontakt hielt die Kommission zur Deutschbaltischen Landsmannschaft, denn den Gedanken, deren damaligen Vorsitzenden Georg von Manteuffel-Szoege als Mitglied aufzunehmen, verwarf man noch in der Gründungsphase, da man aufgrund eines konkreten Beispiels dadurch politische Einflußnahmeversuche auf die eigenen Veröffentlichungen befürchtete.<sup>13</sup> Für die Auswahl der Mitglieder gab im September 1951 den Ausschlag, daß, wie Hell-

<sup>10</sup> Vgl. Reinhard Wittram, Carl Schirrens „Livländische Antwort“ (1869), in: Ders., *Das Nationale* (wie Anm. 2), S. 161-182 u. 233-236.

<sup>11</sup> Heinrichs *Livländische Chronik*. 2. Aufl., bearb. v. Leonid Arbusow (†) u. Albert Bauer. Hannover 1955 (*Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum* editi). – Vgl. ferner Albert Bauers lat.-dt. Ausgabe: *Heinrich von Lettland, Livländische Chronik*, neu übersetzt v. Albert Bauer. Darmstadt 1959 (*Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters*. Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe. 24).

<sup>12</sup> Reinhard Wittram, *Zur Orientierung über Forschungsstand und Problemstellungen der baltischen geschichtswissenschaftlichen Arbeit*. Ms. [1960], S. 8. GStAPK, I. HA Rep. 224 B, betr. 13. Baltisches Historikertreffen 1960.

<sup>13</sup> GStAPK, I. HA Rep. 224 B, betr. Auseinandersetzung mit dem Vorsitzenden der Deutsch-Baltischen Landsmannschaft Georg Baron Manteuffel-Szoege um die Darstellung von Jürgen von Hehn, „Die baltischen Lande. Geschichte und Schicksal der baltischen Deutschen“, 1951–1952.

muth Weiss ausführte, „eine Baltische Historische Kommission in sich möglichst die Traditionen aller baltischen geschichtlichen und landeskundlichen Institute und Gesellschaften vereinigen müsse“. So wurden vorrangig die ehemaligen Vorstandsmitglieder der wissenschaftlichen Gesellschaften berücksichtigt, Reinhard Wittram wurde zum Ersten Vorsitzenden gewählt und nahm diese Funktion bis zu seinem Tode im Mai 1973 wahr.<sup>14</sup>

Mit der Konstituierung der Baltischen Historischen Kommission unter dem Dach des Johann Gottfried Herder-Forschungsrates war 1951 in wissenschaftsorganisatorischer Hinsicht die unmittelbare Nachkriegszeit beendet, denn damit waren die grundlegenden äußeren Bedingungen geschaffen, unter denen sich in den nachfolgenden Jahrzehnten, im Kern bis auf den heutigen Tag, die Forschungsarbeit an der baltischen Geschichte vollzogen hat und vollzieht. Es war, zahlenmäßig betrachtet, eine sehr kleine Gruppe; im Tätigkeitsbericht des Historikerkreises vom September 1950 heißt es: „Insgesamt zählt die deutsch-baltische Flüchtlingschaft rund 25 wissenschaftlich ausgebildete Historiker; dazu kommen noch mehrere anerkannte Genealogen. Von den 25 Geschichtswissenschaftlern sind 9 wieder in wissenschaftlichen Berufen tätig; außerdem haben noch 3 oder 4 die Möglichkeit, zeitweilig etwa auf ihren Fachgebieten zu arbeiten. Die übrigen sind teils arbeitslos, teils in nicht wissenschaftlichen Berufen tätig. Die meisten leben noch unter den drückenden, manche unter unwürdigen Bedingungen reiner Flüchtlingsexistenz.“<sup>15</sup> Forschungsbeihilfen, die vornehmlich der Herder-Forschungsrat der Kommission zur Verfügung stellte, ermöglichten die Durchführung mehrerer Forschungsvorhaben und sicherten zugleich dem Forscher für einen befristeten Zeitraum eine materielle Existenzgrundlage. Die Vollendung der Edition Heinrichs von Lettland nach Arbusows Tode 1951 verdankte die Kommission dem Umstand, daß die Deutsche Forschungsgemeinschaft auf ihren Antrag hin dem stellenlosen Albert Bauer,<sup>16</sup> einem engen Mitarbeiter Arbusows aus ihrer gemeinsamen Rigaer Zeit, ein mehrjähriges Stipendium gewährte.<sup>17</sup> Der wirtschaftliche Aufstieg der jungen Bundesrepublik verschaffte allmählich im Laufe der 50er Jahre den deutschbaltischen Historikern dauerhafte berufliche Anstellungen, freilich nicht auf dem Gebiet der baltischen Geschichte, denn dafür gab es in keiner Forschungsinstitu-

<sup>14</sup> GStAPK, I. HA Rep. 224B, betr. Protokolle der Mitgliederversammlungen der BHK, 1951–1972, hier: Protokoll der Mitgliederversammlung auf dem 4. Baltischen Historikertreffen 1951.

<sup>15</sup> GStAPK, I. HA Rep. 224B, betr. Tätigkeit des Baltischen Historikerkreises, 1950/51.

<sup>16</sup> Lexikon (wie Anm. 6), S. 31 f.; Kaegbein, Lenz, Fünzig Jahre (wie Anm. 7), S. 96; Nachruf von Paul Johansen, in: Zeitschrift für Ostforschung 11 (1962), S. 476 ff.

<sup>17</sup> GStAPK, I. HA Rep. 224B, betr. Edition der Livlandchronik des Heinrich von Lettland durch Albert Bauer, 1951–1955.

tion hauptamtliche Stellen. „Die aktiven und leistungsfähigen Kräfte“, stellte Wittram 1957 fest, „sind in die Arbeitswelt der Bundesrepublik eingegliedert worden und haben die Möglichkeit verloren, Sonderaufträge für Forschungsvorhaben auf dem Gebiet der Ostgeschichte entgegenzunehmen.“<sup>18</sup> Für fast alle Kommissionsmitglieder entwickelten sich ihre geschichtswissenschaftlichen Forschungen zu Feierabend- und Wochenendbeschäftigungen, zu einer nebenberuflichen und ehrenamtlichen Tätigkeit, der eine angemessene äußere Honorierung versagt blieb. Um so erstaunlicher stellt sich unter diesen Bedingungen die wissenschaftliche Produktivität der Kommission mit ihren bedeutenden Publikationen dar.

Betrachtet man näher die Vorträge, die auf den 15 Historikertreffen zwischen 1947 und dem Anfang der 60er Jahre gehalten wurden,<sup>19</sup> und beschäftigt sich intensiver mit der dafür geleisteten wissenschaftlichen Arbeit, so überwiegen die gelehrten Detailforschungen zu einem breiten Themenspektrum: Zeitlich reichen sie von den Verhältnissen der Eroberungsepoche Livlands um 1200, über die sich Paul Johansen mehrfach äußerte,<sup>20</sup> bis zur Umsiedlung der Deutschbalten 1939 und der Einverleibung der baltischen Staaten in die Sowjetunion 1940, die Reinhard Wittram und Hellmuth Weiss analysierten.<sup>21</sup> Sachlich wird ein ebenso weiter Bogen geschlagen von der Verfassungs-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte über die Diplomatiegeschichte bis hin zur Geistes- und Kulturgeschichte, soziale und nationale Großgruppen werden ebenso behandelt wie einzelne Persönlichkeiten in biographischen Skizzen charakterisiert. Es fällt aber auf, daß das wissenschaftliche Spezialistentum, das für die Erschließung und Durchdringung der Überlieferung unentbehrlich ist, ständig begleitet wurde von der Diskussion grundsätzlicher Fragen, die sich der baltischen Geschichtsforschung stellen. Vorrangig war es Reinhard Wittram, der mit eigenen Referaten oder in seinen Eröffnungssprachen immer wieder den jeweiligen Standort der Kommissionsarbeit mit ihren inhaltlichen Schwerpunkten, ihren methodischen Ansätzen und

<sup>18</sup> Reinhard Wittram, Tätigkeitsbericht [der BHK] 1957. Ms. [1957], S. 3. GStAPK, I. HA Rep. 224 B, betr. 10. Baltisches Historikertreffen 1957.

<sup>19</sup> Eine detaillierte Zusammenstellung der 1947–1996 auf den Baltischen Historikertreffen gehaltenen Vorträge mit bibliographischem Nachweis der Publikationsorte bei Kaegbein, Lenz, Fünfzig Jahre (wie Anm. 7), S. 35–80.

<sup>20</sup> Die Gründung Revals (1949); Städtewesen um die Ostsee in vorhansischer Zeit (1950); Das Minderwertigkeitsgefühl als sozialer Faktor im mittelalterlichen Livland (1954); Über die sog. Aufseglung Livlands durch Bremer Kaufleute (1960). Nachweise bei Kaegbein, Lenz, Fünfzig Jahre (wie Anm. 7), S. 35 f., 39 u. 43.

<sup>21</sup> Reinhard Wittram, Der Struktur- und Substanzwandel der deutschbaltischen Volksgruppe im letzten Jahrzehnt vor der Umsiedlung als Forschungsproblem; Hellmuth Weiss, Die Entwicklung des Deutschtums in Estland (1959). Vgl. Kaegbein, Lenz, Fünfzig Jahre (wie Anm. 7), S. 42.

den verwendeten Wertmaßstäben eindringlich erörterte. Darüber hinaus trug er mit seinen Anregungen dafür Sorge, daß derartige Reflexionen über „Sinn und Aufgabe baltischer Geschichtsforschung heute“, wie eine kleine Vortragsfolge auf dem Historikertreffen im Juli 1952 überschrieben war,<sup>22</sup> auch von anderen Referenten angestellt wurden. Dahinter stand seine als Notwendigkeit empfundene Absicht, für die Behandlung der baltischen Geschichte aus dem „Stil der Mythologisierung“, wie er das einmal nannte,<sup>23</sup> herauszukommen. Damit war gemeint, daß grundlegende Interpretationsansätze und Interpretationsmuster der älteren deutschbaltischen Geschichtsforschung auf ihre Stichhaltigkeit überprüft wurden, indem man solche historiographischen Traditionen auf ihren zeit- und situationsgebundenen Hintergrund hin untersuchte und gegebenenfalls sinnstiftende Darstellungen übergreifender Zusammenhänge in ihrer Fragwürdigkeit enthüllte. Die Kritik entzündete sich ebenso an den einflußreichen Werken berühmter Historiker wie an herausragenden Einzelthemen, sie erfaßte dabei in Ausschnitten die gesamte deutschbaltische Geschichtswissenschaft seit Carl Schirren im allgemeinen und zudem die historische Arbeit von Wittrams eigener Generation zwischen 1933 und 1945 im besonderen und untersuchte vor allem die Bedeutung des modernen Nationalismus für das jeweilige Geschichtsbild.

Arved von Taube wies 1952 darauf hin, daß die deutschbaltische Geschichtswissenschaft durch den Grundton der Abwehr, der Apologie geprägt worden sei, da sie ihre vornehmste Aufgabe in der Verteidigung der historischen Rechtsstellung der Deutschbalten gegen die Bedrohung von außen gesehen habe, und er stellte gewisse Einseitigkeiten dieser Abwehrhaltung bei der Beurteilung des Gegners fest.<sup>24</sup> In einer perspektivenreichen Analyse von Carl Schirrens „Livländischer Antwort“, vielleicht des berühmtesten und bekanntesten Werkes eines deutschbaltischen Historikers, arbeitete Wittram heraus, daß Schirren mehr, als es der erste Anschein mit dem Beharren auf dem ständischen Recht erweckte, in der Welt der neuen nationalen Gefühle zu Hause war. Schirren habe durch seinen Bezug auf den nationalen Träger des Landesrechts die Deutschen Livlands in ihrem Abwehrkampf gegen die Russifizierung und überhaupt in ihrem Landesbewußtsein national isoliert, und er habe durch seine herausfordernde Ablehnung und Verachtung alles Russischen ein einseitig-

---

<sup>22</sup> Kaegbein, Lenz, Fünfundzwanzig Jahre (wie Anm. 7), S. 38.

<sup>23</sup> Reinhard Wittram an Hellmuth Weiss vom 1.12.1951. GStAPK, I. HA Rep. 224B, betr. Schriftwechsel von Reinhard Wittram mit Hellmuth Weiss, 1946–1973.

<sup>24</sup> Arved Baron Taube, Vom Sinn der Beschäftigung mit baltischer Geschichte in heutiger Zeit, in: Baltische Briefe 5 (1952), Nr. 8/9 (46/47), S. 8.

ges Rußlandbild geschaffen.<sup>25</sup> „Es geht m.E. auch nicht, Schirren nur als Konservativen zu sehen, der für das Recht kämpfte – er war auch ein Hasser und hat zu manchen Ansprüchen des ‚Volkstums‘ (...) Pate gestanden.“<sup>26</sup> Nach Taubes Interpretation war die Heroisierung Johann Reinhold von Patkuls, des ständischen Widersachers König Karls XII. von Schweden, aus dem Gefühl erwachsen, vor der Geschichte vermöchten nur die Gemeinschaften zu bestehen, für die ihre Glieder bereit seien, sich mit ihrer ganzen Persönlichkeit einzusetzen. Diese Einstellung habe dann zur Herausbildung des kämpferischen, auf Abwehr gerichteten politisch-historischen Bewußtseins der baltisch-deutschen Bildungsschicht geführt und den Willen zur Erhaltung der provinziellen Autonomie und der nationalen Eigenständigkeit gestärkt, zugleich aber auch verhärtet und zu einer geistigen Isolierung der politisch orientierten baltisch-deutschen Geschichtsschreibung beigetragen.<sup>27</sup>

Wittram war sich im klaren darüber, daß die nationalpolitische Sichtweise, wie sie Schirren in der Verteidigung des historischen Landes- und Standesrechts mehreren Generationen von baltischen Deutschen eingeprägt hatte, unter veränderten Umständen in eine nationalideologische Deutung der baltischen Geschichte umzuschlagen gedroht hatte.<sup>28</sup> Nach 1918 gerieten die deutschbaltischen Historiker in den selbständigen Staaten Estland und Lettland zunehmend dadurch in die Defensive, daß sich eigenständige estnische bzw. lettische Geschichtswissenschaften entwickelten. Deren Forschungen drehten sich um das Schicksal des eigenen Volkes und dessen ungebrochene Kontinuität unter wechselnden Herrschaften; die anderen Völker wurden danach beurteilt, inwieweit sie die Entwicklung des eigenen behindert oder gefördert hatten, und den deutschen Anteil an der Landesgeschichte suchten sie herunterzuspielen und beiseite zu schieben. Die Deutschbalten reagierten darauf mit der volksgeschichtlichen Betrachtungsweise, für die die historische Gestalt und Struktur deutschen Volkskörpers im Rahmen der baltischen Landesgeschichte im Vordergrund stand.<sup>29</sup> Wittram verleugnete auch nach 1945 die

<sup>25</sup> Wittram, *Livländische Antwort* (wie Anm. 2), insbes. S. 177-181.

<sup>26</sup> Vgl. Anm. 23.

<sup>27</sup> Arved Frhr. von Taube, Von ständischer Libertät zu nationaler Selbstbehauptung, Johann Reinhold Patkul im baltisch-deutschen Geschichtsbild (1707-1957), in: *Zeitschrift für Ostforschung* 6 (1957), S. 481-510.

<sup>28</sup> Reinhard Wittram, Die moderne Geschichtsforschung und die baltische Tradition, in: *Jahrbuch des baltischen Deutschtums* 15 (1968), S. 47-59, hier S. 49f.

<sup>29</sup> Einen guten Überblick über die volksgeschichtlich orientierte Forschung der Zwischenkriegszeit gibt aus seiner damaligen Perspektive Reinhard Wittram, Die deutsche Geschichtsforschung in den baltischen Ländern. Wandlungen, Ergebnisse, Aufgaben, in: *Deutsche Ostforschung. Ergebnisse und Aufgaben seit dem ersten Weltkrieg*, hrsg. v. Hermann Aubin, Otto Brunner, Wolfgang Kohte u. Johannes Papritz. Bd. 2, Leip-

Erkenntnisfortschritte dieses Ansatzes nicht, da mit der Konzentration auf Bevölkerungsverschiebungen, Siedlungsvorgänge, Nationalitätenwandel und geistesgeschichtliche Vorgänge unbekannte Seiten des historischen Prozesses beleuchtet worden seien. Aber er stellte darüber hinaus deutlich heraus, daß im allgemeinen Horizont dieses Geschichtsverständnisses „die Verbindung der deutschen Landesbewohner mit Deutschland und deutschen Machtideen als schlechthin sinngebend“ angesehen worden war.<sup>30</sup>

Von hier aus lag es für viele Angehörige der damals jungen Generation, unter denen Wittram an erster Stelle stand, nahe, die eigenen Erwartungen mit nationalsozialistischen Vorstellungen zu harmonisieren, als der Machtanstieg Deutschlands nach 1933 im Auslandsdeutschtum Hoffnungen auf eine Neuordnung Ostmitteleuropas unter deutscher Führung weckte. Mit der Kraft seines Wortes und seiner Feder hat sich Wittram damals hinter die „Bewegung“ gestellt. In dem auf den Juni 1934 datierten Vorwort seiner Schrift „Meinungskämpfe im baltischen Deutschum während der Reformepoche des 19. Jahrhunderts“ lesen wir: „Um einen neuen Ansatz unserer baltischen Geschichtsauffassung zu ringen, ein neues gültiges Geschichtsbild zu gewinnen, ist eine Aufgabe geworden, der wir uns nicht entziehen dürfen, wenn wir die Wissenschaft dem Leben verpflichtet wissen. (...) Je gewissenhafter wir der Wahrheitspflicht

---

zig 1943 (Deutschland und der Osten. 21), S. 447–460. – Aus der Zeit nach 1945 vgl. Wittrams knappe, aber inhaltsreiche historiographische Bemerkungen in: Baltische Historische Kommission, in: Zeitschrift für Ostforschung 3 (1954), S. 250–253, hier S. 250f.; ders., Kulturpolitische Funktionen des Historikers. Ms. [1955], S. 1ff. GStAPK, I. HA Rep. 224B, betr. Allgemeine Korrespondenz 1954–1955. – Mehrere neuere Untersuchungen zur deutschbaltischen, estnischen und lettischen Historiographie zwischen 1919 und 1940 in den beiden Sammelwerken: Die Universitäten Dorpat/Tartu, Riga und Wilna/Vilnius 1579–1979. Beiträge zu ihrer Geschichte und ihrer Wirkung im Grenzbereich zwischen West und Ost, hrsg. v. Gert v. Pistohlkors, Toivo U. Raun, Paul Kaegbein. Köln/Wien 1987 (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte. 9); Zwischen Konfrontation und Kompromiß. Oldenburger Symposium: „Interethnische Beziehungen in Ostmitteleuropa als historiographisches Problem der 1930er/1940er Jahre“, hrsg. v. Michael Garleff. München 1995 (Schriften des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte. 8). – Allgemein: Willi Oberkrome, Volksgeschichte. Methodische Innovation und völkische Ideologisierung in der deutschen Geschichtswissenschaft 1918–1945. Göttingen 1993 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft. 101). Die Ausführungen zu Wittram leiden allerdings darunter, daß die Lage der deutschbaltischen Historiographie in den neuentstandenen Nationalstaaten Estland und Lettland nicht thematisiert wird, so daß ein sehr verkürztes Bild entsteht.

<sup>30</sup> Reinhard Wittram, Geschichtswissenschaft und geschichtliche Wahrheit, in: Baltische Briefe 5 (1952), Nr. 8/9 (46/47), S. 7; ders., Ms. betr. die deutsch-baltische Geschichtsschreibung im 20. Jh. [1959]. GStAPK, I. HA Rep. 224B, betr. 12. Baltisches Historikertreffen 1959; ders., Moderne Geschichtsforschung (wie Anm. 28), S. 49 (Zitat).

des Historikers Genüge zu leisten suchen, je strenger wir gegen uns sind, desto unbefangener werden wir uns unsere Aufgaben nicht nur von den Bedürfnissen der Wissenschaft, sondern auch von den Forderungen unserer geschichtlichen Stunde leiten lassen dürfen.“<sup>31</sup> Es ist hier nicht der Ort, die von der Sicht und von den Erfahrungen des Auslandsdeutschen, des Deutschbalten geprägte Stellungnahme Wittrams zu den deutschen politischen Entwicklungen mit ihren sich grundsätzlich wandelnden Konstellationen zwischen 1928 und 1945 im einzelnen zu beschreiben und zu analysieren.<sup>32</sup> Erwähnt sei nur noch, daß er nach dem 22. Juni 1941 an „die Erfüllung (...) der kühnsten Sehnsucht, die je hinter unserer wissenschaftlichen Arbeit stand“, glaubte: „(...) ist unser Volk überall im Osten an die Arbeit gegangen, um seinen geschichtlichen Auftrag zu erfüllen. (...) Er umfaßt die alten Randgebiete des Reiches und reicht weit über sie hinaus, er ist so groß, daß unser Volk darin die Erfüllung jener geschichtlichen Verheißungen finden wird, die aus der wechselvollen Tragik seiner Ostgeschichte hervorleuchten. (...) das Land [sc. Livland] (...) die nordöstlichste Mark des Reiches (...) ist (...) mit seinen Völkern in den Schutz des Reiches, in den Sinnzusammenhang der deutschen Ostaufgabe zurückgekehrt.“<sup>33</sup>

Nach 1945 erkannte Wittram, daß gerade die Denkkategorie des „historischen Auftrages“, den er für die Deutschen und das Deutsche Reich

<sup>31</sup> Reinhard Wittram, *Meinungskämpfe im baltischen Deutschtum während der Reformepoche des 19. Jahrhunderts*. Riga 1934, S. VIII f.

<sup>32</sup> Wittrams Haltung zum Nationalsozialismus wird mit vielen Zitaten dargelegt bei Hans-Erich Volkmann, Von Johannes Haller zu Reinhard Wittram. *Deutschbaltische Historiker und der Nationalsozialismus*, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 45 (1997), S. 21-46, besonders S. 30-33 u. 44 f. Allerdings reicht es für ein vertieftes Verständnis nicht aus, mit einer Sammlung von ein wenig einseitig ausgewählten Belegen die Übereinstimmung mit der NS-Ideologie beweisen zu wollen, ohne auf die wesentlichen Voraussetzungen im politischen und historischen Denken Wittrams näher einzugehen. Daß die volksgeschichtliche, d.h. auf das Deutschtum bezogene Betrachtungsweise die landesgeschichtliche, d.h. auf die baltischen Lande und damit auch auf die Letten und Esten bezogene Betrachtungsweise nicht gänzlich verdrängen dürfe, war ihm immer klar und ist ihm nicht erst 1943 aufgegangen (gegen Volkmann, S. 32). Ohne Berücksichtigung der historiographischen Gesamtlage in den Nationalstaaten Estland und Lettland muß die Betrachtung der „Volks-geschichte“ bei Wittram und anderen notwendigerweise sehr verkürzt und einseitig ausfallen. Das Bild wird schließlich dadurch verzerrt, daß zwar „rassebiologische“ Bekenntnisse Wittrams aneinandergereiht werden (ebenda, S. 31 f.), aber ihr Stellenwert und ihre Bedeutung im Rahmen des gesamten damaligen historiographischen Schaffens Wittrams, nicht nur in seinen programmatischen Bekundungen, sondern auch in seinen konkreten Einzeluntersuchungen, gar nicht erörtert werden. Eine detailliertere Auseinandersetzung behalte ich mir für die in Anm. 71 angekündigte Studie vor.

<sup>33</sup> Aus dem Vorwort zu: Reinhard Wittram, *Rückkehr ins Reich. Vorträge und Aufsätze aus den Jahren 1939/40*. Posen 1942, S. 6.

aus ihrer geschichtlichen Stellung im Osten Europas abgeleitet hatte, zum Einfallstor für die das historische Denken leitende politische Ideologie geworden war. Im Rückblick von 1959 beschrieb er die historisch-politische Empfindungswelt, unter deren Voraussetzungen er 1939 seine Gesamtdarstellung „Geschichte der baltischen Deutschen“ veröffentlichte, folgendermaßen: „Was viele von uns damals in seinem Bann hielt, war eine die Wirklichkeit transzendierende Hoffnung – die Vorstellung, daß die vielen Ansätze weitreichender Wirksamkeit des deutschen Volkes im Osten nicht abgestorbene oder abgebrochene Zweige, sondern keimkräftige Wurzeln seien, daß über dieser ganzen unvollendeten Geschichte die Verheißung künftiger Vollendung ruhe. War dieses einmal vorgegeben, so ging das historische Denken in bestimmten Bahnen. Dann konnte auch die Geschichte der anderen Völker im Blickfeld bleiben, erschien freilich providentiell dem deutschen Schicksal zugeordnet. So konnte auch die übergreifende Landesgeschichte nicht eine Rückkehr zum vornationalen Geschichtsbild bedeuten, sondern war in ihren wertenden Bezügen von nationalpolitischen Vorstellungen durchwirkt.“<sup>34</sup> Ähnlich hatte er sich 1954 geäußert: „Deutsche Forschung – der Verfasser schließt sich selbst nicht aus – deutete die Spuren deutschen Wirkens im ganzen Osten als Zeichen einer geschichtlichen Verheißung, deren Erfüllung erst mit der Wiedergewinnung einer machtpolitisch gestützten Verantwortung des Reiches gegeben sein werde. In all diesen Fällen gaben politische Gesichtspunkte der Gegenwart vergangenen Zuständen und Vorgängen das Profil. Wir werden heute zugeben müssen, daß mehr als einmal politische Wunschbilder und Willensantriebe die Synthese bewirkten.“<sup>35</sup>

Wittram gestand sich nach 1945 ein, daß „eine gewisse Nähe zu geschichtsmythologischen Vorstellungen“ die deutschbaltische geschichtswissenschaftliche Forschung in ihrer Wirkung isoliert hatte. „Unsere Geltung beschränkte sich auf Deutschland und war oft nur noch politisch begründet.“<sup>36</sup> Die Katastrophe von 1945 schuf insofern eine völlig neue Ausgangslage, als nach dem endgültigen Verlust der Heimat ein wesentlicher Antrieb der deutschbaltischen Forschung, der mit historischen Mitteln geführte Nachweis des deutschen Lebensrechtes in den baltischen Landen, entfallen war. Die Baltische Historische Kommission hat sich diese Situation in ihrer wichtigsten Grundsatzdebatte auf dem 5. Histori-

---

<sup>34</sup> Wittram, Ms. betr. die deutsch-baltische Geschichtsschreibung im 20. Jh. (wie Anm. 30).

<sup>35</sup> Reinhard Wittram, Über Maßstäbe und Urteile in der Geschichtsschreibung Ostmitteleuropas, in: Ders., Das Nationale (wie Anm. 2), S. 51-75 u. 218 ff., hier S. 61.

<sup>36</sup> Wittram, Kulturpolitische Funktionen (wie Anm. 29), S. 2 f.

kertreffen 1952 mit aller Deutlichkeit bewußt gemacht<sup>37</sup> und daraus für ihre wissenschaftspolitischen Bemühungen eine zentrale Konsequenz gezogen. Nach den damaligen Worten von Werner Conze hatten die Deutschen in Ostmitteleuropa „ihre Streusiedlungslage einer politischen und gesellschaftlichen Verfassung verdankt, die für immer vergangen ist“. Dränge sich nicht, so seine rhetorische Frage, da „eine Wiederherstellung der alten Wohnorte und Siedlungen indiskutabel“ sei, für die Gegenwart ein neuer Antrieb der Forschung auf: „das Suchen der Gemeinsamkeit mit den Nachbarvölkern des Ostens, mit denen wir de facto heute trotz aller überlieferten und bis heute noch gesteigerten Feindschaften bereits in einer gemeinsamen Bindung stehen?“<sup>38</sup>

Aus dieser Erkenntnis heraus bemühte sich die Kommission von Anfang an intensiv darum, die wissenschaftliche Diskussion mit Vertretern der estnischen und der lettischen Geschichtswissenschaft in Gang zu bringen und „wissenschaftliche Gespräche über Einzelfragen aus der baltischen Geschichte zwischen Historikern der verschiedenen Nationalitäten in die Wege zu leiten“ (so der Kommissionsbeschluß 1954),<sup>39</sup> in der Absicht zu erreichen, daß alle beteiligten Forscher in ihren historischen Arbeiten an die gleichen strengen Maßstäbe einer rational nachprüfbaren Fundierung und Urteilsbildung gebunden würden.<sup>40</sup> Dabei kamen angesichts des Eisernen Vorhangs in Europa in den 50er und 60er Jahren nur Exilanten als Gesprächspartner in Betracht, die nach 1944 vornehmlich in Deutschland, Schweden und Dänemark mit großem Einsatz ihre Forschungen zur Geschichte ihrer Heimat und ihres Volkes fortführten. Seit 1954 nahmen in fast ununterbrochener Folge estnische und lettische Fachkollegen mit eigenen Vorträgen an den Historikertreffen teil, Diplomaten, Juristen, Historiker und Archivare. Erwähnt seien an dieser Stelle nur Georg Vigrabs mit seinen Studien zur Außenpolitik der 1930er Jahre und Arnold Soom mit seinen Untersuchungen zur Handelsgeschichte des

<sup>37</sup> Die Bedeutung der damals geführten Debatte und der ihr zugrundegelegten Referate Wittrams, Conzes und Taubes für die geistige Ausrichtung der nachfolgenden Einzelforschungen der Baltischen Historischen Kommission sowie die andauernde Geltung der damaligen Kerngedanken hat Gert von Pistohlkors wiederholt zu Recht betont. Vgl. Gert von Pistohlkors, Die Stellung der Deutschen in der Geschichte der Esten, Letten und Litauer, in: Nordost-Archiv N.F. I (1992), S. 89-122, hier S. 108 ff.; ders., Baltische Geschichtsforschung in Deutschland. Ergebnisse und Perspektiven, in: Ders., Vom Geist der Autonomie. Aufsätze zur baltischen Geschichte, hrsg. v. Michael Garleff. Köln 1995, S. 143-157, hier S. 155 f.; Baltische Länder, hrsg. v. dems. Berlin 1994 (Deutsche Geschichte im Osten Europas), S. 21 f.

<sup>38</sup> Werner Conze, Kann es heute eine lebendige Geschichte des Deutschtums in Ostmitteleuropa geben, in: Baltische Briefe 5 (1952), Nr. 8/9 (46/47), S. 8.

<sup>39</sup> GStAPK, I. HA Rep. 224 B, betr. 7. Baltisches Historikertreffen 1954.

<sup>40</sup> Wittram, Kulturpolitische Funktionen (wie Anm. 29), S. 6.

17. Jahrhunderts.<sup>41</sup> Die Bedeutung dieses Vorganges wird man erst angemessen würdigen können, wenn man berücksichtigt, daß in der Vergangenheit, sowohl vor dem Ersten Weltkrieg<sup>42</sup> als auch erneut in den 30er Jahren,<sup>43</sup> die Historiker der einzelnen Nationalitäten immer getrennt getagt hatten und etwa 1937 die deutschbaltischen Historiker auf dem großen Historikerkongreß in Riga von lettischer Seite absichtlich aus den Reihen der Referenten ausgeschlossen worden waren.<sup>44</sup> Die 1959 neugeschaffene Einrichtung der korrespondierenden Mitgliedschaft, die man vornehmlich estnischen und lettischen Wissenschaftlern antrug, wurde dazu genutzt, die Verbundenheit in der gemeinsamen Arbeit an der baltischen Geschichte äußerlich anzuerkennen. Mehrere korrespondierende Mitglieder haben einmal oder mehrfach auf den Historikertreffen referiert, so Evald Blumfeldt, Arnold Soom, Nikolaus Walters, Otto Alexander Webermann.<sup>45</sup>

Eine weitere wichtige Möglichkeit zur wissenschaftlichen Zusammenarbeit suchte die Kommission seit 1953 zu nutzen, indem sie die Herausgabe eines nationenübergreifenden Sammelwerkes übernahm. Der Gedanke zu einer Baltischen Kirchengeschichte war in kirchlichen Kreisen entstanden, auf einer Zusammenkunft von Vertretern der estnischen, lettischen, litauischen und deutschbaltischen Heimatkirchen in Bethel; man strebte dabei an, „eine Kirchengeschichte so darzustellen, dass sie in allen beteiligten Sprachen erscheinen und von allen als ihre Kirchengeschichte angesehen werden kann“. Wittram übernahm es, diesen Plan in die Tat umzusetzen; er legte dabei großen Wert darauf, für die Geschichte der baltischen Landeskirche allen an dieser beteiligten Nationalitäten Gelegenheit zur Mitarbeit zu geben, so daß das Ergebnis allen Gliedern der Landeskirche unabhängig von ihrer Nationalität als eine angemessene und gerechte Darstellung erscheinen konnte.<sup>46</sup>

---

<sup>41</sup> Vgl. Kaegbein, Lenz, Fünfzig Jahre (wie Anm. 7), S. 39f. (Vīgrabs), 41 u. 43 (Soom).

<sup>42</sup> Reinhard Wittram, Der I. Baltische Historikertag im April 1908 in Riga und seine Problematik, in: Ostdeutsche Wissenschaft 5 (1958), S. 400–421, insbes. S. 405 u. 407–410.

<sup>43</sup> Indrek Jürjo, Die Versammlung deutscher Historiker in Reval/Tallinn am 10. und 11. April 1933 – Ergebnis und Wirkungen, in: Zwischen Konfrontation (wie Anm. 29), S. 171–183.

<sup>44</sup> Vgl. den Kongreßband: Pirmā Baltijas vēsturnieku konference. Rīga, 16.–20. VIII 1937 (Die erste Baltische Historiker-Konferenz. Riga, 16.–20. August 1937). Rīga 1938; Jürgen von Hehn, Die deutschbaltische Geschichtsschreibung 1918–1939/45 in Lettland, in: Deutschbaltische Geschichtsschreibung (wie Anm. 5), S. 371–398, hier S. 388f.

<sup>45</sup> Vgl. die Zusammenstellung der korrespondierenden Mitglieder der BHK bei Kaegbein, Lenz, Fünfzig Jahre (wie Anm. 7), S. 183f.

<sup>46</sup> GStAPK, I. HA Rep. 224 B, betr. Baltische Kirchengeschichte, 1953–1956.

Die Umsetzung der Planung zeigte, daß damals derartigen Absichten noch Grenzen gesetzt waren. Die erwünschte umfangreiche Hinzuziehung lettischer und estnischer Autoren gelang mangels geeigneter Kräfte nicht, so daß schließlich den 16 deutschen Autoren nur zwei estnische zur Seite traten, lettische also gänzlich fehlten. Vor allem brachen in einer ausführlichen Rezension des lettischen, in Uppsala wirkenden Kirchenhistorikers H. Biezais<sup>47</sup> die alten lettisch-deutschbaltischen Konfliktpunkte der Zwischenkriegszeit mit den alten Argumentationsmustern wieder auf, wenn Biezais zu dem sog. Rigaer Domkirchenproblem von 1931 schrieb: „Als nun die lettische Regierung 1931 durch ein Gesetz die Rechte der Deutschen begrenzte, so daß sie die Domkirche nur zu einem Drittel benutzen durften, kann man da wirklich von einem moralischen Verbrechen sprechen, wenn man nicht den Staat selbst als ein Verbrechen ansehen will? (...) Es ist bekannt, daß die deutsche Minderheit eine offen illoyale Minderheit war, (...) trotzdem nutzten sie die kirchlichen und kulturellen Freiheiten aus wie keine andere Minderheit in Europa (mit Ausnahme der Deutschen in Estland).“ Wittram hatte nicht Unrecht, wenn er in seiner Replik darauf hinwies, „wie stark sich alte Geschichtsvorstellungen in einzelnen Exilgruppen konserviert“ hätten, statt alte nationalistische Frontstellungen unter universelleren Gesichtspunkten neu einzuordnen.<sup>48</sup> Trotz einer derartigen Stimme war aus der Sicht der Baltischen Historischen Kommission nicht zu verkennen, daß sich die wissenschaftliche Kontroverse gerade mit den lettischen Historikern, die in den 30er Jahren unter der autoritären Diktatur von Ulmanis in schärfster Form geführt worden war,<sup>49</sup> im Ton und im Inhalt zunehmend versachtlichte. Als Wittram 1960 über Forschungsstand und Problemstellungen der baltischen geschichtswissenschaftlichen Arbeit orientierte, äußerte er sich ausführlicher zu Arveds Švābe, der die nationallettische Polemik gegen die deutschbaltische Geschichtsforschung mit angeführt hatte und „im gewissen Sinn repräsentativ für die enge Verbindung von Wissenschaft und Politik, die das öffentliche Leben der Republik Lettland weit hin bestimmte“, gewesen war, und er wies dabei voller Anerkennung auf

<sup>47</sup> Haralds Biezais, in: *Kyrkohistorisk Årsskrift* (März 1957). Deutsche Übersetzung der schwedischsprachigen Rezension in: *GStAPK*, I. HA Rep. 224 B, betr. Kontroverse um die Besprechung des Werkes „Baltische Kirchengeschichte“ durch H. Biezais.

<sup>48</sup> Reinhard Wittram in seiner Stellungnahme zur Rezension von Biezais, vorgetragen in seinem Tätigkeitsbericht 1957 auf dem 10. Baltischen Historikertreffen 1957 (wie Anm. 18), S. 5 f.

<sup>49</sup> Diese aufschlußreiche Kontroverse harrt noch einer eindringlichen Untersuchung. Vgl. vorläufig als Überblick Hehn, *Geschichtsschreibung* (wie Anm. 44), S. 388–396. Unzureichend der sehr knappe Beitrag von Inesis Feldmanis, *Die lettische Historiographie*, in: *Zwischen Konfrontation* (wie Anm. 29), S. 133–138.

dessen 1958 erschienene „Geschichte Lettlands 1800–1914“ hin, die auch die deutschbaltische Literatur verarbeitet habe und sowohl in ihrer Materialfülle als auch in ihrem Bemühen um Objektivität Švābes ältere Arbeiten überrage.<sup>50</sup>

Die Kritik, die die Kommission an traditionellen nationalistischen Geschichtsbildern von Letten und Esten übte, konnte freilich größere Überzeugungskraft nur entfalten, wenn die deutschen Historiker selber ihre hergebrachten Deutungen und Wertungen der Vergangenheit überprüften und alte Kontroversen durch die Entwicklung neuer intensiver Fragestellungen überwandten. Wittram stellte der Kommission die Aufgabe, einen neuen wissenschaftlichen Standort zu gewinnen, „der uns die Möglichkeit gibt, der an Widersprüchen und Spannungen reichen historischen Problematik unseres Vielvölkerlandes von innen her methodisch und inhaltlich gerecht zu werden“.<sup>51</sup> Seine Arbeits- und Tätigkeitsberichte als Kommissionsvorsitzender sind immer wieder durchsetzt von methodischen Erörterungen. Sie dienen vornehmlich dazu, sich die Gefahren einer nationalideologischen Geschichtsinterpretation, der die deutsche Forschung und er selbst vor 1945 nicht entgangen waren, zu vergegenwärtigen und ihnen durch eine kritische Reflexion der historischen Arbeitsweise und Wertungsmaßstäbe zu begegnen.

Deute man Geschichte von den Funktionen der Völker und Menschengruppen her, liege unter den Stichworten der „Aufgabe“, der „Mission“, der „Leistung“, des historischen Erfüllungssolls eine ideologische Fehlinterpretation nahe, indem das Wesentlichste, das Leben selbst, die Gegebenheit des Daseins in seiner Formenfülle zu kurz komme, eine Formenfülle, die man als Fluch und Segen auslegen könne, jedenfalls aber zu verstehen trachten müsse.<sup>52</sup> Man ver falle einer ideologischen Betrachtung,

---

<sup>50</sup> Wittram, Zur Orientierung (wie Anm. 12), S. 5f.

<sup>51</sup> GStAPK, I. HA Rep. 224 B, betr. Allgemeine Korrespondenz 1952–1954.

<sup>52</sup> Wittram, Zur Orientierung (wie Anm. 12), S. 11. Deutlich erkennt man in diesen Formulierungen die Selbstkritik an Grundmustern des eigenen historischen Denkens vor 1945. Vgl. oben, Anm. 33. Vgl. noch Wittram, Das Reich (wie Anm. 2), S. 106f.; ders., Rückblick auf den Strukturwandel der deutsch-baltischen Volksgruppen im letzten Jahrzehnt vor der Umsiedlung, in: Festschrift Percy Ernst Schramm zu seinem siebenzigsten Geburtstag (...), hrsg. v. Peter Classen u. Peter Scheibert. Bd. 2, Wiesbaden 1964, S. 231–250, hier S. 248. – Wenn Eduard Mühle, ‚Ostforschung‘. Beobachtungen zu Aufstieg und Niedergang eines geschichtswissenschaftlichen Paradigmas, in: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 46 (1997), S. 317–350, hier S. 320 mit Anm. 6, Wittrams Auseinandersetzung mit der politischen Funktionalisierung der ‚Ostforschung‘ ausschließlich unter Hinweis auf zwei Stellen in dessen „Maßstäbe“-Aufsatz (s. Anm. 35) den „selbstkritischen Anläufen“ zurechnet, die „vorsichtig an der Oberfläche“ blieben, übersieht er die tiefgreifende, aus zahlreichen Aufsätzen erkennbare Intensität von Wittrams Traditionskritik, von der in diesem Aufsatz nur einiges angedeutet werden kann. Witt-

wenn man einen historischen Sinnzusammenhang absolut setze und den Blick für seinen immer nur relativen und zeitbedingten Charakter verschließe. Unter diesen leitenden Überlegungen analysierte Wittram zentrale Elemente der älteren deutschbaltischen Geschichtsauffassung wie die Thesen über die deutschen Kulturträger oder die Vormauer-Stellung gegen den Osten, indem er ihre historischen Bezugspunkte und dabei unter Umständen einen Kern sachlicher Berechtigung offenlegte, zugleich aber nachdrücklich ihre geradezu zeitlose Allgemeingültigkeit bestritt und zurückwies. Zur Abwehr solcher Deutungsmuster wiederholte er mehrfach, daß die Forschung sich intensiv um jede Einzelheit zu kümmern habe und daß sie in der Beschreibung von Zusammenhängen die des jeweils Gleichzeitigen vor denen des aufeinander Folgenden bevorzugen solle.<sup>53</sup> Einerseits verdiene das Faktische, auch das geringste Detail, die angestrengte Aufmerksamkeit des Forschers; am Beispiel des estnischen Historikers Arnold Soom wurde der dauerhafte Erkenntnisfortschritt verdeutlicht, den der historische Positivismus hier mit seiner streng auf die sozialen und ökonomischen Phänomene gerichteten Methode erreichte.<sup>54</sup> Andererseits empfahl Wittram, eine geschichtliche Erscheinung, wenn man sie aus ihrer Isolierung befreien und in historische Zusammenhänge einfügen wolle, in der Fülle des gleichzeitigen geschichtlichen Daseins einzuordnen, da nur dann ein Maßstab gewonnen werden könne, der den Dingen und den Personen gerecht werde.<sup>55</sup> Schließlich warnte er vor den historischen Konditional- und Irrealthesen mit ihrer Neigung, sich nach dem eigenen gesetzten Ausgangspunkt ein Stück aus dem vergangenen Ereigniszusammenhang fortzudenken und für den Rest einen unglücklichen oder segensreichen Fortgang der Dinge auszudenken. Bekannte Beispiele aus der baltischen Geschichtsschreibung: deutscherseits – ohne die deutsche Eroberung wären die baltischen Völker im Russentum aufgegangen, umgekehrt – Letten und Esten hätten das Glück ungebrochener

---

rams „Strukturwandel“ (wie eben zitiert), der Aufsatz, der die Anfälligkeit der Deutschbalten und insbesondere der deutschbaltischen Intellektuellen wie der Theologen und Historiker für die NS-Ideologie untersucht, ist in der Weite des Gesichtsfeldes, in der Eindringlichkeit der Fragestellung und in der Abgewogenheit des Urteils jüngerer Arbeiten, deren Eifer sich in der Suche nach Zitaten mit NS-Gehalt zu erschöpfen scheint, immer noch deutlich überlegen. Niemand, der gerade diesen Aufsatz studiert, wird den tiefen, ja bohrenden Ernst, mit dem Wittram dem Problem nachgegangen ist, leugnen können. Man beachte insbesondere seine einleitenden Bemerkungen (S. 232f.) und den als Selbstbekenntnis zu verstehenden Satz: „Wer am Leben blieb, kann dankbar sein, wenn er selbst noch etwas tun kann, um die falschen Leuchtf Feuer durch richtigere zu ersetzen“ (S. 248).

<sup>53</sup> Wittram, Über Maßstäbe (wie Anm. 35), S. 51-60; ders., Geschichtswissenschaft (wie Anm. 30).

<sup>54</sup> Wittram, Wiederbeginn (wie Anm. 4).

<sup>55</sup> Wittram, Über Maßstäbe (wie Anm. 35), S. 64f.

Eigenständigkeit genossen, wenn ihnen damals die deutsche Eroberung erspart geblieben wäre. Wittram wies derartige Spiele mit dem Ungeschehenen zurück und beharrte aus Respekt vor dem Faktum für die Betrachtung des Vergangenen auf der Frage, warum es so und nicht anders geschehen sein mag.<sup>56</sup>

Das inhaltliche Programm der ersten 15 Historikertreffen war trotz aller thematischen Fülle und Bandbreite bevorzugt nationalitäten- und sozialgeschichtlichen Fragestellungen gewidmet. Im Vordergrund standen die Verhältnisse und Beziehungen der Völker des baltischen Raumes zueinander, die Voraussetzungen und Bedingungen, unter denen sie miteinander verkehrten und lebten. Dabei wurden sowohl nationale und soziale Gruppen berücksichtigt als auch im Bereich der biographischen Studien solche Personen untersucht, in denen sich verschiedene Sprach- und Kulturkreise schnitten. Beispielhaft seien hier wegen ihrer herausragenden Qualität die Forschungen von Paul Johansen genannt, der in Fortführung seiner Vorkriegsarbeiten,<sup>57</sup> jetzt von Heinz von zur Mühlen tatkräftig unterstützt, von unterschiedlichen Ansätzen aus dem Zusammenleben von „Deutsch“ und „Undeutsch“ nachging. Auf dem Historikertreffen von 1954 löste sein Vortrag über „Das Minderwertigkeitsgefühl als sozialer Faktor im mittelalterlichen Livland“ lange Diskussionen aus. Nach seiner Auffassung hatte in den Angehörigen der lettischen und estnischen Stämme neben dem Bewußtsein der militärischen Unterlegenheit vor allem auch eine ihnen von deutscher Seite widerfahrene Unterbewertung ein ihre Tatkraft lähmendes Minderwertigkeitsgefühl erzeugt und sie – etwa im Gegensatz zu dem Schicksal der Finnen – daran gehindert, sich einen Platz in der höheren Gesellschaftsordnung zu erobern.<sup>58</sup> Auf der Tagung

---

<sup>56</sup> Ebenda, S. 72 ff.

<sup>57</sup> Vgl. Heinz von zur Mühlen, Deutsch und Undeutsch als historiographisches Problem, in: Zwischen Konfrontation (wie Anm. 29), S. 185–195, hier S. 188 u. 191–195. Zum damaligen kulturpolitischen Selbstverständnis Johansens, eines geborenen Auslandsdänen, seine Bemerkung im Brief an Fritz Röhrig vom 23.10.1939, geschrieben unter dem Eindruck der bevorstehenden Umsiedlung: „Meine Rolle als Vermittler zwischen Deutsch und Estnisch ist auch ausgespielt.“ GStAPK, I. HA Rep. 92 NL Albert Brackmann Nr. 83.

<sup>58</sup> Tagungsbericht mit ausführlichem Protokoll der Diskussion zu Johansens Vortrag in: GStAPK, I. HA Rep. 224B, betr. 7. Baltisches Historikertreffen 1954. – Johansen beharrte gegenüber den zahlreichen Einwänden auf seiner Auffassung, „daß im mittelalterlichen Livland ein Minderwertigkeitskomplex (...) bei den undeutschen Schichten vorhanden war. (...) Den Beweis für die Existenz einer solchen Haltung erblicke er in der sozialen Veränderung und in dem dabei sich deutlich abzeichnenden Gefühl der undeutschen Schichten, ihr Volkstum reiche für dieses oder jenes nicht aus, ein Gefühl, das nicht zuletzt gerade damit eng zusammenhänge, daß das nationale Bewußtsein der undeutschen Schichten erhalten blieb“. Ebenda. Gedruckt wurde der Vortrag später unter dem Titel: Nationale Vorurteile und Minderwertigkeitsgefühle als sozialer Faktor im mittelalterlichen Livland, in: Alteuropa

von 1957 hielt Johansen seinen vom damaligen Berichterstatter als beinahe „sensationell“ empfundenen Vortrag über „Herkunft und Umwelt des Chronisten Balthasar Rüssow“, in dem er zum ersten Mal den Nachweis über Rüssows estnische Herkunft führte und von da her seine sozialpolitische Einstellung und seine Mentalität sowie seinen Bildungsgang und seinen gesellschaftlichen Aufstieg erläuterte. Es sei bedeutsam, daß dem Lande im Chronisten Heinrich, dem deutschen Lettenpriester, und in Balthasar Rüssow zwei Rufer und Mahner erstanden seien, die ihre Stimme auch für die nichtdeutsche Bevölkerung erhoben.<sup>59</sup>

Johansens Detailforschungen zeigten am konkreten Objekt, daß eine rein volksgeschichtliche Betrachtungsweise die vergangene Wirklichkeit nicht umfassend zu erfassen vermochte. Wittram unterstrich mehrfach nachdrücklich und anerkennend, daß sich das Schwergewicht der baltischen historischen Studien auf den Bereich der Sozialgeschichte verlagerte. Er begrüßte es ausdrücklich, daß der Strukturwandel der sozialen Körper, der das natürliche Leben der Völker verändert habe, mit erhöhter Aufmerksamkeit untersucht werde. In sozialgeschichtlichen Fragestellungen erblickte er die Kraft, „die nationalen Verschiedenheiten nicht aufzuheben (...), wohl aber tiefer aufzuhellen und uns als ein Stück unserer Menschlichkeit bewußt zu machen, das uns nicht zu trennen braucht“.<sup>60</sup> Suchte er so durch die Verschiebung von nationalen zu sozialen Gesichts-

---

und die moderne Gesellschaft. Festschrift für Otto Brunner. Göttingen 1963, S. 88-115.

<sup>59</sup> Vgl. den Tagungsbericht von Arved Baron Taube, Das X. Baltische Historikertreffen, in: Baltische Briefe 10 (1957), Nr. 7 (105), S. 7f., hier S. 8. – Johansen hat seinen Vortrag nicht veröffentlicht, er arbeitete damals an einer umfassenden Monographie über Balthasar Rüssow, die er jedoch vor seinem Tode 1965 nicht mehr abzuschließen vermochte. Seine umfangreichen Vorarbeiten hat jüngst Heinz von zur Mühlen mit einigen von ihm stammenden Ergänzungen herausgegeben: Paul Johansen, Balthasar Rüssow als Humanist und Geschichtsschreiber. Aus dem Nachlaß ergänzt u. hrsg. v. Heinz von zur Mühlen. Köln (u.a.) 1996 (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte. 14); hier, S. 245f., Johansens eben wiedergegebenes Urteil in ausführlicherer Fassung: „Mir scheint, daß sich darin eine gewissermaßen tiefere ausgleichende Gerechtigkeit verbirgt, daß die Stimme der Vergangenheit Livlands zu uns nicht nur aus den herrschenden Kreisen der Oberschicht klingt, sondern, daß zwei Rufer und Mahner aufgestanden sind, die auch von den Nöten und Sorgen der arbeitenden Unterschicht, von ihren Leiden und Freuden berichten und sich berufen fühlen als Vormünder dieser unterdrückten Schicht. Daß einer von diesen zwei darüber hinaus dieser unterdrückten, arbeitenden Schicht entstammte, freut und beruhigt uns. Denn das erscheint wie eine Anordnung einer höheren Gewalt, daß ungeachtet der damaligen sozialen Hindernisse und Vorurteile einem hochbegabten Manne aus der Unterschicht der Aufstieg möglich war, daß er seine Stimme erheben konnte, die heute noch eindringlich und klar zu unseren Ohren gelangt.“ – Ebenda, S. 127f., Anm. 60, die wissenschaftliche Diskussion um Johansens Herkunftsthese.

<sup>60</sup> So Wittram in seiner Eröffnungsansprache auf dem 7. Baltischen Historikertreffen 1954. GStAPK, I. HA Rep. 224B, betr. 7. Baltisches Historikertreffen 1954.

punkten Brücken zur lettischen und estnischen Geschichtsforschung zu schlagen, so betonte er im selben Zusammenhang das grundsätzliche methodische Erkenntnisproblem: Die Völker und ihre Lebensregungen waren und blieben ihm hohe Kategorien der Forschung, aber es waren eben nicht die einzigen Forschungskategorien. Die Nationalität hatte in unterschiedlichen Epochen einen unterschiedlichen Stellenwert; eine ständisch geordnete Welt, wie es die baltische bis ins späte 19. Jahrhundert hinein gewesen war, könne man nicht mit dem volksgeschichtlichen Schlüssel aufschließen.<sup>61</sup> In dieselbe Richtung gingen die grundsätzlichen Überlegungen von Werner Conze zur Geschichte des Deutschtums in Ostmitteleuropa, indem er herausstellte, daß die Stellung des Deutschtums im Vielvölkerraum Ostmitteleuropa an die vorindustrielle Gesellschaftsform, an einen Zustand relativer ständischer Stabilität in der entfalteten Agrargesellschaft Ostmitteleuropas gebunden gewesen sei. Das deutsche Volk biete daher in diesem Raum für das späte 19. und das 20. Jahrhundert „einen einmalig bedeutsamen Forschungsgegenstand des Hereinragens ständisch gebundener Sozialstruktur in die Bewegung des letzten Jahrhunderts“; damit erwecke seine Geschichte ein „über die Deutschen hinausgehendes Interesse sowohl individuell-historisch wie vergleichend soziologisch“.<sup>62</sup>

Fragt man nach einem die Geister auf den Historikertreffen bewegenden zentralen Thema, so möchte man unter Verwendung eines Buchtitels Wittrams aus dem Jahre 1954<sup>63</sup> mit der Kurzformel antworten: „Das Nationale als europäisches Problem in seiner baltischen Ausprägung“. Die Nationalitätenverhältnisse im Baltikum, die Beziehungen der Völker zueinander in ihrer historischen Vielfalt und in ihrem historischen Wandel zu untersuchen, empfanden Wittram und die Baltische Historische Kommission damals als ihre Hauptaufgabe. Es kam ihnen darauf an, anhand des baltischen Beispiels das gemeineuropäische Problem zu analysieren, unter welchen Voraussetzungen und in welchen Formen verschiedene Nationalitäten in einem bestimmten Raum miteinander gelebt haben und leben. Ihr Denken kreiste vor dem speziellen Hintergrund ihrer ostmitteleuropäischen Erfahrungen letztlich um die Frage nach der vergangenen und zukünftigen europäischen Völkerordnung. Wie die Nationen mit wechselndem Bedeutungsinhalt des Nationalen in ständischer Sozialordnung und in der modernen Massengesellschaft als historische Einheiten miteinander umgingen, wie die Übersteigerung des eigenen nationalen

---

<sup>61</sup> Wittram, Ms. betr. die deutsch-baltische Geschichtsschreibung im 20. Jh. (wie Anm. 30), S. 14.

<sup>62</sup> Conze, Kann es heute (wie Anm. 38), S. 8.

<sup>63</sup> Wittram, Das Nationale (wie Anm. 2).

Machtanspruchs im 19. und 20. Jahrhundert ein gedeihliches Zusammenleben der Nationen zerstörte und wie eine neue gesamteuropäische Ordnung mit den Nationen dem Kontinent Einheit und Freiheit bringen könne – das waren die die Geister bewegenden Themen. „Daß es Nationen gibt, ist historisch das Europäische an Europa“ – ausgehend von dieser Einsicht Hermann Heimpels<sup>64</sup> erörterte Wittram in eindringlichen Skizzen mit einem skeptischen, aber nicht hoffnungslosen Unterton die Frage, wie nach der beispiellosen Katastrophe, in die der moderne Nationalismus Deutschland und Europa geführt hatte, „das Nationale in einem vereinigten Europa fortleben und fruchtbar sein kann“.<sup>65</sup> Er war sich dabei ohne Einschränkung darüber im klaren, daß die deutschbaltische Historie eines neuen Ansatzes und neuer Fragestellungen bedurfte, wenn sie zu diesem Ziel einen ertragreichen Beitrag liefern wollte. Seine Anregungen liefen darauf hinaus, das Nationale nicht zu leugnen, aber in seiner Bedeutung als aufschlüsselnde Forschungskategorie zu relativieren, indem er eine sozialgeschichtliche Analyse der nationalen Körper empfahl und zudem die anthropologische Dimension der Historie in die Erinnerung zurückrief: „Die Geschichtswissenschaft verfehlt ihr Amt, wenn sie nicht darauf achtgibt, daß in aller Geschichte der Mensch steht, ‚wie er war und ist und immer sein wird‘.“<sup>66</sup> Mit Entschiedenheit wandte er sich dagegen, die Vergangenheit vom Standpunkt der eigenen Nation aus im Sinne einer nationalen Leistungsschau zu betrachten, wie es vielfach auf deutscher Seite wie in gleicher Weise auf seiten der östlichen Nachbarn geschehen war; statt dessen plädierte er dafür, die Einheit Europas in seiner nationalen Vielheit herauszustellen: „Es hieße auf steinigem Boden säen, wollte man den Streit um den nationalen Anteil an der neuzeitlichen Gestaltung Ostmitteleuropas wieder und wieder aufrühren. Der

<sup>64</sup> Hermann Heimpel, *Der Mensch in seiner Gegenwart*. Göttingen 1954, S. 173.

<sup>65</sup> Wittram, *Das Nationale* (wie Anm. 2), S. 8. Vgl. auch Wittrams Aufsatz: *Die nationale Vielfalt als Problem der Einheit Europas*, in: *Das Nationale* (wie Anm. 2), S. 9-32, insbes. S. 24-29, mit dem Bekenntnis, „daß die geschichtlichen Güter des Nationalen zum geistig-seelischen Besitz des Europäers gehören, den wir zu achten haben – so wenig das kommende Europa es wird ertragen und dulden können, daß aus der nationalen Zusammengehörigkeit oder aus der Suggestion historischer Bilder Machtpläne abgeleitet werden“ (S. 28). Ferner Wittram, *Über Maßstäbe* (wie Anm. 35), S. 75; ders., *Wandlungen des Nationalitätenprinzips*, in: Ders., *Das Nationale* (wie Anm. 2), S. 76-94 u. 221 ff., hier S. 93 f. – Vgl. auch Volkmann, *Von Johannes Haller* (wie Anm. 32), S. 45. Freilich müßten Volkmanns knappe Bemerkungen zu Wittrams Selbstkritik nach 1945 insofern ergänzt werden, als er aufgrund seiner Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Erfahrung seine Traditionskritik sehr viel weiter faßt und zentrale Aussagen der älteren deutschbaltischen Historiographen methodisch und inhaltlich in Frage stellt.

<sup>66</sup> Wittram, *Geschichtswissenschaft* (wie Anm. 30). Vgl. auch Wittrams skeptische Bemerkungen von 1952 über die Aufgabe und Integrationskraft des Nationalismus in der eigenen Gegenwart nach 1945, in: Ders., *Das Nationale* (wie Anm. 2), S. 49.

Streit wird in dem Maße an Interesse verlieren, wie das europäische Erbe sich uns nicht als eine Versammlung schroff gegeneinander abgegrenzter Nationalkulturen, sondern als ein durch viele große nationale Muster und Farben ausgezeichnetes unzertrennlich dichtes Gewebe darstellt.“<sup>67</sup>

In meinen Ausführungen war aus äußeren Gründen kaum die Rede von den fruchtbaren wissenschaftlichen Einzelforschungen zu den verschiedensten Epochen der baltischen Geschichte vom hohen Mittelalter bis zur Gegenwart, die die Baltische Historische Kommission und ihre Mitglieder in großer Zahl und in dichter Folge unter Wittrams Vorsitz veröffentlichten.<sup>68</sup> Statt dessen wurde die ausführliche und intensive Debatte um historische Grundsatzfragen inhaltlicher und methodischer Art beleuchtet. Sie stand in der Anfangsphase der Kommission ausgesprochen und unausgesprochen unter der Absicht, inhaltlich und methodisch neue Wege zu beschreiten, um die alten nationalen und nationalistischen Kontroversen der Zwischenkriegszeit aufzubrechen und zu überwinden. Auch aus dem Abstand von zwei Generationen wird man nicht verkennen können, mit welchem tiefen Ernst und mit welcher großen Eindringlichkeit dieses Ziel angestrebt wurde. Ebenso wenig wird man leugnen können, daß aus der vornehmlich von Wittram angeregten und geführten geschichtswissenschaftlichen Diskussion über Maßstäbe, Methoden und Inhalte historischer Baltikumforschung, die aus der geistigen Verarbeitung der deutschen Katastrophe 1945 resultierte, ein gewandeltes Geschichtsbild entstand, das sich stark von seinen Vorläufern vor 1945 abhebt. „Am Anfang der deutschbaltischen historischen Studien nach der Umwälzung von 1945 stand die Erkenntnis, daß die nationale Romantik an ihr Ende gekommen und der nationalpolitische Impuls der Geschichtsschreibung erschöpft sei.“<sup>69</sup> Was damit gemeint war, beschrieb Arved von Taube bereits 1952 konkreter: Er forderte dazu auf, „daß wir die Erinnerung daran wachhalten und das Bewußtsein festigen, daß die baltischen Länder ein Teil Europas sind“, mit der Folge, „daß wir unsere Untersuchungen nicht nur auf die geschichtlichen Leistungen der Deutschen beschränken“. Daraus ergab sich für ihn eine notwendige Klarstellung: „Sehen wir in den baltischen Ländern nicht ein ‚verlorenes deutsches Ostgebiet‘, sondern ein ‚abgetrenntes Stück Europas‘, verzichten wir darauf, auf dieses Land Ansprüche zu erheben als auf einen ehemaligen ‚deutschen Siedlungsraum‘, und beschränken wir uns darauf, zu fordern,

---

<sup>67</sup> Wittram, *Über Maßstäbe* (wie Anm. 35), S. 59.

<sup>68</sup> Einen umfassenden Überblick vermittelt Rauch, *Geschichtsschreibung nach 1945* (wie Anm. 5), S. 405-434.

<sup>69</sup> Wittram, *Wiederbeginn* (wie Anm. 4).

daß den dort beheimateten Menschen und Völkern die Freiheit und das Recht der Selbstbestimmung wiedergegeben wird.“<sup>70</sup>

Das 50. Baltische Historikertreffen ist überschrieben „Das Baltikum in Europa“. Wir können damit 1997 anknüpfen an die programmatischen Ausführungen von Reinhard Wittram, Arved von Taube und anderen Mitgliedern der Baltischen Historischen Kommission. Sie haben nach 1945 eine neue Grundlage deutscher historischer Baltikumstudien gelegt, die sich auf Dauer als tragfähig erwiesen hat und auf der wir Heutigen immer noch stehen. Ihnen unseren Respekt und unsere Anerkennung zu bezeugen, 50 Jahre nach dem ersten Historikertreffen in Göttingen 1947, gebietet die historische Gerechtigkeit.<sup>71</sup>

---

<sup>70</sup> Taube, Sinn (wie Anm. 24).

<sup>71</sup> Der Verfasser beabsichtigt, in absehbarer Zukunft das vorstehend skizzierte Themenfeld mit umfangreicher zeitlicher und sachlicher Erweiterung in einer kleinen Monographie darzustellen.

# Die Zukunft der baltischen Studien in Deutschland und an den deutschen Universitäten\*

von Hartmut Boockmann †

Der so erfolgreiche und interessante Verlauf unseres Kongresses bezeugt den reichen Ertrag, den die Studien zur baltischen Geschichte während des letzten halben Jahrhunderts erbracht haben, nicht nur in Deutschland bzw. in der einstigen, nämlich westdeutschen Bundesrepublik, sondern auch dort, wo sich Emigranten aus Estland, Lettland und Litauen um die eigene Geschichte bemüht haben, in Nordamerika vor allem, aber selbstverständlich auch – ungeachtet aller bekannten Hindernisse und Restriktionen – in Estland und Lettland sowie in Litauen selbst. Doch soll es hier, entsprechend dem Anlaß, nämlich dem Jubiläum der Baltischen Historischen Kommission, um die Erforschung der Geschichte des alten Livland bzw. der Ostseeprovinzen in Deutschland gehen – in der Vergangenheit, in der Gegenwart und in der Zukunft.

Der Historiker sollte freilich mit Bemerkungen über die Zukunft vorsichtig sein, und schon bei der Betrachtung der Gegenwart konkurriert er mit anderen Beobachtern. So liegt es für ihn nahe, sich zunächst – vor dem Blick auf die Zukunft – auf sein eigenes Beobachtungsfeld zu konzentrieren, also auf die Vergangenheit, und so könnte es naheliegen, diesen Vortrag als einen historiographiegeschichtlichen und forschungshistorischen Rückblick mit einem knappen Annex anzulegen, der von der Gegenwart und ein wenig auch von der Zukunft handeln würde. Doch will ich so nicht verfahren. Der Veranstalter, also der Vorstand der Baltischen Historischen Kommission, hat mich ja auf einen Vortrag verpflichtet, in dem es wesentlich um die Zukunft der baltischen Studien gehen soll, und von dieser Zukunft will ich auch, soweit das möglich ist, sprechen. Mir scheint, daß man als Historiker, ungeachtet der Vorsicht, die man, wie eben schon gesagt, gegenüber der Zukunft walten lassen soll, auf der anderen Seite vielleicht doch einen besseren Zugang zur Zukunft haben kann als jemand, dessen Horizont nicht über die Gegenwart zurückreicht. Wie im allgemeinen, so hat man es auch bei unserem Thema, bei der Frage nach der Erforschung der baltischen Geschichte, mit einem Kontinuum zu tun. Was eben noch Gegenwart war, ist plötzlich Vergan-

---

\* Ich gebe im folgenden den Text so, wie ich ihn zum Abschluß der 50. Tagung der Baltischen Historischen Kommission vorgetragen habe, vermehrt nur um die notwendigsten Nachweise.

genheit, und Zukunft wird ebenso rasch zur Gegenwart. Wenn man nichts von der Vergangenheit weiß, kann man auch schwerlich etwas Begründetes von der Zukunft erhoffen.

Was aber soll man im Hinblick auf mein Thema von der Zukunft erhoffen? So gestellt, läßt sich die Frage einfach beantworten. Der Historiker würde sich zwar scheuen zu sagen, es solle möglichst alles so bleiben, wie es eben noch war, nur ein bißchen schöner, aber mir scheint dennoch, daß Sie mit mir in dem Wunsch einig sein werden, die Erforschung der baltischen Geschichte in Deutschland möge auch in den nächsten Jahrzehnten ähnlich erfolgreich sein wie im letzten halben Jahrhundert.

Doch wie kann das geschehen? Was müßten die Voraussetzungen dafür sein? Einer Antwort auf diese Frage nähert man sich am besten, wenn man nach der Geschichte der baltischen Studien der letzten Jahrzehnte, während der Nachkriegszeit, fragt.

Fragt man so, so hat man es mit einem reinen Fall von Emigrationsforschung zu tun. Eine Volksgruppe war genötigt, die Heimat zu verlassen, und sie nahm aus der Heimat nicht nur die Erinnerung an die eigene Vergangenheit mit, sondern auch den Willen, weiter an der Kenntnis dieser Vergangenheit zu arbeiten und so die eigene historisch begründete Identität zu wahren.

Man hatte da in den ersten Jahren nach 1945 bei den baltischen Historikern und Geschichtsfreunden die gleiche Situation wie bei den Schlesiern oder Sudetendeutschen. Die Hergänge sind nicht selten beschrieben worden: anekdotisch, memoirenhaft, aber inzwischen auch analytisch.

Georg von Rauch spricht in seinem Beitrag über die deutsch-baltische Geschichtsschreibung nach 1945 vom 26. Oktober 1946, an welchem Tage sich Reinhard Wittram und Leonid Arbusow jr. in dessen möbliertem Zimmer in einer Göttinger Pension zu einem Kontakt trafen.<sup>1</sup> Ob dabei, wie Georg von Rauch schreibt, der *genius loci* tatsächlich etwas bewirkte, ob also für das Treffen in Göttingen die Erinnerung an August Ludwig Schlözer und Georg Waitz eine Rolle spielte, steht dahin. Man wird Rauch nicht Unrecht tun, wenn man in dieser Feststellung die für den Historiker typische nachträgliche Sinngebung zwar nicht des Sinnlosen, wohl aber des Zufalls erblickt. Für Göttingen sprach, daß es Wittram und Arbusow hierher verschlagen hatte und daß hier noch andere baltische Gelehrte Zuflucht gefunden hatten. Das wiederum lag nicht zuletzt daran, daß Göttingen den Krieg fast ohne Zerstörungen überstanden hatte,

---

<sup>1</sup> Georg v. Rauch, Die deutschbaltische Geschichtsschreibung nach 1945, in: Geschichte der deutschbaltischen Geschichtsschreibung, hrsg. v. dems. Köln/Wien 1986 (Ostmitteleuropa in Vergangenheit und Gegenwart. 20), S. 399-435, hier S. 399.

daß Flüchtlinge und Vertriebene auch aus anderen Ostgebieten hier Aufnahme fanden und die Universität ihrerseits bereit war, vertriebene Gelehrte aufzunehmen – zu welchen, von heute aus gesehen, kläglichen Bedingungen auch immer. Doch hat man damit nicht alle Gründe dafür, daß die Baltische Historische Kommission hier in Göttingen entstand und in Göttingen blieb. Entscheidend dürfte gewesen sein, daß Reinhard Wittram schon vor Kriegsende zeitweilig in Göttingen gelehrt hatte<sup>2</sup> und daß man ihn hier kannte und schätzte. Man wird seine Energie, seinen Durchsetzungswillen und seine Fähigkeit hinzurechnen können, im Moment das zu tun und zu sagen, was sich – vielleicht – in der Zukunft als das Richtige erwies.

Gerade im Sinne Wittrams ist es nicht pietätlos, wenn man daran erinnert, daß er sich ebenso entschieden wie nach 1945 auch zuvor geäußert hatte. In seinem Aufsatzbändchen mit dem Titel „Livland. Schicksal und Erbe der baltischen Deutschen“, dessen Vorwort mit der Zeile „Posen, im Februar 1940“ datiert ist, liest man einen pathetischen Abschied von der Heimat. Es gehe darum „zu zeigen, wie wir geworden sind und was wir ins Vaterland mitbrachten, als der Führer uns rief“.<sup>3</sup> Am 31. Dezember 1941 unterzeichnete Wittram, wiederum in Posen, das Vorwort eines abermaligen Aufsatzbandes. „Rückkehr ins Reich“ hieß die Überschrift, die zu den eben zitierten pathetischen Worten gut zu passen schien. Inzwischen aber hatte Hitler den Krieg mit der Sowjetunion begonnen, und die baltische Heimat war, entgegen dem vor gut einem Jahr ausgesprochenen definitiven Abschied, „in den Schutz des Reiches, in den Sinnzusammenhang der deutschen Ostaufgabe zurückgekehrt“.<sup>4</sup>

Nun also, nach 1945, abermals Rückkehr ins Reich, genauer gesagt, in das, was vom Reich verblieben war und nun gemäß dem Konflikt zwischen Ost und West in zwei Teile gespalten wurde. Die Fortführung der verschiedentlichen Bemühungen um die Vergangenheit der Flüchtlinge und Vertriebenen hatte, so zeigte sich bald, nur in den Westzonen ihren Ort. In der Ostzone bzw. der DDR war für deutsche Geschichtswissenschaft alles, was jenseits der neuen Grenze, der Friedensgrenze, wie man

---

<sup>2</sup> Hartmut Boockmann, Geschichtsunterricht und Geschichtsstudium in Göttingen, in: Geschichtswissenschaft in Göttingen, hrsg. v. dems. u. Hermann Wellenreuther. Göttingen 1987 (Göttinger Universitätschriften. A 2), S. 178f. Vgl. auch Manfred Hildermeier, in: Ebenda, S. 119f., Manfred Hagen, in: Ebenda, S. 325ff., sowie Mart Kivimäe, Reinhard Wittram als Geschichtsdenker, in: Zwischen Konfrontation und Kompromiß, hrsg. v. Michael Garleff. München 1995 (Schriften des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte. 8), S. 227–243, und Klaus Neitmann in diesem Heft.

<sup>3</sup> Reinhard Wittram, Livland. Berlin 1940, S. 9.

<sup>4</sup> Reinhard Wittram, Rückkehr ins Reich. Posen 1942, S. 6.

sagte, obwohl doch das Verhältnis zu Polen bis 1989 höchst problematisch war, geradezu ein verbotenes Land. Die Flüchtlinge und Vertriebenen mußten sich als Umsiedler verstehen, und sie sollten von ihrer Vergangenheit öffentlich nicht reden. Am grotesksten war, daß jenes Land, das nun zur Hälfte in Polen lag, zur anderen Hälfte aber in der DDR, nämlich Pommern, nicht mehr Pommern heißen durfte. Einerseits waren die Ländernamen nach der Gliederung der DDR in Bezirke 1952 ohnehin verdrängt worden, doch gelegentlich war auch weiterhin von Sachsen, Thüringen oder Mecklenburg die Rede, und zu Mecklenburg sollten nun auch das pommersche Greifswald oder die Insel Rügen gehören.<sup>5</sup> Ähnlich wie in der geschienenen Geschichte Polen nach Westen verschoben worden war, wurde in der gedachten Geschichte Pommern nach Osten gerückt. Seine westliche Hälfte, Vorpommern, durfte nicht mehr Pommern heißen, dafür aber erhielten nun die zu Polen gehörigen Gebiete des alten Preußen, also die Provinz Westpreußen und die südlichen Teile von Ostpreußen, gegen alle Geschichte den Namen Pommern (Pomorze), und so heißen sie noch heute.<sup>6</sup>

Die aus ihrer Heimat vertriebenen Forscher hatten also nur in der werdenden westdeutschen Bundesrepublik die Chance, ihre Arbeiten fortzuführen und dabei die nötige öffentliche Unterstützung zu erfahren. Sowohl die erwähnten anekdotischen und memoirenhaften Rückblicke wie auch die inzwischen vorliegenden Studien sind sich darin einig, daß es außerordentlich mühsam war, die zerrissenen Fäden neu zu knüpfen und sich abermals zu gemeinsamer Arbeit zusammenzufinden.<sup>7</sup> Am Ende gab es Erfolge. Die regionalen historischen Kommissionen, deren Arbeitsfeld die Geschichte Schlesiens, Pommerns, Ostpreußens und Westpreußens, der Sudetendeutschen, Estlands und Lettlands sowie der Deutschen in Polen bzw. der einstigen preußischen Provinz Posen war, wurden erneu-

<sup>5</sup> Vgl. z.B. Konrad Fritze, *Pommernforschung am Historischen Institut der Universität Greifswald*, in: *Pommern: Geschichte. Kultur. Wissenschaft*. Greifswald 1991, S. 16 u. 18.

<sup>6</sup> Jörg Hackmann, Gerard Labudas Konzeption der Geschichte Pommerns, in: *Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands* 41 (1993), S. 109-134. Vgl. insbesondere S. 115 den Hinweis darauf, daß ein führender Repräsentant der Konzeption eines piastischen Polen, Zygmunt Wojlichowski, statt für Pomorze für Prusy plädierte. Vgl. ferner Jörg Hackmann, *Ostpreußen und Westpreußen in deutscher und polnischer Sicht*. Wiesbaden 1996 (*Deutsches Historisches Institut Warschau. Quellen und Studien*. 3), S. 265 f.

<sup>7</sup> Hartmut Boockmann, *Die Geschichtswissenschaft und die deutschen Ost- bzw. polnischen Westgebiete seit 1945*, in: *Die sog. Geisteswissenschaften: Innenansichten*, hrsg. v. Wolfgang Prinz u. Peter Weingart. Frankfurt a.M. 1990, S. 56-74; Hackmann, *Ostpreußen* (wie Anm. 6), S. 307 ff.; Eduard Mühle, „Ostforschung“. Beobachtungen zu Aufstieg und Niedergang eines geschichtswissenschaftlichen Paradigmas, in: *Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung* 46 (1997), S. 317-349.

ert bzw. neu geschaffen. Als eine Art historisch-landeskundlicher Akademie und Dachverband der erwähnten Kommissionen wurde der Johann-Gottfried-Herder-Forschungsrat in Marburg gegründet, dem seinerseits ein gleichnamiges Institut beigegeben wurde, das nun eine Bibliothek, ein Bildarchiv, Zeitungs- und andere Sammlungen aufzubauen begann. Im ersten Heft der „Zeitschrift für Ostforschung“, die in Marburg nun herausgegeben wurde, schrieb Hermann Aubin, einer der angesehensten Historiker seiner Generation, zuvor Professor in Breslau, jetzt in Hamburg: „Die zusammengeschmolzene Schar der Ungebrochenen sieht sich einer verwandelten Welt gegenüber, der gerade die Ostforschung doppelt oder gar dreifach gesteigerte Aufgaben stellt.“<sup>8</sup>

Das Forschungsprogramm, das Aubin hier skizzierte, betonte auf der einen Seite die Kontinuität. Die territorialen Verluste Deutschlands infolge des verlorenen Ersten Weltkrieges hätten zur Auflösung der traditionellen Bewußtseinsgrenzen geführt. „Gewonnen hatten die Deutschen ein geklärtes Bewußtsein ihrer völkischen Zusammengehörigkeit über die Staatsgrenzen hinweg“, und dem habe sich die Wissenschaft angepaßt. An die Stelle der alten regional begrenzten Bemühungen trete nun „der Begriff einer Ostforschung mit der besonderen Hinsicht auf das östliche Mitteleuropa“, und darauf komme es auch nun, nach 1945 an, wenn freilich „in einem neuen Sinne“.<sup>9</sup>

Man dachte vielleicht damals – und denkt gewiß heute –, daß Aubin, wenn er nun von einem „neuen Sinne“ sprach, das Ende des nationalsozialistischen Deutschland meinte und die Frage stellen würde, welche Folgen das für die geforderte Erneuerung haben würde. Doch davon ist bei Aubin keine Rede. Er forderte, daß man sich nun nicht mehr auf das östliche Mitteleuropa beschränken dürfe, sondern den ganzen Osten erforschen müsse oder, anders gesagt, den sowjetischen Machtbereich. Was hier gefordert wurde, entsprach ziemlich genau dem, was alsbald aus der DDR und anderen Ländern des sowjetischen Blocks, Polen insbesondere, zu der westdeutschen Ostforschung gesagt werden sollte. Sie galt als Teil des Kalten Krieges, als Vorbereitung der Aggression und des roll back.<sup>10</sup> Nicht nur Aubins Äußerungen ließen sich in der Tat so verstehen. Andere

---

<sup>8</sup> Zeitschrift für Ostforschung 1 (1952), S. 1.

<sup>9</sup> Hermann Aubin, An einem neuen Anfang der Ostforschung, in: Zeitschrift für Ostforschung 1 (1952), S. 3-16, hier S. 15.

<sup>10</sup> Wie kompliziert die Beziehungen zwischen Geschichtswissenschaft und Politik insbesondere in Polen waren, zeigt Włodzimierz Borodziej, „Ostforschung“ aus der Sicht der polnischen Geschichtsschreibung, in: Zeitschrift für Ostmitteleuropaforschung 46 (1997), S. 405-426. Aus der DDR dagegen kam nur platte Polemik. Beispiele bei Boockmann, Geschichtswissenschaft (wie Anm. 7), S. 64.

programmatische Sätze könnten dem, was ich hier zitiert habe, an die Seite gestellt werden.

Der kommunistischen Propaganda gegen die NATO-Historiographie, die da angeblich entstand, widersprach jedoch, daß die öffentlichen Mittel, die hier eingesetzt wurden, nicht groß waren. Im Vergleich zu dem, was in den Jahrzehnten des ökonomischen Aufstiegs der Bundesrepublik auf die Landesgeschichte der westdeutschen Länder verwandt wurde, hielt sich das, was den erwähnten historischen Kommissionen zugute kam, in einem dürftigen Rahmen. Es blieb gewissermaßen bei den kümmerlichen Dimensionen dessen, woran sich die Flüchtlinge und Vertriebenen nach 1945 hatten gewöhnen müssen. Die Gründung des Herder-Instituts war schwierig genug. Es gab, wie nicht selten in solchen Emigranten-Situationen, auch persönlichen Ehrgeiz und Rivalitäten. Das Verhältnis zwischen dem hier in Göttingen geschaffenen Göttinger Arbeitskreis und den Marburger Institutionen war problematisch.<sup>11</sup>

Man wird also die tönende Programmatik, wie sie Aubin formulierte, auch pragmatisch verstehen müssen. Hier sollten die öffentliche Meinung und politische Institutionen mit den Argumenten gewonnen werden, von denen man annahm, daß sie ihnen zugänglich wären. Ein aktuelles Problem, wie man weiß. Und was dann tatsächlich geleistet wurde, war ganz überwiegend Forschung, die sich – anders als die Programmatik – von aktueller Politik fernhielt.

Doch wird sich gerade der Historiker am wenigsten wundern, wenn er feststellt, daß die „Ungebrochenen“, die sich da, um mit Aubins Worten zu sprechen, nach der Katastrophe zusammenfanden, nicht gesonnen waren, in ihren historischen Arbeiten aus dem Bereich ihres politischen Denkens gänzlich auszubrechen. Am entschiedensten hat Reinhard Wittram sich zu einer Abkehr von bisherigen historisch-politischen Überzeugungen bekannt.<sup>12</sup> Er hatte, wie die vorhin gegebenen Zitate zeigen, auch allen Grund dazu, aber er war keineswegs der einzige, der solche Gründe hatte.

Andere retteten sich in die Kontinuität über das Jahr 1933 hinweg, und das war nicht unverständlich. Denn das bestimmende politische Erlebnis für diejenigen, die sich nun als Osthistoriker verstanden, waren die Gebietsverluste gewesen, die der Versailler Vertrag Deutschland eingebracht hatte. Die Veränderung der Ostgrenze, der viele Historiker dienen wollten, war während der Weimarer Republik das Programm wohl der Mehrheiten in allen Parteien gewesen; auch Hitler schien ein Revisionist zu

---

<sup>11</sup> Hackmann, Ostpreußen (wie Anm. 6), S. 309.

<sup>12</sup> Vgl. nur Kivimäe, Wittram (wie Anm. 2), S. 237.

sein. Daß er eine ganz andere Politik verfolgt hatte, ließ sich nach 1945 nicht übersehen, aber gerade deshalb konnte man meinen, mit dem, was man in der nationalsozialistischen Zeit geschrieben hatte, mehr oder weniger im Rahmen dessen geblieben zu sein, was man schon vor 1933 formuliert hatte.

Die baltischen Historiker unterschieden sich in dieser Hinsicht von ihren Schicksalsgefährten: Soweit sie sich auf die Geschichte der Heimat konzentrierten, hatten sie es mit den Folgen von Versailles nicht zu tun. Doch sollte diese Beschränkung auf die Geschichte der eigenen Region ja gerade unter dem Dach einer Ostforschung überwunden werden.

Gemeinsamkeit dagegen bestand unter den Balten, Schlesiern und den anderen Historikern, die nun aus ihrer Heimat und aus ihrem Arbeitsgebiet vertrieben waren, auch in dem immer wieder geäußerten Gefühl, ihr Tun werde mit dem Aussterben der eigenen Generation enden, und dafür gab es Gründe. Wer sollte schon seine Sache auf die Geschichte des alten Livland oder Schlesiens konzentrieren, wenn er doch auf diese Weise sehr viel schlechtere Lebenschancen zu erwarten hatte als derjenige, der sich für die Geschichte Bayerns oder Hessens interessierte? Die erwähnte unzulängliche Finanzierung der baltischen oder auch der alt-preußischen Geschichtsforschung tat hier ihre Wirkung, und sie tut es noch.

Auf der anderen Seite erwies sich aber, bei der Baltischen Historischen Kommission wohl in noch höherem Maße als bei den anderen, daß die pessimistischen Prognosen falsch waren. Es gelang durchaus, jüngere Historiker für die Geschichte der einstigen deutschen Ost- und Siedlungsgebiete zu gewinnen, und es waren nicht immer die Söhne und Enkel der Vertriebenen, die sich gewinnen ließen.

Soll man zur Erklärung einfach sagen, daß es schließlich heute am wenigsten Athener sind, die sich für das klassische Athen interessieren? Ganz falsch wäre eine solche Erklärung nicht. Aber die klassischen Gegenstände der geschichtlichen Erinnerung sind zu solchen nicht aus sich heraus geworden. Man muß nach den Gründen fragen, und das gilt auch für das Interesse an der baltischen Geschichte.

Daß die Geschichte Altlivlands bzw. der Ostseeprovinzen auch für junge Historiker, die kein im eigenen Familienherkommen begründetes Interesse daran haben, interessant war und ist, hat, so scheint mir, zwei Ursachen.

Die eine liegt darin, daß es nicht zuletzt der Baltischen Historischen Kommission gelang, Verengungen und Abkapselungen zu vermeiden, wie man sie von Emigranten-Gruppen kennt. Schon früh wurden Kontakte zu in der Emigration tätigen estnischen und lettischen Historikern ge-

knüpft, wurden erste Schritte der Zusammenarbeit, zu der es während der kurzen politischen Selbständigkeit Estlands und Lettlands gekommen war, fortgesetzt und wurde begonnen, jene Antagonismen zu überwinden, die die erste Artikulation und Organisation einer eigenständigen lettischen und estnischen Geschichtswissenschaft charakterisiert hatten.<sup>13</sup> Die emigrantische Abkapselung wurde aber auch dadurch vermieden, daß die Forschung in den sowjetisierten baltischen Staaten durchaus zur Kenntnis genommen wurde. Sobald es möglich war, wurden auch persönliche Kontakte geknüpft, aber das konnte doch erst sehr spät geschehen, zwei Jahrzehnte, nachdem lebhaft Kontakte der deutschen zum Beispiel mit der polnischen Geschichtswissenschaft begonnen hatten.

Die andere Ursache dafür, daß die baltische Geschichtsforschung den Tod derer überlebte, die sie nach dem Kriege begründet hatten, und daß es mit der Erforschung Schlesiens oder Ostpreußens und Westpreußens ähnlich steht, liegt, scheinbar paradoxerweise, darin, daß es keine speziellen Professuren für baltische oder schlesische Geschichte gab. Hermann Aubin war weit davon entfernt, sich auf Schlesien oder auch nur auf Ostmitteleuropa zu beschränken. Er hatte einen Lehrstuhl für Allgemeine Geschichte inne, und das gleiche galt für die anderen Professoren, die sich zur baltischen Geschichte hingezogen fühlten. Auch Wittram bekleidete zuletzt einen allgemein-historischen Lehrstuhl, zuvor aber einen für osteuropäische Geschichte, und das galt zum Beispiel auch für Manfred Hellmann, während Paul Johansen weit davon entfernt war, in Hamburg nur oder auch nur vorwiegend baltisches Mittelalter zu lehren. Sein Lehrgebiet war die ost- und nordeuropäische sowie die hansische Geschichte. So wurde mancher Student für die baltische Geschichte gewonnen, der von sich aus an ein solches Thema nicht gedacht hatte.

Ich bin mit diesen Feststellungen bei den Problemen der Zukunft angelangt. Das Nichtvorhandensein spezieller Lehrstühle zum Beispiel für baltische Geschichte war, so sagte ich, eine der Ursachen dafür, daß die baltische Geschichte auch für Jüngere interessant wurde – unabhängig von ihrer familiären Herkunft.

Doch kann man nun leider nicht sagen, daß man es hier mit einem Modell für die Zukunft zu tun hätte, so sehr ich selber auch dazu neigen

---

<sup>13</sup> Heinz von zur Mühlen, Kontinuität und neue Anstöße der deutschbaltischen Geschichtsforschung in Estland nach dem Ersten Weltkrieg, in: *Die Universitäten Dorpat/Tartu, Riga und Wilna/Vilnius 1579–1979. Beiträge zu ihrer Geschichte und ihrer Wirkung im Grenzbereich zwischen West und Ost*, hrsg. v. Gert v. Pistohlkors (u.a.). Köln/Wien 1987 (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte. 9), S. 293–304; Sirje u. Jüri Kivimäe, Estnische Geschichtsforschung an der Universität Tartu 1920–1940, in: *Ebenda*, S. 277–292.

möchte, einen Geschichtsprofessor, der sich auf die Geschichte Schlesiens oder Altlivlands beschränkt, für keine sehr attraktive Erscheinung zu halten. Dagegen spricht nicht nur, daß niemand etwas gegen einen Lehrstuhl für die Geschichte Schleswigs und Holsteins hat. Auf die Frage, ob der Lehrstuhl für die Geschichte dieses nördlichen Bundeslandes die Notwendigkeit nach sich zieht, auch einen Lehrstuhl für baltische oder für schlesische Geschichte zu haben, werde ich noch zurückkommen.

Zuvor setze ich meine Überlegung über die Zukunft baltischer Geschichtsforschung in Deutschland mit der Beobachtung fort, daß es ja nicht nur der Speziallehrstuhl für schleswig-holsteinische Geschichte ist, der einen solchen besonderen Lehrstuhl für baltische Geschichte plausibel macht. Wichtiger ist, daß der weite Rahmen, innerhalb dessen bisher die baltische Geschichte gelehrt und erforscht wurde, dahinschwindet. Professuren für Mittlere und Neuere Geschichte ohne Einschränkung gibt es nur noch an wenigen Universitäten, hier in Göttingen zum Beispiel, aber es ist nicht ganz einfach, jüngeren Kollegen deutlich zu machen, daß dieser weite Rahmen etwas für sich hat. Die Regel, vor allem bei jüngeren Universitäten, sind enge Grenzen. Da ist man Professor für die Geschichte der neueren Außenpolitik, für Bildungsgeschichte seit 1800, für Geschichte des 19. Jahrhunderts und so weiter. Und wenn man das schon nicht selber will, dann nötigen einen die finanziellen Zwänge der Gegenwart zu solchen kleinmeisterlichen Etiketten.

Wenn an einer Universität zwei Professuren für mittelalterliche Geschichte bestehen, so erscheint den staatlichen Behörden die eine davon als überflüssig, gleichgültig wie groß die Zahl der Studenten ist und unabhängig davon, daß es nach dem gegenwärtigen Stande unseres Wissens auch nicht zu erwarten ist, daß ein einziger Professor das Mittelalter insgesamt mit der erforderlichen Intensität in der Lehre vertritt. Man hat geschätzt, daß die Hälfte aller jemals produzierten wissenschaftlichen Literatur in den letzten 15 oder 20 Jahren erschienen ist. Man kann das beklagen und darauf zurückführen, daß die öffentliche Hand zu viel für die Wissenschaften ausgibt. Doch das wäre nur ein zynisches *Aperçu*. Die Dinge sind nun einmal, wie sie sind – vom exponentiellen Wachstum der wissenschaftlichen Produktion gehen Spezialisierungszwänge aus. Man kann den Versuch unternehmen, dagegenzuhalten und zwischen engeren Forschungs- und weiteren Lehrgebieten zu unterscheiden. Doch wird es nicht gelingen, auf diese Weise zu den weiten Dächern zurückzufinden, die noch vor wenigen Jahren über Lehrstühlen normalerweise angebracht waren. Und so wird es künftig schwerlich möglich sein, in dem Maße wie bisher baltische Geschichte an Instituten und von Lehrstühlen aus zu erforschen und zu unterrichten, die der baltischen Geschichte nicht eigens

zugewandt sind. Und für die baltischen Studien in anderen Disziplinen gilt das gleiche.

Es gilt auch dort, wo das Dach osteuropäische Geschichte heißt. Ich hatte ja darauf hingewiesen, daß die meisten baltischen Historiker, nicht zuletzt aufgrund ihrer Sprachkompetenz, Professuren für osteuropäische Geschichte innehatten. Sollte es dabei nicht bleiben können?

Auch diese Frage muß man wohl negativ beantworten, und zwar nicht nur deshalb, weil die meisten Osteuropa-Historiker es heute von sich weisen, in der Lehre für die osteuropäische Geschichte insgesamt zuständig zu sein. Eine Dreiteilung zwischen Rußland, Südosteuropa und dem östlichen Mitteleuropa bietet sich an. Doch wer von diesen drei Osteuropa-Historikern soll für die baltische Geschichte zuständig sein? Wird der Polen-Spezialist, der auch der tschechischen Sprache mächtig ist, die Mühe auf sich nehmen wollen, noch das Litauische, das Estnische und das Lettische zu lernen?

Die ältere baltische Geschichtsforschung hat auch davon gelebt, daß man mit minimalen oder gar nicht vorhandenen Kenntnissen des Litauischen, Lettischen und Estnischen ganz gut zurechtkommen konnte. Das wird in Zukunft schwieriger sein – ungeachtet des guten Willens aller Sprecher sogenannter kleiner Sprachen, sich mündlich oder schriftlich in anderen Sprachen auszudrücken. Das Recht auf Publikationen in der Muttersprache sollte man ihnen nicht ausreden wollen. Also muß man diese Sprachen lesen lernen.

Die osteuropäische Geschichte als Dach der Beschäftigung mit der baltischen Geschichte in Deutschland ist aber auch deshalb gefährdet, weil sie in diesen Jahren unter starken Reduktionen leidet – unter den gleichen Reduktionen wie auch die Förderung der baltischen Geschichte, der schlesischen oder der ost- und westpreußischen.

Ich habe vorhin davon gesprochen, daß die Ostforschung seit ihrer Regeneration in den 50er Jahren von östlicher Seite her unter dem Verdikt stand, nichts anderes zu sein als ein wissenschaftlicher Zweig des Kalten Krieges. Die gegenwärtige Wissenschaftspolitik in Deutschland bestätigt – ohne das ausdrücklich zu wollen – diese Polemik nachträglich. Denn den Streichungen und Reduktionen von Stellen und Etats liegt ja, mehr oder weniger deutlich, die Prämisse zugrunde, daß man sich nun, nach dem Ende des Kalten Krieges, für die Geschichte der einstigen Feindregionen nicht weiter zu interessieren brauche.

Bevor man auf eine solche Beobachtung mit Empörung reagiert, sollte man für einen Augenblick darüber nachdenken, ob die Sache, wenn man sie anders begründet, nicht doch ihre Vernunft hat. Und wurde die osteuropäische Geschichte nicht in der Nachkriegszeit tatsächlich überpropor-

tional gefördert? Kann man diesen Sachverhalt nicht schon der schlichten Tatsache entnehmen, daß es an fast allen Universitäten der alten Bundesrepublik eine oder mehrere Professuren für die Geschichte Osteuropas gab, kaum je dagegen eine für die Geschichte West- oder Südeuropas?

Der Sachverhalt ist eindeutig, und man kann ihn erklären. Die Verselbständigung der osteuropäischen Geschichte und nicht zugleich die der westeuropäischen hatte zum einen die simple Ursache, daß Historiker slavische Sprachen sehr viel seltener beherrschen als das Englische, Französische oder auch Italienische. Doch hat man hier nur einen Grund für diese Verselbständigung. Der andere lag darin, daß an den Lehrstühlen und Instituten für osteuropäische Geschichte so etwas wie stellvertretende Forschung betrieben wurde – ganz ähnlich wie auch in Nordamerika. Was in der geknebelten Geschichtswissenschaft insbesondere der Sowjetunion nicht möglich war, wurde ersatzweise außerhalb von ihr erarbeitet, und das mit großem Erfolg und nicht nur im Falle der russischen Geschichte. Man braucht nur daran zu erinnern, daß das von Karl Bosl herausgegebene Handbuch der Geschichte der böhmischen Länder<sup>14</sup> in diesen selbst kein Gegenstück hatte, daß die polnische Geschichtswissenschaft nicht imstande war, das schlesische Urkundenbuch herauszugeben,<sup>15</sup> daß die Geschichtswissenschaft der DDR es nicht zu einem Handbuch der thüringischen Geschichte brachte, sondern daß dieses in Westdeutschland erarbeitet werden mußte.<sup>16</sup>

Diese Situation hat sich geändert. Die Geschichte Thüringens ist gewissermaßen nach Thüringen zurückgekehrt, und es besteht heute auch keine Notwendigkeit mehr, das pommersche Urkundenbuch im Rahmen der Arbeit des Herder-Instituts in Marburg herauszugeben.<sup>17</sup>

Folgt daraus nicht, daß nun auch die Geschichte Estlands ihr wissenschaftliches Zentrum ganz oder überwiegend in Dorpat und Reval haben sollte, daß derjenige, der sich für die Geschichte Rußlands interessiert, in St. Petersburg studieren sollte und nicht in Göttingen, daß die Geschichte Ostpreußens ihren Ort in Danzig, Thorn und vielleicht auch Kaliningrad haben sollte, nicht aber in Deutschland?

Diese Frage ist so zu beantworten wie fast alle anspruchsvollen Fragen, nämlich mit einem Ja und mit einem Nein.

---

<sup>14</sup> München 1967–1970.

<sup>15</sup> Es erscheint aufgrund der vor 1945 in Breslau gesammelten Materialien seit 1963 in Wien, Graz, Köln.

<sup>16</sup> Geschichte Thüringens, hrsg. v. Hans Patze u. Walter Schlesinger. Köln 1968–1984.

<sup>17</sup> Nach 1945 erschienen, hrsg. v. Erwin Assmann, Brigitte Poschmann u. Klaus Conrad, die Bände 8–11. Köln/Graz 1961–1990.

Die Geschichte Rußlands nur in St. Petersburg, nicht aber in Göttingen: Das wäre ein anderes Wort für Provinzialismus, der freilich eine gar nicht so fernstehende Gefahr ist. Wenn die finanziellen Zwänge sich weiterhin so steigern, wie sie sich in den letzten Jahren gesteigert haben, und am Ende nur eine Geschichtsprofessur in Göttingen übrigbleiben würde, dann wäre das wahrscheinlich die für niedersächsische Landesgeschichte, und damit hätte man einen Zustand erreicht, den wir schon einmal hatten, nämlich nach der Vergewaltigung der Göttinger Universität durch König Ernst August im Jahre 1837.<sup>18</sup>

Gewiß wird es nicht möglich sein, an deutschen Universitäten Professuren für die Geschichte aller Länder der Welt einzurichten, aber man sollte sich doch an das halten, was man zur Orientierung braucht, und dazu dürfte die osteuropäische Geschichte zählen. Gilt das auch für die baltische Geschichte oder die schlesische?

Diese Frage könnte man, wenn man auf gesetzliche Normen blickt, mit einem zuversichtlichen Ja beantworten. Denn im Bundesvertriebenengesetz gibt es den Paragraphen 96, der die Bundesregierung darauf verpflichtet, die Erforschung der Kultur und der Geschichte der einstigen deutschen bzw. teilweise deutsch besiedelten Gebiete in Osteuropa und Ostmitteleuropa zu fördern. Abgesehen von der Frage, wie sicher diese Bestimmung ist – sie läßt sich ja mit einfacher Parlamentsmehrheit aufheben, und die Partei, die sich das vornähme, brauchte große Stimmenverluste nicht zu befürchten –, muß aber danach gefragt werden, was diese schöne Bestimmung denn für die Wissenschaft bisher gebracht hat. Viel, so muß man mit einer gewissen Undankbarkeit sagen, war es nicht. Das Herder-Institut war in jüngster Zeit in seiner Existenz gefährdet und ist es noch, und für das vor einigen Jahren gegründete Bundesinstitut für ostdeutsche Kultur und Geschichte in Oldenburg gilt das gleiche. Gewiß muß man hervorheben, daß es seit einigen Jahren ein auf den Namen Kants getauftes Stipendium gibt, mit dessen Hilfe Promotionen und neuerdings auch Habilitationen über Themen aus der Geschichte der Vertreibungsgebiete gefördert werden. Die Förderung von Habilitationen ist allerdings außerordentlich schwierig. Nicht alle der – wenigen – Stipendien konnten vergeben werden, weil es an geeigneten Bewerbern immer wieder mangelte, und das ist sehr gut verständlich, da sich angesichts der vorhin beschriebenen Spezialisierungszwänge jemand, der an seine Zukunft denkt, mit guten Gründen vor einer Habilitationsarbeit zum Bei-

---

<sup>18</sup> Vgl. nur Boockmann, *Geschichtsunterricht* (wie Anm. 2), S. 172 sowie 147 ff., Ernst Schubert über jenen einzigen Historiker, Wilhelm Havemann.

spiel über ein Thema der baltischen Geschichte fürchten wird. Wofür soll ihn das qualifizieren? Die entsprechende Professur gibt es nicht.

So wäre eine Bedingung für die Zukunft der baltischen oder schlesischen Geschichtswissenschaft in Deutschland die Einrichtung entsprechender Professuren, wie man seit langem immer wieder und doch ohne Erfolg gesagt hat.

Die Gründe für diese Erfolglosigkeit habe ich direkt oder indirekt schon erwähnt. Das Ende des Kalten Krieges gehört dazu. Soll man nicht, so fragt mancher, nun damit aufhören, die Nachkriegszeit fortzusetzen und besondere Mittel auf die Flüchtlinge und Vertriebenen sowie die Förderung ihrer Geschichte zu verwenden? Muß nicht endlich einmal Schluß sein?

Wer mit der Sache befaßt ist, unter die da ein Schlußstrich gezogen werden soll, reagiert gern mit Empörung auf eine solche Zumutung, aber er sollte es mit der Empörung nicht bewenden lassen und auch nicht mit dem Argument, daß, was früher gut war, auch in Zukunft gut sein müsse – so große Vorzüge dieses Argument gerade in den Augen des Historikers hat. Und es spricht ja eine gewisse Ökonomie dafür, nicht plötzlich den Kurs zu ändern und wissenschaftliche Bibliotheken, die in vier oder fünf Jahrzehnten zusammengebracht worden sind – nicht nur mit staatlichen Mitteln, sondern auch aufgrund von privaten Stiftungen –, nicht plötzlich auszutrocknen oder gar abzuwracken. Allein das sollte aber das Argument gegen den Schlußstrich nicht sein.

Man sollte vielmehr überlegen, wie es überhaupt künftig mit der Förderung der Geschichte und insbesondere der deutschen Geschichte stehen soll, obwohl man sich damit neue Schwierigkeiten auflädt. In Deutschland meinen viele, Nationen seien eine Sache von gestern, und das Argument des Historikers, daß auch eine Sache von gestern der Erhellung bedürfe, ist in den Augen derer, die Nationen keine Zukunft geben, nicht gerade überzeugend. Doch wie sollen unsere Kinder sich für Auschwitz verantwortlich fühlen, wenn sie sich nur als Europäer verstehen? Und was werden die Kinder unserer französischen Nachbarn sagen, wenn sie nun ebenfalls für Auschwitz Verantwortung tragen sollen?

In der hier gebotenen Kürze will ich nur bemerken, daß die vermeintliche Zukunftslosigkeit der Nationen nichts anderes ist als ein deutscher Provinzialismus. Wenn wir Deutschen keine Deutschen mehr sein wollen, werden wir schwerlich gute Europäer sein können. Das aber heißt, daß wir uns auch weiterhin über die deutsche Geschichte Gedanken machen müssen, und zwar über die ganze deutsche Geschichte, also nicht nur über die in den Grenzen von 1945 bzw. 1990.

Auch damit ist ein weites Thema berührt, nämlich die uns angeborene

Neigung, die Vergangenheit der Gegenwart anzupassen, jene Neigung, die sich im gegenwärtigen deutschen Sprachgebrauch am deutlichsten dort ausprägt, wo von Eisenach als einer ostdeutschen Stadt gesprochen wird, von Passau als einer westdeutschen.<sup>19</sup>

Was gegen den Provinzialismus im weiteren Sinne und für eine Förderung der osteuropäischen Geschichte in Deutschland spricht, spricht auch gegen den intern-deutschen Provinzialismus und dafür, daß in Deutschland weiterhin an der Geschichte der einstigen Ostgebiete gearbeitet wird. Eine Geschichte des älteren Deutschland, die von Reval nichts weiß oder auch von Wien oder von Straßburg, müßte unvermeidlich ein Zerrbild produzieren. Oder, mit dem heute leider aktuellen Wort gesagt: Die „ethnischen Säuberungen“, die zu Flucht und Vertreibung aus den preußischen Ostprovinzen und den östlichen deutschen Siedlungsgebieten geführt haben, dürfen nicht in die Vergangenheit prolongiert und damit historisch legitimiert werden. Wer sie in ihren Ursachen und Folgen verstehen will, ist genötigt, die Welt, die damit zerstört worden ist, ins Bewußtsein zu heben und die Kenntnis von dieser Welt zu erhalten und zu vertiefen.

Dies aber gilt für das heutige Deutschland um so mehr, als ja das Ende des Kalten Krieges zu einer so intensiven Kooperation über die Grenzen hinweg geführt hat, wie es sie bisher nie gegeben hat. Deutsche Historiker auf der einen Seite und estnische, lettische oder litauische auf der anderen, um nur die nächstgelegenen Kooperationen zu nennen, arbeiten heute vertrauensvoll zusammen, und die einen sind auf die Forschungsmöglichkeiten im anderen Land ebenso angewiesen wie die anderen umgekehrt, so daß es absurd wäre, wenn die entsprechenden Gelegenheiten in Deutschland nicht weiterhin bestünden und wenn nicht sogar mehr getan würde, als in der Gegenwart getan wird. Doch weiß der Historiker, daß Politik sehr leicht zu Absurditäten führen kann, und die gegenwärtigen Verhältnisse in Deutschland sind nicht geeignet, einschlägige Befürchtungen zu zerstreuen. Es steht um die Zukunft der baltischen Studien in Deutschland nicht eben gut, und das haben sie weder angesichts der letzten fünf Jahrzehnte verdient, noch im Hinblick auf das, was von ihnen zu erwarten ist.

---

<sup>19</sup> Zur gegenwärtigen Nomenklatur Hartmut Boockmann, *Wo liegt Ostdeutschland? Die Deutschen und ihre Geschichte im östlichen Mitteleuropa*, in: *Nordost-Archiv* N.F. 1 (1992), S. 7-19. Zum selben Thema Klaus Zernack, *Der historische Begriff „Ostdeutschland“ und die deutsche Landesgeschichte*, in: *Ebenda*, S. 157-173, der „solche Anpassungsbedürfnisse“ als „unabweisbar und notwendig“ ansieht (S. 157).

# Der Deutsche Orden und die livländischen Bischöfe im Spannungsfeld von Kaiser und Papst

von Bernhart Jähnig

Das mittelalterliche Deutschland war durch eine Gemengelage von Territorien geistlicher und weltlicher Landesherrschaften geprägt. Seit dem späten Mittelalter verstanden es in den verschiedenen Großlandschaften zunehmend einzelne weltliche Herren, die Rolle einer Vormacht zu übernehmen.<sup>1</sup> Je nach den örtlichen Bedingungen entwickelten sich unterschiedliche Kräfteverhältnisse. Deren Gestaltung konnte auch davon abhängig sein, in welcher Weise Kaiser und Papst als höchste weltliche und geistliche Autorität als Verbündete herangezogen wurden oder sich auch aus eigenem Antrieb einschalteten. Eine solche Großlandschaft war das mittelalterliche Livland, auch wenn seine Zugehörigkeit zum mittelalterlichen Reich in der Geschichtsschreibung unterschiedlich eingeschätzt, zuweilen lebhaft bestritten wird.<sup>2</sup> Es ist richtig, daß die livländischen Verhältnisse nicht unmittelbar auf das sogenannte ottonische Reichskirchensystem zurückgeführt werden können, da die Missionierung der Liven, Letten und Esten sowie deren Unterwerfung erst im späten 12. Jahrhundert einsetzte. Jedoch entstand mit dem Eindringen der deutschen Kräfte in das Land an der unteren Düna recht bald eine Lage, die der im Reich stark ähnelte. Die wesentliche Besonderheit bestand darin, daß den geistlichen Gewalten auf Dauer nicht ein Stammesherzog oder andere weltliche Fürsten als weltliche Gegenspieler gegenüberstanden, sondern daß diese Rolle recht bald von einem geistlichen Ritterorden, dem Schwertbrüderorden, übernommen wurde, der von den Geistlichen selbst im Lande geschaffen worden war. Wir werden im folgenden von den Anfän-

---

<sup>1</sup> Vgl. Albert Werminghoff, *Geschichte der Kirchenverfassung Deutschlands im Mittelalter*. Bd. 1, Hannover/Leipzig 1905; Nachdr. Darmstadt 1969, § 36f.; Johanna Naendrup-Reimann, *Territorien und Kirche im 14. Jahrhundert*, in: *Der deutsche Territorialstaat im 14. Jahrhundert*, hrsg. v. Hans Patze. Bd. 1, Sigmaringen 1970 (Vorträge und Forschungen. 13), S. 117-174; Peter Moraw, *Die Entfaltung der deutschen Territorien im 14. und 15. Jahrhundert*. Erstveröffentlicht 1984; neu in: Ders., *Über König und Reich. Aufsätze zur deutschen Verfassungsgeschichte des späten Mittelalters*. Sigmaringen 1995, S. 89-126; Bernhart Jähnig, *Der Kampf des Deutschen Ordens um die Schutzherrschaft über die livländischen Bistümer*, in: *Ritterorden und Kirche im Mittelalter*, hrsg. v. Zenon Hubert Nowak. Toruń 1997 (*Ordines militares. Colloquia Torunensia Historica*. 9), S. 97-111.

<sup>2</sup> So Manfred Hellmann, *Livland und das Reich. Das Problem ihrer gegenseitigen Beziehungen*. München 1989 (Bayer. Akademie d. Wissenschaften. Philosophisch-Historische Klasse. Sitzungsberichte 1989. 6).

gen der Missionszeit<sup>3</sup> auszugehen haben, um uns einen Überblick zu verschaffen, inwieweit die Vertreter der geistlichen und weltlichen Macht in Livland mit Hilfe von Kaiser und Papst Vorteile für ihre jeweiligen Herrschaftsinteressen zu erringen versuchten. Diese Auseinandersetzungen zwischen den Ordensrittern und den geistlichen Mächten durchziehen als Hauptthema die livländische Geschichte vom Beginn des 13. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts.

Keine der beiden Universalgewalten steht am Anfang der Versuche, die baltischen Völker zu missionieren und sie damit kulturell der westlichen Christenheit zuzuführen. Die ersten Missionare waren Kleriker und Mönche der Reformbewegung des 12. Jahrhunderts, insbesondere Kleriker augustinischer Prägung und Zisterziensermönche.<sup>4</sup> Der erste Prediger, der nicht nur dem Namen nach bekannt ist, sondern auch eine bedeutende historische Rolle spielte, war Meinhard aus dem Augustinerkonvent Segeberg in Holstein. Nach der Gründung der ersten Kirche in Üxküll, oberhalb der späteren Stadt Riga an der Düna gelegen, wurde Meinhard im Jahre 1186 von dem für ihn zuständigen Metropolit, Erzbischof Hartwig II. von Bremen, zum Bischof der Liven geweiht. 1188 erfolgte die Bestätigung durch Papst Clemens III. Dennoch war der Missionsbischof in erster Linie auf sich selbst angewiesen. Als sein Missionswerk in eine ernste Krise geriet, mußte er sich um Hilfe bemühen. Daher richtete er an den Papst die Bitte, kirchenrechtliche Forderungen im Umgang mit den Neugetauften zu erleichtern. Dies wurde 1190 gewährt. Drei Jahre später wandte sich Meinhard offenbar erneut an den Papst. Coelestin III. erlaubte nunmehr, daß der Missionsbischof Angehörige verschiedener Orden zum Predigtamt einsetzen dürfe. Eine vorherige Zustimmung zuständiger Ordensoberer, die Meinhard hätte einholen sollen, wird dabei nicht erwähnt. Ihm wie später seinen Nachfolgern ging es darum, auch das äußere Erscheinungsbild der Missionare zu vereinheitlichen, um zu verhindern, daß durch unterschiedliche Trachten und Gewohnheiten verschiedener Orden Verwirrung bei den zu Bekehrenden hervorgerufen werde. Aus diesen ersten Predigern bildete Meinhard ein kleines Kapitel,

<sup>3</sup> Albert Hauck, *Kirchengeschichte Deutschlands*. Bd. 4, 9. Aufl., Berlin 1958, S. 654ff.; Manfred Hellmann, *Das Lettenland im Mittelalter*. Münster/Köln 1954 (Beiträge zur Geschichte Osteuropas. 1), S. 114f.; ders., *Die Anfänge christlicher Mission in den baltischen Ländern*, in: *Studien über die Anfänge der Mission in Livland*, hrsg. v. dems. Sigmaringen 1989 (Vorträge und Forschungen. Sonderbd. 37), S. 7-36.

<sup>4</sup> Kaspar Elm, *Christi cultores et novelle ecclesie plantatores*, in: *Gli inizi del cristianesimo in Livonia-Lettonia*, hrsg. v. Michel Maccarone. Città del Vaticano 1989, S. 127-170.

das seiner Augustinerregel folgte. Das waren die Anfänge des Domkapitels des Missionsbistums an der Düna.<sup>5</sup>

Angesichts der Gefährdungen des Missionswerks dürfte Meinhard den Zisterziensermönch und mutmaßlichen Priester Dietrich von Treiden, der aus dem niedersächsischen Kloster Loccum gekommen sein wird, 1186/87 angeworben haben. Dietrich wurde zunächst als Leiter eines eigenen Missionszentrums in Treiden der wichtigste Mitarbeiter sowohl des ersten Bischofs als auch seiner beiden Nachfolger. Ihn schickte Meinhard nicht nur aus, um weltliche Unterstützung anzuwerben, sondern um schließlich in Rom Kreuzzugsbullen zu erwirken. Damit hatte er Erfolg. Auch Meinhards erster Nachfolger, Bischof Berthold, der frühere Abt des Zisterzienserklosters Loccum, ließ sich bald zum Schutz der Getauften und zur Bekämpfung der Glaubensfeinde eine Kreuzzugsbulle ausstellen. Entfalten konnte sich dann mit päpstlicher Billigung das livländische Kreuzzugszeitalter unter dem dritten Bischof, Albert von Bekeshovede (Buxhöveden) (1199–1229).<sup>6</sup> Ehe Albert nach seiner Bischofsweihe in Bremen in seine livländische Diözese aufbrach, nahm er mit den geistlichen und weltlichen Machthabern Dänemarks, die um diese Zeit die Herren der Ostsee waren, und mit dem römisch-deutschen König Philipp Verbindung auf, um sich diplomatisch abzusichern. Albert ließ sich bald von den Liven den Platz zuweisen, auf dem er im Jahre 1201 die Stadt Riga gründete, die dann auf Dauer Sitz des Bischofs und des Domkapitels blieb.<sup>7</sup> Diesem regulierten Kapitel gab Albert 1210 die strengere prämonstratensische Form.

Über die Sicherung des Missionswerkes gab es offenbar unter den leitenden Persönlichkeiten unterschiedliche Ansichten. Während Bischof Albert – wohl entsprechend seiner sozialen Herkunft aus dem bremischen Ministerialenstande – an die Schaffung eines Lehnsadels in Livland dachte, gründete Dietrich von Treiden im Jahre 1202, während Albert auf einer seiner zahlreichen Werbefahrten ins Reich unterwegs war, den Schwert-

---

<sup>5</sup> Constantin Mettig, Zur Verfassungsgeschichte des Rigaschen Domkapitels, in: Mitteilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands 12 (1875), S. 509-537; ders., Bemerkungen zur Geschichte des Rigaschen Domkapitels, in: Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands in Riga (1911), S. 386-394.

<sup>6</sup> Gisela Gnegel-Waitschies, Bischof Albert von Riga. Hamburg 1958; Helmut Roscher, Papst Innocenz III. und die Kreuzzüge. Göttingen 1969 (Forschungen zur Kirchen- und Dogmengeschichte. 21), S. 192-211.

<sup>7</sup> Vgl. Friedrich Benninghoven, Rigas Entstehung und der frühhansische Kaufmann. Hamburg 1961; Bernhart Jähniß, Die Anfänge der Sakraltopographie in Riga, in: Studien (wie Anm. 3), S. 123-158.

brüderorden.<sup>8</sup> Das war für die weitere Geschichte des mittelalterlichen Livland und auch für unsere Fragestellung das wichtigste Ereignis. Dietrich dürfte aus den Erfahrungen seines Ordens bekannt gewesen sein, daß sich im Heiligen Land die Ritterorden als die zuverlässigsten Kräfte im Kampf gegen die Muslime erwiesen hatten. Albert mochte hoffen, den noch kleinen Orden als eine kämpfende Truppe wie eine Art Gesinde halten zu können. Damit hatten jedoch er und seine Nachfolger so wenig Erfolg wie der Patriarch von Jerusalem in seinem Verhältnis zum wesentlich mächtigeren Templerorden, obwohl Albert für sich und seine Nachfolger durchsetzen konnte, daß der Ordensmeister einen Gehorsamseid zu leisten hatte. Bereits 1204 bestätigte Papst Innozenz III. unter diesen Verhältnissen, daß die Schwertbrüder die Regel der Templer übernehmen sollten.

Neben einer Reihe von Urkunden<sup>9</sup> ist die Chronik des Lettenpriesters Heinrich, der im Auftrage Bischof Alberts schrieb, die wichtigste Quelle zur Frühgeschichte Livlands. Heinrich berichtet, daß Albert zum Schluß einer Werbereise ins Reich 1206/07 zu König Philipp gekommen sei, und sagt: „und da er zu keinem Könige in einem Hilfsverhältnis stand, wandte er sich an das Reich und empfing Livland vom Reich“.<sup>10</sup> Die Forschung sah diesen Vorgang, der durch keine Urkunde zusätzlich belegt ist, lange als Lehnsauftragung des Missionslandes an das Reich an. Dem wurde neuerdings widersprochen.<sup>11</sup> Jedoch bestätigt Heinrich wenige Abschnitte später seine Meinung, als er zum Jahre 1207 berichtet, daß die Schwertbrüder mit Erfolg von Albert die Übertragung eines Drittels zunächst des Livenlandes gefordert hätten, indem er schreibt: „da er selbst Livland mit aller Herrschaft und allem Recht vom Kaiser empfangen hatte, überließ er ihnen ihr Drittel mit allem Recht und aller Herrschaft“.<sup>12</sup> Es ist zwar richtig, daß König Philipp nicht Kaiser war und es bis zu seiner Ermor-

<sup>8</sup> Friedrich Benninghoven, *Der Orden der Schwertbrüder*. Köln/Graz 1965 (Ostmitteleuropa in Vergangenheit und Gegenwart. 9), S. 39ff. u. 51ff.; Tore Nyberg, *Kreuzzug und Handel in der Ostsee zur dänischen Zeit Lübecks*, in: Lübeck 1226. Reichsfreiheit und frühe Stadt, hrsg. v. Olov Ahlers (u.a.). Lübeck 1976, S. 173-206, hier S. 186.

<sup>9</sup> Zumeist veröffentlicht im Liv-, Est- und Kurländischen Urkundenbuch. Bd. 1-6 (bis 1423 einschließlich Nachträgen), hrsg. v. Friedrich Georg v. Bunge. Reval/Riga 1852-1873.

<sup>10</sup> *Heinrici Chronicon Livoniae*. 2. Aufl., bearb. v. Leonid Arbusow u. Albert Bauer. Hannover 1955 (Monumenta Germaniae Historica. Scriptores rerum Germanicarum), lb. X 17.

<sup>11</sup> Ernst Pitz, *Papstreskript und Kaiserreskript im Mittelalter*. Tübingen 1971 (Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom. 36), S. 32f.; Hellmann, *Livland* (wie Anm. 2), S. 7f.

<sup>12</sup> *Chronicon* (wie Anm. 10), lb. XI 3. – Zu den verfassungsgeschichtlichen Fragen hier und im folgenden vgl. Bernhart Jähnig, *Rechtsgrundlagen der Deutschordensherrschaft in Livland*, in: *Zapiski Historyczne* 57 (1992), H. 4, S. 7-23.

derung im folgenden Jahr auch nicht mehr geworden ist, doch dürfte dies keine entscheidende Frage sein hinsichtlich der Ansicht des Chronisten, daß Albert neben der Unterstützung durch das Papsttum auch die Hilfe des Reichsoberhauptes gewann. Da der Chronist keine Urkunde auszustellen hatte, mußte er nicht unbedingt die genauen Rechtsbegriffe verwenden. Inwieweit beide Universalmächte das tatsächliche Geschehen im Missionsland beeinflussten, ist eine andere Frage. Die Päpste hatten im ganzen bessere Möglichkeiten. Papst Innozenz III. bestätigte 1210 die Teilung des Landes zwischen Bischof und Ordensrittern grundsätzlich. Der Orden sollte für die Übernahme seiner Gebietsherrschaft zu keinem weltlichen Dienst verpflichtet sein, außer daß er Kirche und Land gegen die Heiden zu verteidigen hatte. Dafür sollte der Ordensmeister dem Bischof von Riga den schon genannten Gehorsam leisten. Auf weitere Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden. Grundsätzlich war die römische Kurie damit einverstanden, daß sich der Bischof die werdende Landesherrschaft mit den Ordensrittern teilen mußte, wenn es dem Papst nicht sogar darum ging, die Macht des staufisch gesinnten Bischofs Albert von sich aus zu begrenzen. So wurde Albert zeitlebens die Gründung einer Kirchenprovinz unter seiner Leitung verweigert.

Bekanntlich blieb das mittelalterliche Livland nicht auf ein Bistum beschränkt. Dietrich von Treiden, der 1202 bzw. 1205 erster Abt des neu gegründeten Zisterzienserklosters Dünamünde geworden war, wurde 1211 von Bischof Albert zum Bischof der Esten geweiht.<sup>13</sup> Das war jedoch ein Aufgabenbereich erst für die Zukunft, denn die Esten wehrten sich noch sehr heftig gegen Mission und Unterwerfung. 1219 wurde Dietrich als Parteigänger Dänemarks von den Esten erschlagen. Parallel dazu hatten auch die Schwertbrüder geplant, in Südestland ein Bistum zu gründen. Das war jedoch ein Versuch, der zu selbständig ohne eine geistliche Macht geplant war und daher päpstlicherseits nicht genehmigt wurde. Es blieb bei einer Bestätigung des Besitzes der Ordensritter vorbehaltlich einer Wahrung der Rechte der Kirche. 1224 gelang es Albert schließlich, das Bistum Leal auf Dauer zu begründen und mit seinem Bruder Hermann zu besetzen. Dieser erhielt den Südosten Estlands als Diözese, deren Sitz ein Jahrzehnt später Dorpat wurde.<sup>14</sup> Den weltlichen Besitz

---

<sup>13</sup> Vgl. Paul Johansen, *Nordische Mission, Revals Gründung und die Schwedensiedlung in Estland*. Stockholm 1951.

<sup>14</sup> Vgl. Axel v. Gernet, *Verfassungsgeschichte des Bisthums Dorpat bis zur Ausbildung der Landstände*. Dorpat 1896 (*Verhandlungen der Gelehrten Estnischen Gesellschaft*. 17); Fritz Schonebohm, *Die Besetzung der livländischen Bistümer bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts*. Phil. Diss., Gießen 1909; auch in: *Mitteilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands* 20 (1910), S. 295-365.

teilte er sich in Anlehnung an die Verhältnisse im Bistum Riga mit den Schwertbrüdern.

Um 1225/26 weilte auf Bitten Bischof Alberts der päpstliche Legat Wilhelm von Modena<sup>15</sup> in Livland, der auch danach wiederholt im östlichen Ostseeraum aufgetreten ist und als guter Kenner der politischen Verhältnisse gehandelt hat. Zunächst ging es darum, die Streitigkeiten unter den livländischen Mächten zu klären. Gleichzeitig entsandte Albert seinen Bruder Hermann, den eben genannten Bischof von Leal-Dorpat, um für ihre beiden Bistümer kaiserlichen Rechtsschutz zu besorgen. Gegen wen die daraufhin am 6. November und 1. Dezember 1225 ausgestellten drei Urkunden Heinrichs (VII.), des Sohnes und Statthalters Kaiser Friedrichs II., gerichtet waren, wird zwar nicht deutlich gesagt. Es ist jedoch zu vermuten, daß die beiden Bischöfe gegenüber den Schwertbrüdern einen rechtlichen Vorteil zu erlangen suchten. Albert und Hermann ließen die Belehnung und die Errichtung von Marken des Reichs für die gesamten Sprengel ihrer Bistümer vornehmen, also einschließlich der dem Orden überlassenen Landesteile. Allerdings wird nicht erkennbar, daß es den beiden Bischöfen damit gelang, tatsächliche Vorteile gegenüber den Ordensrittern zu erringen. Die Hoheit über die Gebiete der Schwertbrüder wurde nicht zusätzlich eingeschränkt. Selbst formvollendete Belehnungsurkunden wurden erst dann wertvoll, wenn sie vor Ort gegen mögliche Rechte anderer durchgesetzt werden konnten. Das gelang den beiden Bischöfen nicht, denn die Schwertbrüder bekamen ihrerseits im Mai 1226 eine Urkunde Kaiser Friedrichs II., durch die ihnen die von den Bischöfen übergebenen Besitzungen und Rechte bestätigt wurden. Eine Tradition für die Belehnung livländischer Bischöfe konnte in der kaiserlichen Kanzlei nicht begründet werden, wie wir noch sehen werden.<sup>16</sup> Die tatsächlichen Machtverhältnisse wurden zunächst durch den genannten päpstlichen Legaten festgelegt. Hervorgehoben werden soll, daß danach bei künftigen Eroberungen im Zuge des fortschreitenden Heidenkampfes neben dem Bischof von Riga und dem Schwertbrüderorden auch die Stadt Riga ein Drittel erhalten sollte. Für die Schwertbrüder entstand damit die Aussicht, daß das eigene ungeteilte Drittel durch die Zersplitterung der übrigen Drittel relativ an Gewicht gewinnen würde, zumal bestimmt wurde, daß an künftigen Landesteilungen nur die Mächte betei-

<sup>15</sup> Gustav Adolf Donner, *Kardinal Wilhelm von Sabina*. Helsingfors 1929 (*Societas Scientiarum Fennica. Commentationes Hum. Litt.* 2, 5).

<sup>16</sup> Vgl. die teilweise anderen Akzentuierungen bei Friedrich Koch, *Livland und das Reich bis 1225*. Posen 1943 (*Quellen und Forschungen zur baltischen Geschichte*. 4), S. 58-68; Benninghoven, *Orden* (wie Anm. 8), S. 196; Pitz, *Papstreskript* (wie Anm. 11), S. 195-200; Hellmann, *Livland* (wie Anm. 2), S. 9ff.

ligt werden sollten, die auch bei der jeweils vorangegangenen Eroberung mitgeholfen hatten. Tatsächlich hatten davon später die Ordensritter den Hauptgewinn, vor allem als nach der Inkorporierung der Schwertbrüder in den Deutschen Orden (1237) der Süden und Osten der Diözese Riga abgerundet wurden.

Es braucht hier nicht im einzelnen vorgeführt zu werden, wie die päpstliche Kurie bei der weiteren Gestaltung der livländischen Bistumslandschaft mit Neugründungen und Zusammenlegungen mitwirkte. Wichtiger war die Inkorporierung des Schwertbrüderordens in den Deutschen Orden, der seit 1230/31 begonnen hatte, die Prußen zu unterwerfen und deren Missionierung zu ermöglichen. Auch wenn neuere, kanzeleischichtlich untermauerte Forschungen, die noch nicht abschließend veröffentlicht wurden,<sup>17</sup> es nahelegen, daß die berühmte Goldbulle von Rimini als Pergamenturkunde erst Mitte der 30er Jahre des 13. Jahrhunderts ausgestellt wurde, so ist dennoch davon auszugehen, daß der wesentliche rechtliche Gehalt bereits 1226 zwischen Hochmeister Hermann von Salza und der kaiserlichen Kanzlei ausgehandelt worden war. In dieser Urkunde werden zahlreiche landesherrliche Einzelrechte aufgezählt, sie mochte damit das Ideal einer Landesherrschaft zur Zeit Friedrichs II. darstellen.<sup>18</sup> Für Livland gab es – abgesehen von Kurland – keine der Goldbulle von Rimini vergleichbare Urkunde, auch keine konkurrierende päpstliche Bulle wie die Bulle von Rieti 1234. Der Deutsche Orden war genötigt, in Livland in die gegenüber Preußen geringeren Rechte einzusteigen. Nach der schweren Niederlage der Schwertbrüder 1236 gegen die Litauer trat die Leitung des Deutschen Ordens nur ungern das Erbe der livländischen Ordensritter an. Zwar übernahm der Deutsche Orden als Herrschaftsgrundlagen die Gerichtshoheit in weltlichen Angelegenheiten und sehr weitgehende Rechte am Land, doch legte die päpstliche Inkorporationsbulle von 1237 fest, daß der Deutsche Orden künftig in

---

<sup>17</sup> Vgl. vorläufig Tomasz Jasiński, *Złota Bulla Fryderyka II dla zakonu krzyżackiego z roku rzekomo 1226* (Die Goldene Bulle Friedrichs II. für den Deutschen Orden, angeblich aus dem Jahre 1226), in: *Roczniki Historyczne* 60 (1994), S. 107-154. Hinweise in diese Richtung gab schon Paul Zinsmaier, *Die Reichskanzlei unter Friedrich II.*, in: *Probleme um Friedrich II. Sigmaringen 1974* (Vorträge und Forschungen. 16), S. 147f.; dazu kritisch Udo Arnold, *Der Deutsche Orden und die Goldbulle von Rimini*, in: *Preußenland* 14 (1976), S. 46 ff.

<sup>18</sup> Grundsätzlich vgl. Hans Patze, *Herrschaft und Territorium*, in: *Die Zeit der Staufer. Katalog der Ausstellung*. Bd. 3, Stuttgart 1977, S. 43f.; Dietmar Willoweit, *Die Entwicklung und Verwaltung der spätmittelalterlichen Landesherrschaft*, in: *Deutsche Verwaltungsgeschichte*, hrsg. v. Kurt G.A. Jeserich, Hans Pohl u. Georg-Christoph v. Unruh. Bd. 1, Stuttgart 1983, S. 66-143, besonders S. 66-71; ders., *Die Kulmer Handfeste und das Herrschaftsverständnis der Stauferzeit*, in: *Beiträge zur Geschichte Westpreußens* 9 (1985), S. 5-24.

seinen verschiedenen Ländern unter unterschiedlichem Recht stehen sollte, indem sie an dem Obödienzeid des livländischen Ordensmeisters gegenüber den Bischöfen von Riga, Dorpat und Ösel-Wiek festhielt. Daß dies der Keim für künftige Streitigkeiten sein würde, ist offenkundig. Auf päpstlicher Seite war Wilhelm von Modena offenbar der einzige, der dies voraussah und für ungünstiger hielt und deshalb in Preußen die politischen Kräfteverhältnisse eindeutig zugunsten des Deutschen Ordens regelte. In Livland gelang ihm das nur bei Kurland, wie wir noch sehen werden. Da es sich bei der Inkorporierung um die Angelegenheit zweier geistlicher Ritterorden handelte, war das Reichsoberhaupt nicht beteiligt.

Zu den von der Kurie festgelegten Folgen der Inkorporierung gehörte es auch, daß der Deutsche Orden das von den Schwertbrüdern zuletzt in Besitz genommene Nordestland an Dänemark zurückgeben mußte. In dem unter Mitwirkung des päpstlichen Legaten zwischen Landmeister Hermann Balk und König Waldemar II. von Dänemark zustande gekommenen Vertrag von Stensby auf Seeland 1238 wurden die Bedingungen festgelegt. Der Orden durfte danach die nordestländische Landschaft Jerwen behalten. Er mußte zwar eine Einschränkung hinsichtlich des Befestigungsrechts (Burgenbau) hinnehmen, besaß dafür aber eine Landschaft, für die er keinem Diözesanbischof einen Obödienzeid schuldig war. Ein gutes Jahrhundert später, nach längeren Verhandlungen schließlich 1346/47, konnte der Deutsche Orden die beiden anderen nordestländischen Landschaften Harrien und Wierland von Dänemark ankaufen, da dieses auf Dauer nicht in der Lage war, über die große Entfernung hinweg das Land militärisch gegenüber den zumeist deutschen Vasallen und den aufständischen Esten zu halten.<sup>19</sup> In ungewohntem Gleichklang bestätigten sowohl Kaiser Ludwig IV. als auch Papst Clemens VI. diesen Ankauf. Vor allem die zu dieser Zeit in Avignon residierende Kurie zeigte sich letztlich einverstanden, daß der livländische Ordensmeister dem zuständigen Bischof in Reval keinen Obödienzeid zu leisten hatte. Ganz im Gegenteil, der Kaufvertrag sah gegenüber dem Bischof die Kirchenvogtei vor, wie sie bis dahin der König von Dänemark wahrgenommen hatte. Diese stand jedoch in Konkurrenz zum päpstlichen Provisionsanspruch, den die Kurie allgemein seit dem 13. Jahrhundert zunehmend bei der Be-

<sup>19</sup> Vgl. im ganzen Friedrich Georg v. Bunge, *Das Herzogtum Estland unter den Königen von Dänemark*. Gotha 1877; Thomas Riis, *Die Administration Estlands zur Dänenzeit*, in: *Die Rolle der Ritterorden in der mittelalterlichen Kultur*, hrsg. v. Zenon Hubert Nowak. Toruń 1985 (*Ordines militares. Colloquia Torunensia Historica*. 2), S. 117-127; Klaus Neitmann, *Der Deutsche Orden und die Revaler Bischofserhebungen im 14. und 15. Jahrhundert*, in: *Reval. Handel und Wandel vom 13. bis zum 20. Jahrhundert*, hrsg. v. Norbert Angermann u. Wilhelm Lenz. Lüneburg 1997 (*Schriften der Baltischen Historischen Kommission*. 8), S. 43-86.

setzung von Bischofsstühlen gegen die Domkapitel und die örtlichen weltlichen Machthaber durchzusetzen suchte.<sup>20</sup>

Während der Spätzeit des Kampfes zwischen päpstlicher Kurie und staufischem Kaisertum wurden die Verhältnisse in Kurland neu geregelt. Als Papst Innozenz IV. in Lyon das Konzil vorbereitete, beauftragte er im Februar 1245 den Legaten Wilhelm von Modena, die Regelungen vorzunehmen. Eine früher zwischen dem ersten kurländischen Bischof und den Schwertbrüdern getroffene Vereinbarung wurde aufgehoben, statt dessen teilte der Legat dem Deutschen Orden für zwei Drittel der kurländischen Diözese die landesherrlichen Rechte zu. Ausdrücklich wird auf das Vorbild Preußens verwiesen, indem in der Urkunde behauptet wird, daß Kurland zwar nicht geographisch, aber rechtlich zu Preußen gehöre. Die vier preußischen Diözesen Kulm, Pomesanien, Ermland und Samland waren kurz vorher mit der bekannten Zirkumskriptionsbulle von 1243 gegründet worden. Dort hatte der Orden zwei Drittel der Gebiete zugesprochen bekommen,<sup>21</sup> auch wenn diese Räume zu einem großen Teil erst noch erobert werden mußten. Die Bischöfe wurden mit einem Drittel ausgestattet, das sie sich später aussuchen sollten. Damit unterschieden sich die Verhältnisse in Preußen und Kurland von denen im sonstigen Livland. Der Papst bestätigte die von Wilhelm von Modena getroffene Regelung.<sup>22</sup> Trotz der heftigen Spannungen zwischen Innozenz IV. und Friedrich II. ließ sich Hochmeister Heinrich von Hohenlohe kurz darauf ein kaiserliches Privileg für Kurland ausstellen. Vermutlich gerade wegen der Spannungen hielt es die Ordensleitung für sinnvoll, von jeder der beiden Universalmächte eine Urkunde zu besitzen, um diese je nach der politischen Lage einsetzen zu können. Die ebenfalls mit Gold besiegelte Urkunde vom Juni 1245 schließt sich in ihrem Wortlaut weitgehend an die schon genannte Goldbulle von Rimini an. Als Ziel der vom Orden angestrebten Gebiete werden auch Semgallen und Litauen genannt. Diese Vorstellungen gingen damit weit über das hinaus, was sich später verwirklichen ließ. Was dem Orden hier fehlte, war die Schenkung eines einheimischen Fürsten wie im Falle des Kulmer Landes durch Herzog Konrad von Masowien im Blick auf die Eroberung Preußens oder später,

---

<sup>20</sup> Vgl. Klaus Ganzer, *Papsttum und Bistumsbesetzungen in der Zeit von Gregor IX. bis Bonifaz VIII.* Köln/Graz 1968 (Forschungen zur kirchlichen Rechtsgeschichte und zum Kirchenrecht. 9).

<sup>21</sup> Auf die abweichenden Verhältnisse für den älteren Teil der Kulmer Diözese braucht hier nicht eingegangen zu werden. Vgl. Max Toeppen, *Historisch-comparative Geographie von Preußen.* Gotha 1852, S. 117-122.

<sup>22</sup> Vgl. Paul Johansen, *Kurlands Bewohner zu Anfang der historischen Zeit*, in: *Baltische Lande*, hrsg. v. Albert Brackmann u. Carl Engel. Bd. 1, Leipzig 1939, S. 267.

nach 1250, durch den litauischen König Mindaugas, auch wenn dessen Landschenkung nur eine kurze Zeit bestehen blieb.

Im Jahre 1245 fiel an der Kurie eine weitere wichtige Entscheidung, denn im Dezember dieses Jahres wird Albert Suerbeer erstmalig als Erzbischof von Livland und Preußen genannt.<sup>23</sup> Dieser Prälat hatte schon 1229 als Nachfolger Alberts von Bekeshovede Bischof von Riga werden sollen. Doch konnte damals der Kandidat des Rigaer Domkapitels, der Prämonstratenser Nikolaus [von Nauen] aus dem Magdeburger Liebfrauenstift, bei der Kurie durchgesetzt werden. 1245 wurde für die beiden Missionsländer Livland und Preußen eine Kirchenprovinz geschaffen, ohne daß zunächst ein Ort als Sitz für den Metropoliten feststand. Der Zisterzienser Christian, der seit 1215 Bischof von ganz Preußen zwischen unterer Weichsel und unterer Memel gewesen war, hatte der päpstlichen Aufforderung, sich für eines der vier preußischen Bistümer zu entscheiden, nicht nachkommen wollen, da er weiterhin ganz Preußen als Diözese behalten wollte. Nachdem er 1245 gestorben war, hätte es nahegelegen, daß sich nun Albert Suerbeer für eines von diesen entschied. Das konnte der Landmeister des Deutschen Ordens, Dietrich von Grüningen, bei der Kurie verhindern, da der Orden den künftigen Metropoliten möglichst weit weg von seinem Machtzentrum haben wollte. Möglicherweise hatte Albert Suerbeer seinerseits gar kein Interesse an einem Bistum, in dem der Orden eindeutig die politische Oberhand besaß. Schließlich erhielt Albert die Anwartschaft auf die Nachfolge von Bischof Nikolaus in Riga. Seit dessen Tod 1253 war Riga Erzbistum und Metropole der aus den Diözesen Riga, Dorpat, Ösel-Wiek, Kurland, Samland, Ermland, Pomesanien und Kulm bestehenden Kirchenprovinz. Im Blick auf diese Regelung war das Bistum Semgallen schon 1251 der Diözese Riga zugefallen.<sup>24</sup> Bei den Kämpfen, die in dem Gebiet südlich der Düna wie in Preußen nach der Schlacht bei Durben 1260 erneut ausbrachen und bis 1290 dauerten, hatte der Orden die militärische Hauptlast zu tragen. Offenbar führte das dazu, daß der Orden zwischen Düna und litauischer Grenze, von kleinen Ausnahmen abgesehen, allein Landesherr wurde. Spätere Versuche der Erzbischöfe von Riga, mit Hilfe der Kurie daran etwas zu ändern, blieben erfolglos.<sup>25</sup>

<sup>23</sup> Vgl. Kurt Forstreuter, Die Gründung des Erzbistums Riga 1245/46, in: Jahrbuch der Albertus-Universität zu Königsberg/Pr. 10 (1960), S. 9-31.

<sup>24</sup> Vgl. Albert Bauer, Semgallen und Upmale in frühgeschichtlicher Zeit, in: Baltische Lande (wie Anm. 22), S. 311f. u. 319.

<sup>25</sup> Vgl. Hellmann, Lettenland (wie Anm. 3), S. 191-208; Gertrud Mortensen, Beiträge zur Kenntnis des nordöstlichen Mitteleuropas um 1400, in: Zeitschrift für Ostforschung 9 (1960), S. 333-361.

Bei den weiteren Auseinandersetzungen um die Macht in Livland suchten der Erzbischof und die Bischöfe Unterstützung zumeist bei der Kurie, gelegentlich sogar durch ein Bündnis mit den heidnischen Litauern, während der Orden eher beim Reichsoberhaupt um Hilfe nachsuchte. Letztlich entschieden wurden die Machtverhältnisse im Lande selbst. Urkunden von Papst und Kaiser hatten in der Regel nur flankierende Bedeutung. Ein konkreter Streitpunkt wurde zunehmend Besitz und Einfluß in der Stadt Riga, die zum Bistumsland gehörte, auch wenn die Ordensburg, der St. Jürgenshof, innerhalb der Stadt lag. Die Spannungen hatten Ende des 13. Jahrhunderts so stark zugenommen, daß 1297 die Bürger der Stadt die Ordensburg eroberten und den Komtur mit 60 Ordensrittern töteten. Das war für den Orden ein Verlust, der in seiner Bedeutung nur mit den großen Schlachterniederlagen bei Saule 1236 oder Durben 1260 verglichen werden kann. Der Orden blieb damit zunächst aus der Stadt ausgeschlossen, obwohl es ihm bald gelang, sich bei verschiedenen militärischen Operationen gegen die Stadt und den Erzbischof, der als Stadtherr mit dieser verbündet war, durchzusetzen. Einen durchschlagenden Erfolg erzielte erst Meister Eberhard von Monheim, als es ihm 1330 nach sechsmonatiger Belagerung gelang, die Stadt zur Kapitulation zu zwingen. Riga wurde damit Ordensstadt, an der Nordwestecke der Stadt an der Düna mußte es den Bau einer neuen Ordensburg zulassen. Selbstverständlich ließ sich der Ordensmeister diese Herrschaftsveränderung von Kaiser Ludwig IV. bestätigen, während die Kurie dagegen protestierte.

Seit den letzten Jahren des 13. Jahrhunderts weilten die Erzbischöfe außer Landes, um an der Kurie gegen den Orden zu klagen. Sie versuchten sich die allgemeine Stimmungslage gegen die Ritterorden zunutze zu machen, seit mit dem Fall von Akkon 1291 das Heilige Land endgültig an die Muslime verloren war. Der König von Frankreich hatte das gegen die Templer ausnutzen können, seitdem die päpstliche Kurie in Avignon unter seinem unmittelbaren Einfluß stand. Gegen den Deutschen Orden hatten es Polen wegen der Pommerellenfrage und der Erzbischof von Riga wegen des Obödienzeides wesentlich schwerer, zumal die Ordensleitung 1309 ihren Sitz aus dem Mittelmeerraum in die Marienburg nach Preußen verlegt hatte. Es kam zu umfangreichen Verhandlungen und Verhören,<sup>26</sup> auch zu Verurteilungen und wieder zu Dispensierungen, so daß letztlich die Bemühungen vor allem von Erzbischof Friedrich von Pern-

---

<sup>26</sup> Die wichtigsten erhaltenen Quellen sind gedruckt in: Das Zeugenverhör des Franciscus de Moliano (1312), bearb. v. August Seraphim. Königsberg 1912. Vgl. Walter Friedrich, *Der Deutsche Ritterorden und die Kurie in den Jahren 1300–1330*. Phil. Diss., Königsberg 1915.

stein (1304–1341)<sup>27</sup> an der Kurie keinen praktischen Erfolg hatten. Die jahrzehntelangen Verhandlungen führten offenbar dazu, daß die Erzbischöfe ihre Ansprüche steigerten, indem der Obödienzeit zu einem Lehnseid erhöht wurde. Schließlich behauptete Erzbischof Fromhold von Vifhusen (1348–1369), ein Obereigentum an ganz Livland zu besitzen, der Meister und die Ordensbrüder seien lediglich seine Vasallen. Doch folgte die Kurie diesen Forderungen nicht, es wurde lediglich die Auslieferung der Stadt Riga an den Erzbischof gefordert.

Während König Johann von Böhmen sowohl als Förderer und Teilnehmer von Preußenreisen als auch aus diplomatischen Gründen zum Deutschen Orden gute Beziehungen unterhielt, verhielt sich sein Sohn, Kaiser Karl IV., wegen seiner anderen politischen Zielsetzungen deutlich zurückhaltender.<sup>28</sup> Bemerkenswert ist, daß es zu einem diplomatischen Zusammenspiel zwischen der Kurie und Kaiser Karl IV. kam,<sup>29</sup> indem Papst Clemens VI. sich 1349 nicht nur an den Deutschen Orden, sondern auch an Karl IV. mit der Bitte wandte, den neuen Erzbischof zu unterstützen. Unmittelbare Verhandlungen von Erzbischof Fromhold mit Landmeister Goswin von Hereke führten zu keinem Erfolg, so daß Papst Innozenz VI. drei nordische Bischöfe als Beauftragte einsetzte, die vergeblich versuchten, das Erzstift für den Papst in Besitz zu nehmen. 1356, im Jahr der Goldenen Bulle Karls IV., erklärte sich der Kaiser auch für Livland zuständig, indem er die obengenannte Belehnungsurkunde, die König Heinrich (VII.) für Bischof Albert am 1. Dezember 1225 ausgestellt hatte, erneuerte und dabei behauptete, daß die Erzbischöfe von Riga grundsätzlich als ein Glied des Reiches anzusehen seien. Karl IV. pflegte seine Ansprüche als Reichsoberhaupt stets sehr weitgehend auszulegen und in der Sprache seiner Urkunden zum Ausdruck zu bringen. Das galt auch gegenüber Persönlichkeiten und Einrichtungen, die außerhalb der Lehnspyramide standen wie der Hochmeister des Deutschen Ordens. Der Erzbischof strengte nun bei der päpstlichen Kurie in Avignon einen Prozeß gegen den Orden an, der 1359 völlig in seinem Sinne ausging. Allerdings war damit kein Frieden in Livland zu erreichen. Die Stadt Riga sträubte sich gegen eine Rückkehr unter die Herrschaft des Erzbischofs, als päpstliche Exekutoren sie 1360 von dem Eid lösen wollten, die sie dem Or-

<sup>27</sup> Kurt Forstreuter, Erzbischof Friedrich von Riga (1304–1341), in: *Zeitschrift für Ostforschung* 19 (1970), S. 652–665.

<sup>28</sup> Vgl. Klaus Conrad, Der dritte Litauerzug König Johanns von Böhmen und der Rücktritt des Hochmeisters Ludolf König, in: *Festschrift Hermann Heimpel*. Bd. 2, Göttingen 1972, S. 382–401.

<sup>29</sup> Vgl. Bernhart Jähnig, Der Deutsche Orden und Karl IV., in: *Kaiser Karl IV. 1316–1378*, hrsg. v. Hans Patze. o.O. 1978 (*Blätter für deutsche Landesgeschichte*. 114), S. 103–149, hier S. 121–125; ausführlicher Hellmann, *Livland* (wie Anm. 2), S. 18–27.

densmeister geleistet hatte. Etwa gleichzeitig bestätigte Kaiser Karl IV. seine Privilegien des Jahres 1356. Da zwischen Livland und Avignon, wo sich der Erzbischof längst wieder aufhielt, keine Einigung erzielt werden konnte, verhängte der Papst über den livländischen Ordenszweig und die Stadt Riga ein Interdikt. Dieser Bann dauerte – abgesehen von einer kurzen verhandlungsbedingten Unterbrechung – fast drei Jahrzehnte an. Nimmt man die Folgen eines solchen Bannes wörtlich, dann wird deutlich, daß Päpsten und Erzbischöfen die Durchsetzung von Herrschaftsrechten wichtiger war als das Seelenheil der davon betroffenen Untertanen.

Die in den 60er Jahren des 14. Jahrhunderts zunehmenden Spannungen zwischen Dänemark und den Hansestädten, die vom Deutschen Orden unterstützt wurden, veranlaßten Hochmeister Winrich von Kniprode zu versuchen, auf dem Nebenschauplatz in Livland einen Frieden herbeizuführen. Kurz bevor am 7. Mai 1366 in Danzig ein glänzend besetzter Verhandlungstag unter der Leitung des Hochmeisters zusammentrat, versuchte Kaiser Karl IV., durch mehrere Urkunden die Stellung des Erzbischofs zu stärken. Der vom Hochmeister gewünschte Kompromiß sah vor, daß der Landmeister auf die Stadtherrschaft verzichtete, jedoch die Burg behielt und vom Erzbischof die Beteiligung der Bürger an der Landesverteidigung erbitten durfte. Der Erzbischof sollte dagegen auf jede Art von Eid des Landmeisters verzichten. Gemessen an den tatsächlichen Machtverhältnissen war das Opfer des livländischen Ordenszweiges groß, der Gewinn des Erzbischofs nicht gering. Doch ließ sich dieser offenbar durch die diplomatische Unterstützung, die ihm Papst und Kaiser gewährten, zu einer wirklichkeitsfernen Einschätzung der Lage verleiten und hintertrieb die vorgesehene päpstliche Anerkennung des Danziger Vergleichs. Der Deutsche Orden blieb Stadtherr von Riga.<sup>30</sup> Wenige Jahre später konnten sich bekanntlich die Hansestädte gegen den durch Karl IV. diplomatisch unterstützten König Waldemar IV. Atterdag von Dänemark durchsetzen. Der Abstand zwischen diesem Kaiser und dem Deutschen Orden im Zeitalter Winrichs von Kniprode bereitete den Ordensherrschaften also weder in Preußen noch in Livland größeren Schaden.<sup>31</sup>

Gegen Ende des 14. Jahrhunderts flammte der Streit zwischen Erzbischof und dem Deutschen Orden wieder auf, so daß sowohl der römisch-deutsche König Wenzel als auch Papst Bonifaz IX. sich mit dieser Angelegenheit beschäftigen mußten. Als es seit 1388 zwischen Erzbischof

<sup>30</sup> Vgl. Bernhart Jähnig, 1366. Der Tag von Danzig, in: Ostdeutsche Gedenktage 1991. Bonn 1990, S. 236-239.

<sup>31</sup> Vgl. Bernhart Jähnig, Winrich von Kniprode, Hochmeister des Deutschen Ordens 1352–1382, in: Jahrbuch Preußischer Kulturbesitz 19 (1982), S. 249-276.

Johann von Sinten und seinen Ständen zu einem Streit wegen des Verpfändungsrechts kam, unterstützte der Orden letztere. Bevor die Angelegenheit 1391 auf einem livländischen Landtag verhandelt werden konnte, verließen der Erzbischof und ein Teil seines Domkapitels das Land. Sie fanden zunächst die diplomatische Unterstützung von König und Papst. Da der Deutsche Orden in Preußen wegen der zunehmenden Spannungen mit dem seit 1386 vereinigten Polen-Litauen daran interessiert war, den Kampfplatz in Livland möglichst bald zu befrieden, nahm der Hochmeister die weitläufigen Verhandlungen in die Hand. Seiner Diplomatie und dem finanziellen Einsatz bei der Kurie gelang es, den bisherigen Erzbischof als Patriarchen von Alexandria abzuschieben. Statt dessen wurde im September 1393 Johann von Wallenrode, ein mutmaßlicher Neffe des gerade verstorbenen Hochmeisters Konrad von Wallenrode, neuer Erzbischof, der als Priesterbruder in den Orden aufgenommen wurde. Erstmals war damit ein Deutschordensbruder Rigaer Oberhirte. Im März 1394 verfügte der Papst weiter, daß nur noch Ordensbrüder Domherren von Riga werden dürften. Widerstand gegen diese Regelungen kam vom Prager Hof und entstand in Livland selbst unter der Leitung von Dietrich Damerow, dem vermutlich aus Elbing stammenden Bischof von Dorpat, der früher in der Kanzlei Kaiser Karls IV. gearbeitet hatte. Dem Orden unter Hochmeister Konrad von Jungingen gelang es, sich weitgehend militärisch und diplomatisch durchzusetzen. Auf einem neuen Danziger Tag im Juli 1397 fanden die neuen Verhältnisse außer bei den alten Domherren allgemeine Anerkennung, wobei der livländische Ordenszweig den Ständen merkbare Zugeständnisse machen mußte.<sup>32</sup> Während dieser Verhandlungen fielen bemerkenswerte Äußerungen. König Wenzel beanspruchte eine Mitwirkung als oberster Lehnsherr des Erzbischofs von Riga; Papst Bonifaz IX. bestätigte dem König, daß das Erzstift trotz der Inkorporierung des Domkapitels Reichslehen bleibe.<sup>33</sup>

Obwohl der Erzbischof nun ein Ordensbruder war, kehrten keine friedlichen Verhältnisse ein. Auch Johann von Wallenrode war infolge seiner niederadeligen Herkunft ein typischer Vertreter der um Herrschaft bemühten mittelalterlichen Kirche. Er ging schließlich außer Landes und wurde ein Rat des römisch-deutschen Königs Ruprecht von der Pfalz, später, während des Konstanzer Konzils, von dessen Nachfolger Sieg-

<sup>32</sup> Vgl. Bernhart Jähnig, *Johann von Wallenrode* O.T. Bonn-Bad Godesberg 1970 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens. 24); ders., *Zur Persönlichkeit des Dorpater Bischofs Dietrich Damerow*, in: *Beiträge zur Geschichte Westpreußens* 6 (1980), S. 5-22; 11 (1989), S. 69-72; ders., *1397. Ein neuer Tag von Danzig*, in: *Ostdeutsche Gedenktage 1997*. Bonn 1996, S. 271-278.

<sup>33</sup> Vgl. Hellmann, *Livland* (wie Anm. 2), S. 31.

mund. Um sich wirtschaftlich unabhängig zu machen, verpachtete er 1405 sein Erzstift für zwölf Jahre an den Landmeister von Livland, ein einmaliger Vorgang. Nachdem er 1418 das einträglichere Bistum Lüttich übernommen hatte, wurde mit Johannes Ambundii eine gelehrte und in reichspolitischen Fragen erfahrene Persönlichkeit aus der Umgebung von König Siegmund neuer Erzbischof.<sup>34</sup> Er konnte die außenpolitische Schwäche des Ordens ausnutzen, um die Verfügungen Bonifaz' IX. für das Erzbistum Riga durch Papst Martin V. aufheben zu lassen. Henning Scharpenberg, Erzbischof der Jahre 1424–1448, konnte noch einen Schritt weitergehen und veranlaßte, daß das Domkapitel 1426 wieder der Augustinerregel folgen sollte. Mit dieser hatte schon Erzbischof Siegfried Blomberg durch die sogenannte Kleiderbulle von 1373 die strengere Form der Prämonstratenser ablösen lassen.<sup>35</sup> Ebenfalls 1426 ließ sich Erzbischof Henning durch König Siegmund mit dem Erzstift belohnen, weil er hoffte, sich so besser gegen den Orden schützen zu können. Dasselbe galt für die gleichzeitige Belehnung Bischof Dietrich Reselers mit dem Stift Dorpat. Doch gab es für diese Vorgänge keine Tradition in der Reichskanzlei.<sup>36</sup> Seit 1225 hatte es keine Belehnungen für die beiden Hochstifte durch ein Reichsoberhaupt gegeben.

Der Orden vermochte sich von diesen Rückschlägen zu erholen, denn mit finanziellen Opfern gelang es 1448, bei Papst Eugen IV. die Berufung des bisherigen Hochmeisterkaplans Silvester Stodewescher zum neuen Erzbischof von Riga zu erreichen.<sup>37</sup> Mit ihm sollte die Schutzherrschaft des Ordens über das Erzstift neu ausgestaltet werden. Dazu gehörte, daß 1451 erneut das Domkapitel dem Orden inkorporiert wurde. 1452 schlossen der Erzbischof und der Landmeister Johann von Mengede gen. Osthoff den bekannten Kirchholmer Vertrag, der eine gemeinsame Herrschaft über die Stadt Riga festlegte. Doch die Traditionen des erzbischöflichen Amtes waren stärker, so daß bald erneut jahrzehntelange Streitigkeiten ausbrachen, bei denen der Erzbischof im ganzen der Schwächere war.

---

<sup>34</sup> Bernhart Jähnig, Die Rigische Sache zur Zeit des Erzbischofs Johannes Ambundii (1418–1424), in: Von Akkon bis Wien. Festschrift Marian Tumler zum 90. Geburtstag. Marburg 1978, S. 84–105.

<sup>35</sup> Vgl. Anm. 5.

<sup>36</sup> Vgl. Karl-Friedrich Krieger, Die Lehnshoheit der deutschen Könige im Spätmittelalter (ca. 1200–1437). Aalen 1979, S. 191 f. u. 603.

<sup>37</sup> Gert Kroeger, Erzbischof Silvester Stodewescher und sein Kampf mit dem Orden um die Herrschaft über Riga, in: Mitteilungen aus der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands 24 (1930), S. 143–280; Klaus Militzer, Die Finanzierung der Erhebung Sylvester Stodeweschers zum Erzbischof von Riga, in: Zeitschrift für Ostforschung 28 (1979), S. 239–255; Hartmut Boockmann, Der Einzug des Erzbischofs Sylvester Stodewescher von Riga in sein Erzbistum im Jahre 1449, in: Ebenda 35 (1986), S. 1–17.

Nach Erzbischof Silvesters Tode 1479 plante Meister Bernt von der Borch (1471–1483) die radikalste Lösung, indem er das Erzstift als Landesherrschaft beseitigen wollte.<sup>38</sup> Der künftige Erzbischof sollte auf seine geistlichen Aufgaben beschränkt werden. Für dieses Amt schlug er seinen Vetter, den Revaler Bischof Simon von der Borch, vor. Diesen konnte er jedoch bei der Kurie nicht durchsetzen; Papst Sixtus IV. ernannte statt dessen den Deutschordensbruder Stephan Grube zum neuen Erzbischof. Daraufhin wandte sich der Meister an Kaiser Friedrich III. und ließ sich mit dem Erzstift belehnen, wie er es bereits fünf Jahre früher einmal erwogen hatte. Der kaiserliche Lehnsherr übernahm die Argumentation des Meisters, daß seit der Eroberung Novgorods durch Moskau (1478) eine Konzentration der Kräfte in Livland notwendig sei. Doch konnte sich der Meister im Lande nicht durchsetzen, zumal Stephan Grube auch von Hochmeister Martin Truchseß unterstützt wurde.

Während der vier Jahrzehnte dauernden Amtszeit des Meisters Wolter von Plettenberg (1494–1535)<sup>39</sup> erlebte der Deutsche Orden in Livland den Höhepunkt seiner Schutzherrschaft über die livländischen Bistümer. Dazu trug Erzbischof Johannes Blankenfeld (1524–1527) wesentlich bei.<sup>40</sup> Dies war für das mittelalterliche Livland zugleich die Zeit größter außenpolitischer Schwäche, bedingt durch die Expansionspolitik Moskaus. Der Landmeister wandte sich sowohl an den Papst als auch an Kaiser Maximilian I. um Hilfe. Nach der erfolgreichen Abwehrschlacht am Smolinasee (1502) gegen Moskau erlangte er zweimal einen dreijährigen Ablass im Reich zugunsten des livländischen Ordenszweiges.<sup>41</sup> Der Kaiser versuchte zwar einerseits, die livländischen Landesherren als Reichsfürsten mit Lei-

<sup>38</sup> Klaus Neitmann, Um die Einheit Livlands. Der Griff des Ordensmeisters Bernd von der Borch nach dem Erzbistum Riga um 1480, in: *Deutsche im Nordosten Europas*, hrsg. v. Hans Rothe. Köln/Wien 1991 (Studien zum Deutschtum im Osten. 22), S. 109–137.

<sup>39</sup> Wolter von Plettenberg. Der größte Ordensmeister Livlands, hrsg. v. Norbert Angermann. Lüneburg 1985 (Schriftenreihe Nordost-Archiv. 21); Elke Wimmer, Livland – Ein Problem der habsburgisch-russischen Beziehungen zur Zeit Maximilians I., in: *Deutschland – Livland – Rußland. Ihre Beziehungen vom 15. bis zum 17. Jahrhundert*. Beiträge aus dem Historischen Seminar der Universität Hamburg, hrsg. v. Norbert Angermann. Lüneburg 1988, S. 53–110; Marian Biskup, Der Deutsche Orden im Reich, in *Preußen und Livland im Banne habsburgischer Politik in der zweiten Hälfte des 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts*, in: *Die Ritterorden zwischen geistlicher und weltlicher Macht im Mittelalter*, hrsg. v. Zenon Hubert Nowak. Toruń 1990 (Ordines militares. Colloquia Torunensia Historica. 5), S. 101–125.

<sup>40</sup> Wilhelm Schnöring, Johannes Blankenfeld. Halle 1905 (Schriften des Vereins für Reformationgeschichte. 86).

<sup>41</sup> Leonid Arbusow d.J., Die Beziehungen des Deutschen Ordens zum Ablasshandel seit dem 15. Jahrhundert, in: *Mitteilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands* 20 (1910), S. 367–478.

stungen für das Reich in Anspruch zu nehmen, andererseits erhielt Livland jedoch keine konkrete Hilfe aus dem Reich. Hinsichtlich der Konzentration der Kräfte im Lande schlug der Erzbischof vor, daß der Landmeister von allen Prälaten unterstützt werden solle, während der Meister allgemeinen Schutz versprechen sollte. Bemerkenswerterweise hatte der Meister vorher eingewandt, daß es einer verfassungsrechtlichen Anerkennung bei Kaiser und Papst Schwierigkeiten bereiten könne, wenn Prälaten mit reichsfürstlicher Stellung sich dem Meister, der bisher kein Reichsfürst sei, eidlich verpflichten sollten.<sup>42</sup> Der Erzbischof verwies dagegen auf vergleichbare Verhältnisse im Reich. Er verschaffte schließlich 1526 mit Erfolg dem Meister die Reichsfürstenwürde, 1530 folgte die feierliche Belehnung durch Kaiser Karl V. Als der Erzbischof 1527 versuchen wollte, durch persönliches Verhandeln mit Karl V. für Wolter von Plettenberg die Führung im Deutschen Orden zu gewinnen, nachdem Hochmeister Albrecht von Brandenburg 1525 als Lehnsmann des Königs von Polen Herzog in Preußen geworden war, scheiterte das an Blankenfelds Tod während der Reise in Spanien. Die Führung des Ordens fiel dem Deutschmeister zu.<sup>43</sup>

Eine Generation später endete die livländische Herrschaftsgemeinschaft, als der Angriff von Zar Ivan IV., dem Schrecklichen, den großen Livländischen Krieg auslöste.<sup>44</sup> Papst und Kaiser waren ausgeschlossen, als 1561 Livland zwischen Polen-Litauen, Schweden und Dänemark aufgeteilt wurde. Der letzte Landmeister konnte nach preußischem Vorbild lediglich sein Gebiet südlich der Düna als polnischer Lehnsherzog von Kurland retten.<sup>45</sup> Als der livländische Ordenszweig und die livländischen Bischöfe in dem von der Reformation durchdrungenen und von fremden Mächten eroberten Lande nicht mehr bestanden, gab es lediglich ein Nachspiel für die Stadt Riga, die sich noch zwei Jahrzehnte lang als freie Reichsstadt zu behaupten versuchte, ehe sie sich 1582 ebenfalls der Krone Polen unterstellte.<sup>46</sup>

---

<sup>42</sup> Vgl. Leonid Arbusow d.J., *Die Einführung der Reformation in Liv-, Est- und Kurland*. Leipzig 1921 (Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte. 3).

<sup>43</sup> Vgl. Axel Herrmann, *Der Deutsche Orden unter Walter von Cronberg (1525–1543)*. Bonn-Bad Godesberg 1974 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens. 35).

<sup>44</sup> Vgl. Norbert Angermann, *Studien zur Livlandpolitik Ivan Groznyjs*. Marburg a.d.L. 1972 (Marburger Ostforschungen. 32).

<sup>45</sup> Vgl. Heinz Mattiesen, *Gotthard Kettler und die Entstehung des Herzogtums Kurland*, in: *Baltic History*, hrsg. v. Arvids Ziedonis jr. (u.a.). Columbus, O. 1974, S. 49–59.

<sup>46</sup> Vgl. Wilhelm Lenz, *Riga zwischen dem Römischen Reich und Polen-Litauen 1558–1582*. Marburg a.d.L. 1968 (Wissenschaftliche Beiträge zur Geschichte und Landeskunde Ost-Mitteleuropas. 82).



# Livländische Geistliche als Besucher der europäischen Universitäten im späten Mittelalter

von Klaus Militzer

Im Baltikum gab es keine Universität, die die Geistlichen Livlands hätten besuchen können. Der Plan einer Universitätsgründung im preußischen Kulm kam während des 14. Jahrhunderts nicht zustande. Spätere Versuche der Stände, die Pläne im 15. Jahrhundert zu beleben, scheiterten. Es fragt sich auch, woher der Orden und später die Stände im Preußenland die Professoren für die beabsichtigte Gründung hätten nehmen sollen.<sup>1</sup> Preußen war in dieser Hinsicht ein Entwicklungsland, und das galt in gleichem Maß für Livland. Die Universitätsforschung hat in den letzten Jahren immer wieder herausgestellt, daß Mitteleuropa um Generationen hinter den Entwicklungen in Italien und auch hinter dem Westen, insbesondere Frankreich, hinterherhinkte.<sup>2</sup> Dabei hatten die Länder links des Rheines noch einen Vorsprung, wie sich auch an den Universitätsgründungen zeigen sollte. Köln konnte auf die alten Schulen der Bettelorden und deren Studienzentren zurückgreifen, als es seine Universität gründete.<sup>3</sup> Andere Orte wie Prag oder Wien, denen solche Voraussetzungen fehlten, hatten mit großen Anfangsschwierigkeiten zu kämpfen.<sup>4</sup> Während in Italien und Frankreich bereits im 12. und frühen 13. Jahrhundert hohe Schulen ihren Lehrbetrieb eröffnet hatten, wurden in Mitteleuropa

---

<sup>1</sup> K. Militzer, Beziehungen des Deutschen Ordens zu den Universitäten besonders zur Kölner Universität, in: *Die Spiritualität der Ritterorden im Mittelalter*, hrsg. v. Z.H. Nowak. Toruń 1993 (*Ordines militares. Colloquia Torunensia Historica*. 7), S. 262f.; Z.H. Nowak, Bemühungen um die Gründung einer Universität in Kulm im 14. und 15. Jahrhundert, in: *Der Deutschordensstaat Preußen in der polnischen Geschichtsschreibung der Gegenwart*, hrsg. v. U. Arnold u. M. Biskup. Marburg 1982 (*Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens*. 30), S. 189ff.

<sup>2</sup> Vgl. etwa P. Moraw, Einheit und Vielfalt der alten Universität in Europa, in: *Die Universität in Alteuropa*, hrsg. v. A. Patschovsky u. H. Rabe. Konstanz 1994 (*Konstanzer Bibliothek*. 22), S. 16ff.; ders., in: *A History of the University of Europe*. Bd. 1, hrsg. v. H. de Ridder-Simoens. Cambridge 1992, S. 260ff.; auch J. Verger, in: *Ebenda*, S. 56f. Dazu P. Moraw, Stiftspfründen als Elemente des Bildungswesens im spätmittelalterlichen Reich, in: *Studien zum weltlichen Kollegiatstift in Deutschland*, hrsg. v. I. Crusius. Göttingen 1995 (*Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte*. 114; *Studien zur Germania Sacra*. 18), S. 275f.

<sup>3</sup> E. Meuthen, *Die alte Universität*. Köln/Wien 1988 (*Kölner Universitätsgeschichte*. 1), S. 41ff.

<sup>4</sup> Vgl. auch P. Moraw, Über Entwicklungsunterschiede und Entwicklungsausgleich im deutschen und europäischen Mittelalter. Ein Versuch, in: *Hochfinanz, Wirtschaftsräume, Innovationen. Festschrift für Wolfgang von Stromer*, hrsg. v. U. Bestmann, F. Irisgler u. J. Schneider. Bd. 2, Trier 1987, S. 604ff.

erst im 14. Jahrhundert allmählich neue Universitäten gegründet: 1348 in Prag, 1365 in Wien, 1386 in Heidelberg, 1389 in Köln und 1392 in Erfurt.

Wollten Livländer im 13. Jahrhundert eine Universität besuchen, hatten sie weite Wege zurückzulegen. Das traf auch noch beinahe für das ganze folgende Jahrhundert zu und besserte sich erst nach dessen Mitte. Ein Studium in Italien oder Frankreich war teuer.<sup>5</sup> Ein unvermögender Priester hätte sich dergleichen gar nicht leisten und nicht einmal ein Studium in Prag, Wien, Heidelberg oder Köln finanzieren können. In der Tat habe ich keinen einfachen Priester aus Livland als Studenten nachweisen können. Vielleicht wird man bei intensiverer Suche noch den einen oder anderen ermitteln, aber dennoch dürfte sich an dem Gesamtbild kaum etwas ändern. Den einfachen Priestern in Livland blieb der Universitätsbesuch verwehrt. Sie brauchten damals auch keine universitäre Ausbildung, um den Anforderungen ihres Berufes gerecht werden zu können.

Der Deutsche Orden als der mächtigste Landesherr in Livland hatte nur ein geringes Interesse an einer universitären Ausbildung seiner Ritter- und auch Priesterbrüder.<sup>6</sup> Der in Livland vertretene Orden der Zisterzienser, aber auch die Bettelorden förderten Universitätsbesuche ihrer Angehörigen kaum. Es bleiben die Stifte, von denen das kurländische nicht berücksichtigt zu werden braucht, da es seit 1290 dem Deutschen Orden inkorporiert war und, dadurch bedingt, einen Sonderweg ging. Daher können wir uns auf die Domkapitel von Riga, Dorpat, Oesel-Wiek und Reval konzentrieren. Auf deren Domherren und ihre Studien an den Universitäten wollen wir im folgenden unser besonderes Augenmerk richten.

Ich stütze mich in meinen weiteren Ausführungen auf die Namenlisten Leonid Arbusows,<sup>7</sup> in denen er eine Fülle von Informationen zusammengetragen hat, die von der Forschung bislang kaum ausgeschöpft worden sind. Auch mir wird das nicht gelingen, aber vielleicht regt mein Beitrag zu einer intensiveren Beschäftigung mit den Geistlichen und deren Universitätsbesuchen an. Wenn das geschähe, hätte sich die Mühe gelohnt und Arbusows Fleiß und Sammelleidenschaft wären wieder einmal nicht umsonst gewesen.

Vom 13. Jahrhundert bis zum Untergang der livländischen Staatenwelt 1562 zähle ich nach Arbusow insgesamt 612 Domherren, von denen 180

---

<sup>5</sup> Vgl. R.S. Schwinges, in: *History* (wie Anm. 2), Bd. 1, S. 171 ff.

<sup>6</sup> Vgl. Militzer, *Beziehungen* (wie Anm. 1), S. 259 ff.

<sup>7</sup> L. Arbusow, *Livlands Geistlichkeit vom Ende des 12. bis ins 16. Jahrhundert*, in: *Jahrbuch für Genealogie, Heraldik und Sphragistik* 1900 (1902), S. 33-80; 1901 (1902), S. 1-160; 1902 (1904), S. 39-134; 1911/13 (1914), S. 1-432.

eine Universität besucht haben. Das sind fast 30%. Aber solche Gesamtzahlen besagen zu wenig. Sie müssen aufgeschlüsselt werden, damit sie an Prägnanz und Aussagekraft gewinnen. Dazu habe ich die Zahlen der Domherren für die einzelnen Stifte zusammengezählt und Zeitschnitte gelegt, und zwar 1. bis 1299, 2. 1300–1399, 3. 1400–1449, 4. 1450–1499, 5. 1500–1562. Die etwas willkürlich anmutenden Schnitte machen Sinn, wenn man sich die Daten der Universitätsgründungen vor Augen hält. Im 13. Jahrhundert gab es noch keine mitteleuropäischen Universitäten. In Italien und, verzögert in Frankreich, begannen sich erst Universitäten zu bilden. Im 14. Jahrhundert bestanden zwar schon die italienischen und französischen Hochschulen, aber in Mitteleuropa kamen erst seit der Mitte des Jahrhunderts Universitäten hinzu: Prag, Wien, Heidelberg, Köln und Erfurt. Das 15. Jahrhundert muß unterteilt werden, weil in der zweiten Hälfte so vielbesuchte Universitäten wie Rostock, Leipzig und Greifswald aufblühten oder erst gestiftet wurden. Das 16. Jahrhundert verdient eine eingehendere Betrachtung, weil in diesen Zeitraum die Reformation fällt. Die Reformation stellte neue Anforderungen, denen auch die Domherren Rechnung tragen mußten. Ob und wie sie es getan haben, soll und kann uns hier nur am Rand berühren, obwohl es sicherlich reizvoll wäre, sich in das Problem zu vertiefen. Die Zeitschnitte sind also pragmatisch gesetzt und sollen den Überblick und die Interpretation der Zahlenfülle erleichtern.

Ich bin noch Rechenschaft schuldig über die Art und Weise, wie ich zu den Zahlen gekommen bin. Wenn man die Ziffern der Domherren für die einzelnen Stifte zusammenzählt, wird man besonders seit dem 14. Jahrhundert zu höheren Zahlen kommen, als die angegebene Summe ausweist. Das liegt daran, daß seit dem 14. Jahrhundert immer häufiger Kanoniker mehrere Kanonikate auf sich vereinigten. Die Kumulation von Pfründen wurde zu einem beliebten Spiel – auch in Livland. Domherren mit mehreren livländischen Pfründen habe ich in der Gesamtzahl nur als einzelne Person gezählt, unter den einzelnen Stiften aber jeweils mit ihrer Pfründe aufgenommen. Domherren habe ich stets unter dem Zeitabschnitt aufgenommen, zu dem sie zum ersten Mal bezeugt sind, und dann nicht mehr, auch wenn sie im nächstfolgenden Jahrhundert noch gelebt und die entsprechende Pfründe genossen haben. Man könnte das auch anders handhaben, aber ich fürchte, daß das Zahlenwerk dann zu kompliziert geworden wäre.

In der Regel nahmen livländische Geistliche ihr Studium auf, bevor sie ihr Kanonikat erhielten. Nur in seltenen Fällen begannen livländische Domherren erst nach dem Eintritt in ihr Domkapitel zu studieren. Darin unterschieden sie sich fast grundsätzlich von Kanonikern beispielsweise

der Stifte Köln, Mainz und Trier, auf die wir zum Vergleich noch zu sprechen kommen werden. In Osnabrück verlangte man schon 1255 und dann wieder 1296 und in Münster 1303 als Eintrittsvoraussetzung ein einjähriges Studium in Frankreich oder Italien.<sup>8</sup> In Trier wurde laut Statut von 1428 beispielsweise gefordert, daß ein Kandidat nur in das Kapitel aufgenommen werden dürfe, wenn er vorher wenigstens zwei Jahre lang ein Generalstudium absolviert habe und hinreichend lateinisch sprechen könne. Aber mit dem Generalstudium mußte nicht unbedingt ein Universitätsbesuch verbunden sein, damit konnten auch Ordensstudien oder in Ausnahmefällen eine Ausbildung in Latein an einer geeigneten Schule gemeint sein.<sup>9</sup> Waren die Kandidaten in das Domstift aufgenommen, konnten sie sich Universitäten in Deutschland, Italien oder Frankreich aussuchen und erhielten ihre Pfründen ausbezahlt, als ob sie ihrer Residenzpflicht genügt hätten.<sup>10</sup>

Dieses Verfahren war in Livland unüblich. Kanoniker, die ihre livländischen Kanonikate lediglich als Pfründen nutzten und gar nicht in Livland lebten, haben allerdings die Einkünfte auch für Universitätsbesuche oder andere, beispielsweise diplomatische Aufgaben verbraucht.

Nach den vorgestellten Grundsätzen ist folgende Tabelle entstanden:

**Tabelle 1: Der Universitätsbesuch von Domherren an livländischen Domkapiteln**

|        |           | 13. Jh. | 14. Jh. | 1. H.<br>15. Jh. | 2. H.<br>15. Jh. | 16. Jh. | Insge-<br>samt |
|--------|-----------|---------|---------|------------------|------------------|---------|----------------|
| Riga   | Domherren | 49      | 66      | 30               | 28               | 28      | 201            |
|        | Studium   | 0       | 4       | 6                | 15               | 15      | 40             |
|        | %         | 0       | 6,1     | 20               | 53,6             | 53,6    | 19,9           |
| Dorpat | Domherren | 14      | 66      | 28               | 34               | 42      | 184            |
|        | Studium   | 0       | 9       | 16               | 29               | 27      | 81             |
|        | %         | 0       | 13,6    | 57,1             | 85,3             | 64,3    | 44             |

<sup>8</sup> Winfried Dotzauer, Deutsches Studium und deutsche Studenten an europäischen Hochschulen (Frankreich, Italien) und die nachfolgende Tätigkeit in Stadt, Kirche und Territorium in Deutschland, in: Stadt und Universität im Mittelalter und in der früheren Neuzeit, hrsg. v. Erich Maschke u. Jürgen Sydow. Sigmaringen 1977 (Stadt in der Geschichte. 3), S. 123 f.; auch Moraw, Stiftspfründen (wie Anm. 2), S. 286.

<sup>9</sup> J.J. Blattau, Statuta Synodalia, ordinationes et mandata archidioecesis Trevirensis. Bd. 1, Trier 1844, S. 245; W. Kisky, Die Domkapitel der geistlichen Kurfürsten. Weimar 1906 (Quellen und Studien zur Verfassungsgeschichte des Deutschen Reiches in Mittelalter und Neuzeit. I,3), S. 19f.

<sup>10</sup> Kisky, Domkapitel (wie Anm. 9), S. 20.

|            |           | 13. Jh. | 14. Jh. | 1. H.<br>15. Jh. | 2. H.<br>15. Jh. | 16. Jh. | Insgesamt |
|------------|-----------|---------|---------|------------------|------------------|---------|-----------|
| Oesel-Wiek | Domherren | 6       | 72      | 20               | 33               | 43      | 174       |
|            | Studium   | 0       | 3       | 5                | 21               | 22      | 51        |
|            | %         | 0       | 4,2     | 25               | 63,6             | 51,2    | 29,3      |
| Reval      | Domherren | 8       | 33      | 17               | 23               | 25      | 106       |
|            | Studium   | 0       | 1       | 7                | 16               | 19      | 43        |
|            | %         | 0       | 3       | 41,2             | 69,6             | 76      | 40,6      |
| Insgesamt  | Domherren | 77      | 234     | 88               | 102              | 117     | 612       |
|            | Studium   | 0       | 17      | 30               | 64               | 69      | 180       |
|            | %         | 0       | 7,3     | 34,1             | 62,7             | 59      | 29,4      |

Vor der Auswertung der Tabelle ist zunächst warnend zu bemerken, daß die ermittelten Zahlen nicht vollständig sind, sondern daß überlieferungsbedingt Lücken zu berücksichtigen sind, die für die erste Periode größer als für die letzte gewesen sein werden, ohne daß man jedoch genaue Angaben über die Größe der jeweiligen Lücken machen könnte. Durch eine unvollständige Überlieferung sind jedenfalls nicht die mangelnden Nachweise für einen Universitätsbesuch der Kanoniker des 13. Jahrhunderts zu erklären. Es wird tatsächlich keine Kanoniker an livländischen Stiften mit einer Universitätsausbildung gegeben haben. Studierte Kanoniker waren sogar an den Domstiften des Rheinlands die Ausnahmen. Lediglich in Italien und an einzelnen Stiften Frankreichs hatten schon im 13. Jahrhundert mehrere Kanoniker Hochschulen vor ihrem Eintritt in die Kapitel oder danach besucht. An diesen Zahlen für das 13. Jahrhundert läßt sich noch am ehesten das vor allem von Peter Moraw stark hervorgehobene Kulturgefälle von Süd nach Nord und von West nach Ost nachweisen. Nach der Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert holten die livländischen Domkapitel jedoch schnell auf und erreichten westeuropäischen Standard. Bereits rund 7% aller Domherren hatten im 14. Jahrhundert ein Studium abgeschlossen oder aufgenommen. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts waren es schon rund 34% und in der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts gar rund 63%. Der hohe Anteil konnte auch im 16. Jahrhundert gehalten werden. Die livländischen Domherren lassen sich gut mit den Domherren aus den nordischen Ländern, Dänemark, Schweden und Norwegen vergleichen. Auch letztere hatten in ihren Reihen eine hohe Zahl an Universitätsabsolventen.<sup>11</sup>

<sup>11</sup> Vgl. Sverre Bagge, *Nordic Students at Foreign Universities until 1660*, in: *Scandinavian Journal of History* 9 (1984), S. 5 ff.

Die Zahlen besagen wenig, wenn man nicht weiß, wie hoch die Anteile der Studierten an anderen Domkapiteln gewesen sind. Zum Vergleich habe ich das ermländische Domkapitel in Preußen herangezogen. Das Material ist erst jüngst aufbereitet worden und bietet daher verlässliche Zahlen.<sup>12</sup> Das Domkapitel läßt sich auch insofern gut mit den bearbeiteten livländischen Kapiteln vergleichen, weil der Deutsche Orden das ermländische Domkapitel nicht inkorporieren konnte. Es war zwar stärker als die livländischen vom Deutschen Orden abhängig, führte aber dennoch ein Eigendasein.

**Tabelle 2: Der Universitätsbesuch der ermländischen Domherren**

|           | 13. Jh. | 14. Jh. | 1. H.<br>15. Jh. | 2. H.<br>15. Jh. | 16. Jh. | Insgesamt |
|-----------|---------|---------|------------------|------------------|---------|-----------|
| Domherren | 24      | 122     | 101              | 51               | 58      | 356       |
| Studium   | –       | 47      | 60               | 30               | 37      | 174       |
| %         | –       | 38,5    | 59,4             | 58,8             | 63,8    | 48,9      |

Das Studienverhalten der ermländischen Domherren ähnelt dem der livländischen. Im 13. Jahrhundert lassen sich keine eindeutigen Nachweise für Studienaufenthalte ermitteln. Für das 13. Jahrhundert gibt die Bearbeiterin zwar drei *magister* an, darunter einen *magister phisicus*, die aber keinen Universitätsabschluß gemacht haben müssen.<sup>13</sup> Sie konnten den Titel damals noch ohne den Besuch einer Hochschule führen. Vom 14. Jahrhundert an stieg der Anteil der Domherren, die eine Universität besucht hatten, schnell an und blieb auf dem hohen Niveau von ungefähr 60% stehen. Ein Abstand zu den livländischen Domkapiteln ist nur insofern zu beobachten, als das ermländische schon früher im 14. Jahrhundert einen Anteil an Universitätsbesuchern erreichte, der den der livländischen um das Doppelte übertraf. Aber den Rückstand holten die Livländer schnell auf und konnten schließlich sogar seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts auf mehr Universitätsbesucher in ihren Reihen verweisen, besonders wenn man die Zahlen für Dorpat heranzieht.

<sup>12</sup> Słownik biograficzny kapituły Warmińskiej (Biographisches Wörterbuch des ermländischen Domkapitels). Olsztyn 1996 (Rozprawy naukowe Wyższego Seminarium Duchownego Metropolii Warmińskiej „Hosianum“ w Olsztynie. 1). Die für unsere Zeit in Frage kommenden Domkapitulare hat Frau Teresa Borawska bearbeitet, der ich den Hinweis auf diese Arbeit verdanke.

<sup>13</sup> Ebenda, S. 11 f. u. 86.

Zum Vergleich habe ich noch die rheinischen Domkapitel Köln, Mainz und Trier herangezogen, weil für sie leicht zugängliches, statistisch zu bearbeitendes Material vorliegt.<sup>14</sup> Ich lasse das 13. und das 16. Jahrhundert für diese Kapitel beiseite, weil das vorliegende Material zu einer Beschränkung auf das 14. und 15. Jahrhundert zwingt.

**Tabelle 3: Der Universitätsbesuch von Domherren der Kapitel in Köln, Mainz und Trier**

|       |           | 14. Jh.     | 1. H. 15. Jh. | 2. H. 15. Jh. |
|-------|-----------|-------------|---------------|---------------|
| Köln  | Domherren | 130 (41)    | 83 (23)       | 117 (20)      |
|       | Studium   | 25 (13)     | 60 (11)       | 37 (15)       |
|       | %         | 19,2 (31,7) | 72,3 (47,8)   | 31,6 (75)     |
| Mainz | Domherren | 178         | 108           | 104           |
|       | Studium   | 50          | 73            | 59            |
|       | %         | 38,1        | 67,6          | 56,7          |
| Trier | Domherren | 180         | 76            | 85            |
|       | Studium   | 30          | 47            | 32            |
|       | %         | 16,7        | 61,8          | 37,6          |

Bei der Interpretation der Zahlen ist wieder Vorsicht geboten. Denn in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wurden die Universitäten Trier (1473) und Mainz (1476) gegründet. Da von ihnen keine Matrikel erhalten sind, fehlen Studiennachweise von Kanonikern der Domstifte in Trier und Mainz. Daß Domkanoniker beider Orte ihre heimischen Universitäten besucht haben, dürfte kaum zu bestreiten sein. Die Zahlen für studierende Kanoniker aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts sind mit ziemlicher Sicherheit zu niedrig. Sie werden in Wirklichkeit höher gewesen sein. In Köln gab es neben den Edelkanonikern aus adligem Geschlecht die Priesterkanoniker, deren Zahlen in Tab. 2 in Klammern angegeben sind. Auf das Verhältnis der Edel- zu den Priesterkanonikern ist nicht weiter einzugehen, müßte aber bei einer eingehenderen Interpretation der Zahlen in Betracht gezogen werden.

Wenn wir alle Besonderheiten beiseite lassen, belegen die Zahlen der drei rheinischen Domkapitel den schon bei den livländischen und dem ermländischen Kapitel zu beobachtenden Trend. Der Anteil der Universi-

<sup>14</sup> Kisky, Domkapitel (wie Anm. 9), passim.

tätsbesucher unter den Domherren stieg seit dem 14. Jahrhundert rapide an. Aber während sich für die rheinischen Kapitel bereits im 13. Jahrhundert einzelne Domherren, die eine Universität besucht hatten, nachweisen lassen, war das im Baltikum nicht der Fall. Unter den Kanonikern Lütichs und Aachens gab es schon im 13. Jahrhundert einen hohen Prozentsatz an Universitätsbesuchern, anscheinend noch höher als bei den drei rheinischen Domkapiteln.<sup>15</sup>

Der Anteil der Universitätsbesucher unter den Domherren der drei rheinischen Kapitel war im 14. Jahrhundert noch deutlich höher als bei allen vier livländischen Kapiteln, jedoch nicht beim ermländischen Kapitel. Die livländischen Kapitel hatten im 14. Jahrhundert einen Nachholbedarf, was den Universitätsbesuch ihrer Kanoniker betraf. Aber diesen Bedarf konnten sie im 15. Jahrhundert bereits nach- und die rheinischen Kapitel sogar überholen. Einen Anteil von 85% der Hochschulbesucher an den Kanonikern wie im Stift Dorpat in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts sucht man bei den drei rheinischen Domkapiteln vergeblich. Zum Vergleich könnte man nur Bamberg heranziehen. Aber auch die übrigen Domkapitel mit über 60% wie Oesel-Wiek und Reval oder auch mit über 50% wie Riga bestätigen, daß die livländischen Kapitel, was den Universitätsbesuch ihrer Kanoniker betraf, westlichen Standard erreicht hatten. Es fällt jedenfalls schwer, aus den ermittelten Zahlen für die damalige Zeit noch einen Entwicklungsrückstand herauszulesen.

Die drei rheinischen Domkapitel mögen eine Sonderstellung eingenommen haben. Daher ist es erforderlich, wenigstens ein anderes rechtsrheinisches Kapitel zum Vergleich heranzuziehen. Dazu haben wir das Domkapitel von Münster ausgewählt, weil es für dieses Kapitel statisch auswertbares Material gibt.<sup>16</sup>

<sup>15</sup> Moraw, in: *History* (wie Anm. 2), Bd. 1, S. 249f.; G. Renardy, *Le Monde des Maîtres Universitaires du Diocèse de Liège 1140–1350. Recherches sur sa Composition et ses Activités*. Paris 1979 (Bibliothèque de la Faculté de Philosophie et Lettres de l'Université de Liège. Fascicule 227), S. 127ff. u. 219ff.; vgl. auch dies., *Les Maîtres Universitaires dans le Diocèse de Liège. Répertoire Biographique 1140–1350*. Paris 1981. Dazu Jürgen Miethke, *Die Kirche und die Universitäten im 13. Jahrhundert*, in: *Schulen und Studium im sozialen Wandel des hohen und späten Mittelalters*, hrsg. v. Johannes Fried. Sigmaringen 1986 (Vorträge und Forschungen. 30), S. 304ff.; Zahlen auch bei Dotzauer, *Studium* (wie Anm. 8), S. 124.

<sup>16</sup> W. Kohl, *Das Domstift St. Paulus zu Münster*. Bd. 2-3, Berlin/New York 1982–1989 (*Germania Sacra*. N.F. 172-3; *Das Bistum Münster*. 4,2-3).

**Tabelle 4: Der Universitätsbesuch von Domherren des Kapitels von Münster**

|         |           | 14. Jh. | 1. H. 15. Jh. | 2. H. 15. Jh. |
|---------|-----------|---------|---------------|---------------|
| Münster | Domherren | 224     | 70            | 55            |
|         | Studium   | 28      | 8             | 14            |
|         | %         | 12,5    | 11,4          | 25,5          |

Gemessen an den drei rheinischen Domkapiteln lag der Universitätsbesuch der Münsteraner weit unter dem Durchschnitt, obwohl das westfälische Kapitel schon sehr früh den Universitätsbesuch als Eintrittsvoraussetzung gefordert hatte. Abgesehen vom 14. Jahrhundert hatten in allen vier livländischen Kapiteln mehr Domherren studiert, als es in Münster der Fall gewesen zu sein scheint. Am ermländischen Kapitel lebten sogar schon seit dem 14. Jahrhundert mehr Universitätsbesucher. Bezogen auf Münster hatten die Livländer lediglich für das 14. Jahrhundert einen Rückstand zu beklagen. Besonders groß war der Rückstand im 13. Jahrhundert, da in der Zeit bereits fast 10% aller Domherren des Münsteraner Stifts eine Universität besucht hatten, darunter sechs von 15 die berühmte Hochschule in Bologna. Im 15. Jahrhundert dagegen überrundeten die livländischen Stifte solche in Westfalen wie Münster. Gemessen an Münster fällt es noch schwerer, von einem Rückstand in den livländischen Kapiteln zu sprechen. Nimmt man dagegen das Bamberger Beispiel, ergibt sich ein anderes Bild. In Bamberg sollen im 14. Jahrhundert 57%, im 15. Jahrhundert 78% und im 16. Jahrhundert bereits 90% der Domherren eine Universität besucht haben.<sup>17</sup> Mit den Bambergern konnten eigentlich nur die Dorpater im Osten mithalten. Die anderen livländischen, aber auch das ermländische Domkapitel lagen deutlich zurück. Die Vergleichsbasis bleibt allerdings schmal und müsste vergrößert werden, wenn man zu sichereren Schlüssen kommen will.<sup>18</sup>

Eine weitere wichtige Frage, deren Beantwortung Rückschlüsse auf die Bildung der Kanoniker an livländischen Stiften und deren Rückstand zulässt, ist, wie hoch der Anteil der aus der einheimischen Bevölkerung stammenden Kanoniker an den Universitätsbesuchern war. Gerade für

<sup>17</sup> Moraw, Stiftspfründen (wie Anm. 2), S. 278f.; ebenda, S. 279, weitere Zahlen.

<sup>18</sup> Weitere Vergleichszahlen liefert Moraw, in: History (wie Anm. 2), Bd. 1, S. 261, für die Domkapitel von Breslau und Brixen. Aus dem Rahmen fallen die Zahlen für das Bamberger Domkapitel. Nach Moraw, Stiftspfründen (wie Anm. 2), S. 278f., hatte im 14. Jahrhundert 57%, im 15. Jahrhundert 78% und im 16. Jahrhundert sogar 90% der Domherren eine Universität besucht. Moraw gibt ebenda, S. 279, weitere Zahlen.

das 14. und auch noch das frühe 15. Jahrhundert ist nicht immer leicht zu entscheiden, ob ein Student einer livländischen Familie entstammte oder nicht. Es bleiben zweifelhafte Fälle. Nehmen wir an, daß es sich dabei um gebürtige Livländer gehandelt hat, ergibt sich folgende Tabelle.

**Tabelle 5: Kanoniker aus livländischen Familien unter den Universitätsbesuchern**

|            |                | 14. Jh.   | 1.H.<br>15. Jh. | 2. H.<br>15. Jh. | 16. Jh.    | Insgesamt  |
|------------|----------------|-----------|-----------------|------------------|------------|------------|
| Riga       | Domherren<br>% | 2<br>50   | 5<br>83,3       | 9<br>60          | 5<br>33,3  | 21<br>52,5 |
| Dorpat     | Domherren<br>% | 3<br>33,3 | 9<br>56,3       | 16<br>55,2       | 16<br>59,3 | 44<br>54,3 |
| Oesel-Wiek | Domherren<br>% | 2<br>66,7 | 3<br>60         | 9<br>42,9        | 14<br>63,6 | 28<br>54,9 |
| Reval      | Domherren<br>% | 0<br>0    | 6<br>85,7       | 8<br>50          | 9<br>47,4  | 23<br>53,5 |
| Insgesamt  | Domherren<br>% | 7<br>41,2 | 21<br>70        | 36<br>56,3       | 35<br>50,7 | 99<br>55   |

Die obige Tabelle ist nach denselben Grundsätzen wie Tab. 1 erarbeitet. Die Prozentzahlen beziehen sich auf alle Universitätsbesucher unter den Kanonikern, wie sie in Tab. 1 erfaßt sind. Für eine Auswertung von Tab. 4 gelten dieselben Vorbehalte, wie sie schon erläutert wurden. Jedoch erhöhen die kleinen Zahlen die Fehlerquellen, da schon ein einziger Domherr, der zusätzlich als Einheimischer zu identifizieren ist oder als Ausländer ausgeschieden werden müßte, die Prozentzahlen erheblich verändern würde. Insgesamt kann man sagen, daß kein erkennbarer Trend über die Jahrhunderte zu erkennen ist. Der Anteil der Domherren aus einheimischen Familien unter den Universitätsbesuchern betrug stets ungefähr die Hälfte, konnte gelegentlich ansteigen, aber auch fallen. Das belegt, daß die Kanonikate an den livländischen Stiften keine große Anziehungskraft auf die gelehrte Welt ausübten. Die Universitätsabsolventen aus anderen Gegenden als Livland rissen sich nicht darum, in ein Domkapitel im fernen Baltikum aufgenommen zu werden. Das zeigte sich schon im 14. Jahrhundert und setzte sich im folgenden Jahrhundert fort.

Damit vergleichbar sind die Zahlen des ermländischen Domkapitels. Im 14. Jahrhundert betrug der Anteil der Einwohner des Preußenlandes

70%, stieg in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts auf über 80% und blieb auf dem hohen Niveau, fiel aber im 16. Jahrhundert auf rund 76% zurück. Gemessen an den livländischen Kapiteln war das Rekrutierungsgebiet des ermländischen noch eingeschränkter. Es verlangte kaum einmal einen „Ausländer“ nach einem Kanonikat der ermländischen Kirche.

Der Universitätsbesuch allein war noch nicht ausschlaggebend für das Ansehen eines Kanonikers und damit auch des Domkapitels. Es kam darauf an, wo und was jemand studiert hatte. Am oberen Ende der Stufenleiter standen die italienischen Universitäten mit Bologna an der Spitze. Es folgten die französischen Hochschulen mit Paris, Orléans und Montpellier. Am Ende der Skala standen die deutschen Hochschulen, von denen die älteren angesehenere als die jüngeren Gründungen waren.<sup>19</sup> Schließlich waren die Juristen unter den Universitätsbesuchern hoch angesehen, während die Artisten jenen gegenüber kein sonderliches Prestige genossen.<sup>20</sup> Man könnte vermuten, daß die Kanoniker sich vielfach in die theologische Fakultät eingeschrieben hätten. Das ist jedoch nur selten geschehen. Abgesehen von Dietrich von Damerow, Bischof von Dorpat 1379–1400, und Johann Ambundi, Erzbischof von Riga 1418–1424, die aber nie den jeweiligen Domkapiteln angehörten, ist nur ein Domherr von Riga namens Medeblick 1437 als Theologe nachzuweisen.<sup>21</sup> Im Rigaer Kapitel sind ferner zwei Mediziner zu ermitteln. Der eine war Johann von Osenbrugge gen. Kerssenbrugge 1423–1454. Er hatte die Priesterweihe empfangen und war zum lic. med. promoviert worden. Er stammte aus der Osnabrücker Diözese und wird seine Pfründe am Rigaer Stift den livländischen Ordensmeistern verdankt haben, deren Leibarzt er gewesen war.<sup>22</sup> Der andere Mediziner war ein Rigaer Domherr namens Johann aus dem Jahre 1446, falls er denn wirklich von Johann von Osenbrugge zu unterscheiden ist.<sup>23</sup> Mit Medizin und Theologie beschäftigten sich die Domherren in Livland während ihrer Studienzeiten im allgemeinen also nicht intensiv.<sup>24</sup> Das heißt nicht, daß sie keine theologischen Bücher in ihren Bibliotheken gehabt und auch gelesen

<sup>19</sup> Moraw, *Einheit* (wie Anm. 2), S. 19ff.

<sup>20</sup> Moraw, in: *History* (wie Anm. 2), Bd. 1, S. 248 u. 260ff.; Renardy, *Monde* (wie Anm. 15), S. 186, weist darauf hin, daß in der Lütticher Diözese die überwiegende Zahl der Artisten aus niederen Gesellschaftsschichten stammten, dagegen Juristen zum großen Teil aus dem Adel.

<sup>21</sup> Arbusow, *Geistlichkeit* (wie Anm. 7) 1901 (1902), S. 66; Liv-, Est- und Kurländisches Urkundenbuch, hrsg. v. Friedrich Georg v. Bunge (u.a.). Reihe I, Reval (u.a.) 1853–1910, hier Bd. 9, Nr. 130.

<sup>22</sup> Arbusow, *Geistlichkeit* (wie Anm. 7) 1901 (1902), S. 81.

<sup>23</sup> Ebenda 1902 (1904), S. 54. Arbusow tritt für eine Unterscheidung beider Mediziner namens Johann ein, ohne allerdings eine plausible Begründung anzubieten.

<sup>24</sup> Das gilt generell für fast alle Domkapitel und ist kein Spezifikum Livlands; vgl. Moraw, *Stiftspfünden* (wie Anm. 2), S. 280.

hätten. Das Gegenteil ist der Fall gewesen, aber sie studierten das Fach nicht und faßten Theologie mehr als Nebenbeschäftigung auf.

Anders verhält es sich mit der Rechtswissenschaft. Vermutlich enthielten die Kapitelbibliotheken mehr juristische als theologische Literatur. Aber das müßte noch genauer untersucht werden. Jedenfalls beschäftigte sich ein beträchtlicher Prozentsatz der Universitätsbesucher unter den livländischen Domherren mit juristischen Fragen und studierte auch die Rechtswissenschaften. Wir stellen die Juristen unter den Domherren wieder in einer Tabelle zusammen und geben in Klammern diejenigen von ihnen an, die an italienischen Universitäten, vor allem in Bologna und weniger in Padua, Jura studiert hatten.

**Tabelle 6: Juristen unter den livländischen Domherren**

|            | 14. Jh. | 1. H.<br>15. Jh. | 2. H.<br>15. Jh. | 16. Jh. | Insge-<br>samt |
|------------|---------|------------------|------------------|---------|----------------|
| Riga       | 2 (1)   | 2 (0)            | 2 (2)            | 5 (3)   | 11 (6)         |
| Dorpat     | 5 (1)   | 7 (3)            | 7 (4)            | 4 (2)   | 23 (10)        |
| Oesel-Wiek | –       | 1 (1)            | 7 (7)            | 2 (2)   | 10 (10)        |
| Reval      | 1 (0)   | –                | 1 (0)            | 2 (2)   | 4 (2)          |
| Insgesamt  | 8 (2)   | 10 (4)           | 12 (8)           | 11 (7)  | 41 (21)        |

Die Gesamtsumme der Juristen unter den Domherren ist etwas niedriger als die rechnerisch richtig addierte Summe, da einige Juristen mehrere Kanonikate in ihrer Hand vereinigten. Insgesamt hatten 41 Domherren Jura studiert, von ihnen 21 an italienischen Hochschulen, insbesondere in Bologna. Die Zahl der dort ausgebildeten Juristen unter den Domherren war zunächst gering. Im 14. Jahrhundert waren es zwei von acht juristisch gebildeten Domherren. In den folgenden Zeitabschnitten stieg der Anteil beträchtlich, war aber zu keinem Zeitpunkt außerordentlich hoch. Zudem ist zu berücksichtigen, daß einige der in Bologna ausgebildeten Juristen die livländischen Kanonikate nur als Pfründen betrachteten, Livland nie oder nur selten betraten und die Einkünfte anderswo verzehrten. So dürfte beispielsweise Johann Schele aus Hannover in Niedersachsen sein Dorpater Kanonikat als Einnahmequelle neben anderen angesehen haben. Immerhin war er von 1417–1418 als juristischer Berater des Dorpater Bischofs in Livland tätig, wurde 1419 Bischof von Lübeck und betrat danach livländischen Boden nicht mehr.<sup>25</sup> Ludolf Bobbert zog 1515 als

<sup>25</sup> Arbusow, *Geistlichkeit* (wie Anm. 7) 1901 (1902), S. 102f.

Domherr von Dorpat und Minden nach Rom, studierte in Bologna und starb in Rom 1519, ohne je wieder nach Livland zurückgekehrt zu sein.<sup>26</sup> Andere machten in Livland Karriere und wurden zu Bischöfen oder Erzbischöfen befördert, wobei aber im einzelnen zu untersuchen ist, welchen Anteil das Studium an der Berufung hatte. Sicher ist auf jeden Fall, daß das Studium allein nicht genügte. Sicher ist aber auch, daß sich in Bologna Kontakte herstellen ließen, die weit über das gesamte Abendland reichen konnten. Diejenigen, die in Bologna studiert hatten, kannten sich und förderten einander.<sup>27</sup>

Wenden wir uns der Frage zu, welche Juristen unter den Domherren aus Livland stammten. Im 14. Jahrhundert ist nur je ein Domherr in Riga und Dorpat nachzuweisen. Sie gehören der zweiten Hälfte des Jahrhunderts an. Die Juristen unter den Kanonikern kamen zunächst von außerhalb Livlands. Der Anteil der Livländer stieg im folgenden Jahrhundert besonders im Dorpater Kapitel an, blieb jedoch im Rigaer Kapitel geringer. In den Kapiteln von Oesel-Wiek und Reval lassen sich sogar erst seit dem Ende des 15. und im 16. Jahrhundert Juristen unter den Kanonikern finden. Zunächst in Dorpat, dann in Riga und schließlich seit dem Ende des 15. Jahrhunderts lassen sich auch einzelne Livländer ermitteln, die in Bologna die Rechte studiert hatten. In Dorpat waren es in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts zwei und in der zweiten Hälfte schon drei. In Riga und Oesel-Wiek hatten in der zweiten Hälfte des 15. und im 16. Jahrhundert je ein Kanoniker in Bologna studiert, so auch in Dorpat im 16. Jahrhundert. In Reval läßt sich gar kein Livländer als Jurist belegen, der seine Ausbildung in Italien erhalten hatte. Wegen der wenigen Kanoniker gebe ich nur die Gesamtzahlen in Tabellenform.

**Tabelle 7: Juristen unter den aus Livland stammenden Domherren in Riga, Dorpat, Oesel-Wiek und Reval**

|           | 14. Jh. | 1. H.<br>15. Jh. | 2. H.<br>15. Jh. | 16. Jh. | Insgesamt |
|-----------|---------|------------------|------------------|---------|-----------|
| Italien   | 0       | 2                | 4                | 3       | 9         |
| Sonstige  | 2       | 4                | 0                | 1       | 7         |
| Insgesamt | 2       | 6                | 4                | 4       | 16        |
| %         | 25      | 60               | 33,3             | 36,4    | 39        |

<sup>26</sup> Ebenda 1900 (1902), S. 51; 1902 (1904), S. 43.

<sup>27</sup> Vgl. Dotzauer, Studium (wie Anm. 8), S. 122 ff., bes. S. 124; auch Moraw, Stiftspfründen (wie Anm. 2), S. 279 ff.

Der erstaunlich hohe Anteil der Einheimischen an den ausgebildeten Juristen in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts geht auf die Zusammensetzung im Dorpater Kapitel zurück und sollte sich so nicht wiederholen. Im 14. Jahrhundert war der Anteil noch niedrig, überstieg aber normalerweise ein Drittel nicht. Dagegen kann man mit Vorbehalten wegen der kleinen Mengen wohl sagen, daß die Zahl der in Bologna ausgebildeten Juristen unter den Livländern seit dem Beginn des 15. Jahrhunderts stieg. Bezeichnenderweise ist jedoch im 14. Jahrhundert noch kein Livländer unter den in Italien studierten Juristen zu finden. Die Ausbildung der Kanoniker an italienischen Universitäten setzte erst im 15. Jahrhundert ein. In dieser Hinsicht läßt sich ein Rückstand feststellen, der aber im 15. Jahrhundert besonders im Dorpater Kapitel aufgeholt wurde.

Zunächst war der Anteil der Juristen an den studierten Domherren mit 47% hoch. Aber das lag auch daran, daß es in unmittelbarer Nähe keine Universitäten gab. Wenn man schon die Kosten für einen Universitätsbesuch aufbrachte, konnte man auch gleich nach Italien ziehen und sich an vornehmster Stelle einschreiben. In den folgenden Zeitabschnitten stieg die absolute Zahl der Juristen unter den Domherren zwar etwas an, nahm aber prozentual kontinuierlich ab, und zwar von 33 über 19 auf schließlich 16% aller studierten Domherren. Der Bedarf an universitär ausgebildeten Juristen blieb in den Kapiteln konstant und erhöhte sich nicht. Nur wenige Domherren hatten an juristischen Fakultäten anderer als italienischer Universitäten studiert. Die Rechtswissenschaft an den italienischen Universitäten war eben der an allen anderen, besonders den deutschen, überlegen.

War der Anteil der Artisten an den livländischen Domherren im 14. Jahrhundert noch relativ gering und betrug wenig mehr als die Hälfte, so stieg er kontinuierlich an und erreichte schließlich im 16. Jahrhundert einen Stand von über 80%. Die meisten Domherren studierten schließlich in den relativ nahen Universitäten des östlichen Deutschland, nämlich Leipzig, Greifswald und vor allem Rostock. Die Zahl der livländischen Domherren an der Rostocker Artistenfakultät stieg von drei in der ersten Hälfte über 23 in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts auf 25 im 16. Jahrhundert oder von 10 auf schließlich rund 36% aller studierten Domherren. Neben Rostock, Greifswald und Leipzig hatten sich die Domherren auch an anderen Universitäten eingeschrieben wie Köln, Heidelberg, Wien, Prag (das wenigstens bis in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts beliebt war), Erfurt, Frankfurt an der Oder, auch Tübingen, Wittenberg und Ingolstadt oder im Ausland außer in Italien vor allem Paris, Orléans, Montpellier, Bourges und in Krakau. Aber diese Universitäten konnten keinen großen Anteil livländischer Domherren als Studenten an sich ziehen. Sie waren zu weit entfernt und verfügten nicht über das

Prestige, das den noch weiter entfernten italienischen Universitäten anhaftete.

Die Bedeutung der Juristen unter den livländischen Domherren ist erst durch den Vergleich mit anderen Stiften zu ermesen. Dazu wird zunächst wieder das ermländische Domkapitel herangezogen. In Klammern sind die Zahlen der Juristen angegeben, die in Bologna studierten.

**Tabelle 8: Juristen unter den ermländischen Domherren**

| 14. Jh. | 1. H. 15. Jh. | 2. H. 15. Jh. | 16. Jh. | Insgesamt |
|---------|---------------|---------------|---------|-----------|
| 20 (8)  | 27 (12)       | 8 (8)         | 10 (2)  | 65 (30)   |
| 60,6%   | 54%           | 33,3%         | 35,7%   | 37,4%     |

Die Juristen stellten unter den ermländischen Domherren einen erheblichen Anteil. Er war im 14. Jahrhundert am höchsten und fiel in der Folgezeit auf etwa ein Drittel ab, blieb aber stets über dem Niveau der livländischen Kapitel. Das gilt auch, was die Zahl derjenigen betrifft, die in Bologna oder Italien Rechtswissenschaften studiert hatten. Die außergewöhnlich hohe Zahl an Juristen im 14. Jahrhundert könnte sich aus den Bedürfnissen des Deutschen Ordens und seines Hochmeisters nach fachkundigen Kräften für die Diplomatie erklären. Das ermländische Stift wäre dann als ein Sonderfall zu betrachten.

Zu einem weiteren Vergleich und zur Absicherung der Ergebnisse werden wieder die drei Domstifte Köln, Mainz und Trier sowie Münster herangezogen. In Köln wurden Edel- und Priesterkanoniker getrennt erfasst. In Klammern sind die Zahlen der Juristen angegeben, die an italienischen Universitäten, meist in Bologna studiert hatten.

**Tabelle 9: Juristen unter den Domkanonikern von Köln, Mainz, Trier und Münster**

|                         | 14. Jh. | 1. H. 15. Jh. | 2. H. 15. Jh. | Insgesamt |
|-------------------------|---------|---------------|---------------|-----------|
| Köln, Edelkanoniker     | 13 (8)  | 6 (5)         | 36 (7)        | 55 (20)   |
| Köln, Priesterkanoniker | 9 (2)   | 4 (1)         | 8 (3)         | 21 (6)    |
| Mainz                   | 29 (25) | 8 (7)         | 20 (10)       | 57 (42)   |
| Trier                   | 19 (12) | 6 (5)         | 6 (5)         | 31 (22)   |
| Münster                 | 16 (7)  | 6 (5)         | 9 (6)         | 31 (18)   |

Unter den Juristen der Kanoniker an den Domstiften in Köln, Mainz und Trier, auch in Münster, spielten die in Italien ausgebildeten stets eine erhebliche Rolle. Im 14. Jahrhundert stellten sie in Mainz sogar rund 86%. Ihr Anteil blieb dort sehr hoch. Das trifft auch für das Trierer und Münsteraner Domkapitel zu. Im 14. Jahrhundert hatten die Juristen insgesamt an den studierten Domherren der rheinischen Kapitel einen Anteil von teilweise weit über der Hälfte. Er ging in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts anscheinend zurück, stieg dann allerdings wieder. Möglicherweise ist die starke Schwankung aber auch auf eine unzureichende Überlieferung zurückzuführen. In Münster nahm der Anteil der Juristen unter den studierten Domherren von rund 57% im 14. Jahrhundert auf 75% in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu und fiel in der zweiten Hälfte auf rund 64% ab. In jedem Fall war der Anteil der Juristen unter den studierten Domherren am Rhein und in Münster erheblich. Er blieb in Köln, wenn man die Priesterkanoniker in die Berechnung einbezieht, stets höher als der in den livländischen Domkapiteln. Dasselbe dürfte für Mainz, Münster und wohl auch für Trier zutreffen. Zudem waren die in Italien ausgebildeten Juristen in den rheinischen Domkapiteln und auch im Münsteraner Kapitel zahlreicher als die in den livländischen Kapiteln, wobei allerdings Dorpat und wohl auch Oesel in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts eine Ausnahme gebildet haben könnten. Bei den Juristen zeigt sich jedenfalls noch am ehesten ein während des gesamten Mittelalters anhaltender Entwicklungsrückstand der baltischen Provinzen, einschließlich – wenn auch mit geringen Einschränkungen – des ermländischen Domkapitels, gegenüber den von der Geschichte begünstigten Gegenden am Rhein, aber auch in Westfalen, wenngleich er gegenüber Münster nicht so kraß wie bei den rheinischen ausfällt.

# **Der Städtetag. Eine hansische und territoriale Institution in Alt-Livland\***

von Ilgvars Misāns

Im Jahre 1965, noch bevor das Buch von Philippe Dollinger „Die Hanse“ aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt wurde und bevor es den Ruhm eines Standardwerkes für die Geschichte der Hanse erlangte, wurde seine französische Erstausgabe in Lettland von Vasilij Dorošenko ausführlich rezensiert. Diese auf russisch verfaßte, sehr ideenreiche Rezension,<sup>1</sup> wohl das beste Beispiel dieses Genres in der ganzen Historiographie Lettlands, hat die Bedeutung einer wissenschaftlichen Arbeit und nimmt einen festen Platz in der osteuropäischen Hanseforschung ein. Die Veröffentlichung einer neuen Darstellung zur Geschichte der Hanse nahm Dorošenko in dieser Rezension zum Anlaß, um einige Probleme der Erforschung der Geschichte der livländischen Hansestädte aufzuzeigen und ein Programm für die künftige Erforschung der Handels- und Städtegeschichte des mittelalterlichen Livland zu entwerfen. Dabei weist Dorošenko unter anderem darauf hin, daß die Außenbeziehungen des livländischen Handels und das ganze handelspolitische Umfeld dieser Beziehungen noch sehr schwach erforscht sind, daß sogar die meisten bereits im 19. Jahrhundert veröffentlichten Quellen immer noch nicht grundsätzlich durchgearbeitet wurden, weswegen wir keine klare Vorstellung von den Entwicklungsphasen des Handels und der Handelspolitik der livländischen Städte haben. Heute, nachdem mehr als 30 Jahre vergangen sind, hat sich die Situation im ganzen kaum verbessert. Der eine oder andere Teilaspekt der Geschichte des Handels und der Handelspolitik der livländischen Städte im Mittelalter<sup>2</sup> wurde in einigen Arbeiten der

---

\* Das Material und die Anregungen für diese Arbeit hat der Verfasser als Stipendiat der Alexander von Humboldt-Stiftung während eines Aufenthaltes am Institut für vergleichende Städtegeschichte an der Universität Münster in den Jahren 1994–1996 gesammelt. An dieser Stelle sei der Stiftung herzlicher Dank für die Unterstützung dieser wissenschaftlichen Arbeit zum Ausdruck gebracht.

<sup>1</sup> Vasilij Dorošenko, *Ganza i Livonija. Problemy torgovli XIII–XVI vv.* (Die Hanse und Livland. Probleme des Handels vom 13.–16. Jahrhundert), in: *Latvijas PSR Zinātņu Akadēmijas Vēstis* (1965), Nr. 10, S. 143–147.

<sup>2</sup> In der Literatur wird das Mittelalter in Livland bis 1561/62 gerechnet, als im Lauf des Livländischen Krieges (1558–1583) die im 13./14. Jahrhundert entstandenen politischen Strukturen aufgelöst wurden und das Land zwischen den Nachbarstaaten – Polen-Litauen und Schweden – geteilt wurde; vgl. Norbert Angermann, *Livland*

letzten Jahrzehnte<sup>3</sup> berührt. Sie gestatten jedoch dem Betrachter keine Gesamtübersicht.

Beim Umfang und Charakter der überlieferten Quellen ist es nicht leicht, eine umfassende und detaillierte Vorstellung von der Struktur und den Phasen des Außenhandels der livländischen Städte zu gewinnen sowie Periodisierungskriterien der Entwicklung ihrer Handelspolitik festzulegen. Der bisherigen Forschung ist das nicht im vollen Maße gelungen. Auch die Beschäftigung mit den livländischen Städtetagen – den Versammlungen der bevollmächtigten städtischen Vertreter von der Mitte des 14. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, einer Institution, deren Tagesordnung in der Hauptsache Handels- bzw. Kaufmannsangelegenheiten bildeten – ist unter solchen Umständen nicht einfach. Andererseits gibt es jedoch auch positive Impulse, die gerade jetzt Ansätze für die Beschäftigung mit der Geschichte dieser mehr als 200 Jahre existierenden, aber von der Forschung lange Zeit vernachlässigten Institution geben. In den neuen Publikationen der modernen Hanseforschung, die sich in der letzten Zeit immer mehr von dem traditionellen „travezentrischen“ Hansebild entfernt, lenkt man die Aufmerksamkeit darauf, daß ein bedeutender Teil der Beschlüsse von gesamthansischer Bedeutung in den Teilräumen der Gemeinschaft verwirklicht und teilweise auch gefaßt wurde. Regionale

---

im ausgehenden Mittelalter, in: Wolter von Plettenberg. Der größte Ordensmeister Livlands, hrsg. v. dems. Lüneburg 1985 (Schriftenreihe Nordost-Archiv. 21), S. 9; Baltische Länder, hrsg. v. Gert v. Pistohlkors. Berlin 1994 (Deutsche Geschichte im Osten Europas), S. 170-173.

<sup>3</sup> Feodālā Rīga (Das feudale Riga), hrsg. v. Teodors Zeids. Rīga 1978, S. 70-85 u. 145 ff.; Istorija Tallina (do 60-ch godov XIX veka) (Geschichte Tallinns [bis zu den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts]), hrsg. v. Raimo Pullat. Tallin 1983, S. 106-131; Andreas Flöttmann, Der Revaler Rußlandhandel von 1509 bis 1558, in: Deutschland – Livland – Rußland. Ihre Beziehungen vom 15. bis zum 17. Jahrhundert. Beiträge aus dem Historischen Seminar der Universität Hamburg, hrsg. v. Norbert Angermann. Lüneburg 1988, S. 111-136; Norbert Angermann, Die Bedeutung Livlands für die Hanse, in: Die Hanse und der deutsche Osten, hrsg. v. dems. Lüneburg 1990, S. 97-115; Baltische Länder (wie Anm. 2), S. 101-106; Norbert Angermann, Die Stellung der livländischen Städte in der hansischen Gemeinschaft, in: Hansische Geschichtsblätter 113 (1995), S. 111-125; Erik Tibergh, Moscow, Livonia and the Hanseatic League 1487-1550. Stockholm 1995 (Acta Universitatis Stockholmiensis. Studia Baltica Stockholmiensia. 15) Indriķis Šterns, Latvijas vēsture 1290–1500 (Geschichte Lettlands 1290–1500). Rīga 1997, S. 207-253 u. 324-327. Sabine Weede, Der Revaler Rußlandhandel im Mittelalter, in: Reval. Handel und Wandel vom 13. bis zum 20. Jahrhundert, hrsg. v. Norbert Angermann u. Wilhelm Lenz. Lüneburg 1997 (Schriften der Baltischen Historischen Kommission. 8), S. 87-109; Klaus Militzer, Der Handel rheinischer Kaufleute in Reval bis zum 16. Jahrhundert, in: Ebenda, S. 111-133; Reinhard Vogelsang, Salz und Korn. Zum Revaler Handel im 15. Jahrhundert, in: Ebenda, S. 135-172; Nils Jörn, Die Repräsentanten der livländischen Interessen beim Stralsunder Friedensschluß, in: Der Stralsunder Frieden von 1370. Prosopographische Studien, hrsg. v. Nils Jörn (u.a.). Köln (u.a.) 1998 (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte. N.F. XLVI), S. 93-110.

Städtegruppen werden als konstitutives Element der hansischen Geschichte gesehen und ein Nebeneinander von hansischen und nicht-hansischen Belangen in ihren Außenbeziehungen betont.<sup>4</sup>

Das livländische Material wird im gesamthansischen Vergleich nicht immer seiner Bedeutung angemessen herangezogen, und so gehen manche Ansätze der modernen Geschichtsschreibung an der Erforschung des livländischen Mittelalters vorbei. Dafür gibt es mehrere Gründe, auf die man an dieser Stelle nicht im einzelnen eingehen kann. Sicherlich spielte dabei nicht zuletzt auch die allgemeine historiographische Situation eine Rolle – im Vergleich zu dem 19. Jahrhundert und den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts nahm die Zahl der Forscher über das mittelalterliche Livland und der Umfang ihrer Publikationen merklich ab. So erschien die letzte Spezialarbeit über den livländischen Städtetag von Bernhard Hollander vor mehr als 100 Jahren.<sup>5</sup> Zu dieser Zeit waren viele wichtige Quellen, vor allem die umfangreichen Städtetagsrezesse aus dem 16. Jahrhundert, nicht veröffentlicht, und das erschwerte es dem Verfasser, ein vollständiges Bild von der Tätigkeit dieser Institution zu vermitteln. Jedoch gilt immer noch die längst veraltete Studie von Hollander, obwohl auch sie nur bis zum Jahre 1500 reicht, als einzige umfassende Arbeit über den altlivländischen Städtetag.

Die ältere Forschung wies dieser Institution in der hansischen Hierarchie einen dem Hansetag untergeordneten Platz zu.<sup>6</sup> Das heutige Verständnis vom Charakter der Hanse bietet neue Möglichkeiten für die Bewertung des livländischen Städtetages. Dies ist vor allem durch neue Fragestellungen in der Hanseforschung gegeben. Man legt heute einen größeren Wert auf die landschaftlichen Besonderheiten sowie die Eigen-

---

<sup>4</sup> Vgl. Volker Henn, Städtebünde und regionale Identitäten im hansischen Raum, in: Regionale Identitäten und soziale Gruppen im deutschen Mittelalter, hrsg. v. Peter Moraw, Berlin 1992 (Zeitschrift für Historische Forschung, Beiheft 14), S. 41-64, bes. S. 63f.; ders., „... de alle tyd wedderwartigen suderseessen stedere“. Zur Integration des niederrheinisch-ostniederländischen Raumes in der Hanse, in: Hansische Geschichtsblätter 112 (1994), S. 39-56, bes. S. 40f.; Matthias Puhle, Der sächsische Städtebund im späten Mittelalter. Regionale „confederatio“ oder Teil der Hanse? in: Ebenda, S. 125-138, bes. S. 128-131; Friedrich Bernward Fahlbusch, Regionale Identität. Eine Beschreibungskategorie für den hansischen Teilraum Westfalen? in: Ebenda, S. 139-159, bes. S. 157f.

<sup>5</sup> Bernhard Hollander, Die livländischen Städtetage bis zum Jahr 1500, in: Programm der Stadt-Realschule zu Riga, Riga 1888, S. 1-55. Nur unlängst ist die junge estnische Historikerin Inna Põltsam erneut der Problematik der Geschichte des Städtetages nachgegangen, wenn auch für einen begrenzten Zeitraum, die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts; vgl. Inna Põltsam, 14. sajandi teine pool Liivimaa linnade päevade materjalide põhjal (Die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts anhand der Quellen der Livländischen Städtetage), in: Acta Historica Tallinensia (1997), Nr. 1, S. 20-38.

<sup>6</sup> Vgl. Wilhelm Greiffenhagen, Die alt-livländischen Städtetage, in: Beiträge zur Kunde Est-, Liv- und Kurlands 1 (1873), S. 347-363, bes. S. 360f.

ständigkeit der hansischen Teilräume und sieht die Hanse nicht als eine „von oben nach unten“ strukturierte Gemeinschaft.<sup>7</sup> Unter diesem Gesichtspunkt sollte man, ähnlich wie für andere Teilgebiete des hansischen Raumes, deutlicher auch das hansische und das territoriale Element als zwei Bestandteile der politischen und handelspolitischen Tätigkeit der livländischen Städte unterscheiden.

Da ein bedeutender Teil der Städtetagsrezesse erhalten ist, die die Beschlüsse und Verhandlungsprotokolle dieser Versammlungen bieten, kann man aus diesem Material sehr unterschiedliche Informationen entnehmen – über den Inhalt und den Gang der Verhandlungen, über die Entwicklung der Städtetage, über ihre Teilnehmer usw. Eine wichtige Zusatzquelle, insbesondere für die Städtetage, deren Rezesse nicht überliefert sind, bildet auch die städtische Korrespondenz. Nicht selten jedoch liegen uns als einziger direkter Nachweis über einen Städtetag nur die Eintragungen in den städtischen Kämmereregistern vor, in denen die Reisekosten der städtischen Sendboten erfaßt sind. In solchen Fällen kann der Forscher nicht viel mehr, als nur aus dem Kontext der aktuellen politischen und handelspolitischen Problematik zu erraten versuchen, worum es überhaupt auf der Versammlung gehen konnte. Obwohl bisweilen diese Forschungsarbeit mit einem Puzzlespiel vergleichbar ist, wobei ein großer Teil der Puzzlesteine verlorengegangen ist, sind wir über den Städtetag im Vergleich zu anderen ähnlichen Institutionen sowohl im hansischen Raum als auch mit den anderen ständischen Versammlungen auf livländischer Ebene relativ gut informiert.

Es wäre unzureichend, die Entstehung des livländischen Städtetages als eine isolierte oder lokale Erscheinung zu betrachten. Zwischen der Mitte des 13. und der Mitte des 14. Jahrhunderts entstanden in mehreren Teilgebieten des hansischen Raumes – in Westfalen, Niedersachsen, im wendischen Raum, in Pommern und Preußen – städtische Territorialverbände.<sup>8</sup> Eine natürliche Basis für die städtischen Kooperationsbestrebungen bildete vor allem die Notwendigkeit, einen gemeinsamen Schutz für den Handel im umliegenden Territorium zu leisten und gemeinsame Interes-

<sup>7</sup> Henn, Städtebünde (wie Anm. 4), S. 64; ders., Der niederrheinisch-ostniederländische Raum und die Hanse, in: „zu Allen theilen Inß mittel gelegen“. Wesel und die Hanse an Rhein, IJssel & Lippe, hrsg. v. Werner Arand und Jutta Prieur. Wesel 1991, S. 11-32, bes. S. 12; Matthias Puhle, Organisationsmerkmale der Hanse, in: Die Hanse – Lebenswirklichkeit und Mythos, hrsg. v. Jörgen Bracker. Bd. 1, Hamburg 1989, S. 147.

<sup>8</sup> Vgl. Philippe Dollinger, Die Hanse. 4., erw. Aufl., Stuttgart 1989, S. 67-70. Über die Entstehung der Bündnisse der pommerschen und preußischen Städte vgl. Heide Lore Böcker, Regionale Bindungen und gesamthansische Beziehungen pommerscher Städte im Mittelalter, in: Hansische Geschichtsblätter 112 (1994), S. 60ff.; Jürgen Sarnowsky, Die preussischen Städte in der Hanse, in: Ebenda, S. 101.

sen nach außen zum Ausdruck zu bringen. Die Annäherung der Städte entwickelte sich aufgrund der abgeschlossenen Bundesverträge oder auch, wie es beispielsweise im Falle Preußens geschah, ohne formelle Einigung, aufgrund der Homogenität im Rahmen eines landschaftlich geschlossenen Territoriums und der für fast alle größeren Städte gemeinsamen Landesherrschaft des Deutschen Ordens.<sup>9</sup> Um die Mitte des 14. Jahrhunderts sind gleichzeitig zwei Tendenzen sichtbar. Zum einen setzte sich auf territorialer Ebene das „Wir“-Gefühl, das Gefühl der regionalen Identität, der Gebundenheit an einen historisch ausgebildeten Raum überall im hansischen Bereich fest. Zum anderen zeichnete sich zu derselben Zeit ein allgemeines hansisches Zusammengehörigkeitsbewußtsein ab und erscheint in den Quellen erstmals der Begriff *stadt van der Dudeschen hense*.<sup>10</sup> Das bedeutet keinesfalls, daß die Hanse als die Summe der einzelnen regionalen Städtebünde anzusehen ist, die um die Mitte des 14. Jahrhunderts zu einer Gemeinschaft zusammengefloßen wären. Diese regionalen Städtebünde wurden nie zu „Organen“ der Hanse<sup>11</sup> – im 14., 15. und 16. Jahrhundert konnten die Städte unter dem elastischen Hansedach immer auch erfolgreich ihre Territorialpolitik verfolgen.<sup>12</sup> Das Gefühl der regionalen Identität in den Teilräumen der Hanse existierte während der ganzen Zeit der Gemeinschaft. Parallel zu den überregionalen Bindungen, die die Städte zwischen Ijsel und Narowa pflegten, arbeiteten sie in jedem Teil des hansischen Raumes auch auf territorialer Ebene zusammen. Obwohl sich beide Aspekte dieser Politik nicht immer leicht voneinander unterscheiden lassen und eine Trennung zwischen hansischen und nicht-hansischen Belangen für die Zeitgenossen wohl unverständlich gewesen wäre,<sup>13</sup> sollte man bei der Erforschung der politischen und handelspolitischen Geschichte der livländischen Städte größere Aufmerksamkeit auf diese eigentümliche Zweifaltigkeit lenken. Das gilt auch für die livländischen Städtetage, für die Betrachtung ihrer Entwicklung.

In der Entstehungsgeschichte der livländischen Städtetage gibt es viele Unklarheiten. Eine direkte Antwort auf die Frage, warum und wie diese Institution ins Leben gerufen wurde, geben die Quellen nicht. Als erste bekannte Zusammenkunft gilt die Versammlung in Fellin (Viljandi) im

<sup>9</sup> Vgl. Sarnowsky, Städte (wie Anm. 8), bes. S. 97-101 u. 114.

<sup>10</sup> Henn, Der niederrheinisch-ostniederländische Raum (wie Anm. 7), S. 13 f.

<sup>11</sup> Henn, Städtebünde (wie Anm. 4), S. 64.

<sup>12</sup> Vgl. Heinz Stoob, Die Hanse und Europa bis zum Ausgang der Neuzeit, in: Weltpolitik, Europagedanke, Regionalismus. Festschrift für Heinz Gollwitzer zum 65. Geburtstag am 30. Januar 1982, hrsg. v. Heinz Dollinger. Münster 1982, S. 14; Sarnowsky, Städte (wie Anm. 8), S. 114.

<sup>13</sup> Friedrich Bernward Fahlbusch, Die Außenbeziehungen der Stadt Paderborn im 15. Jahrhundert, in: Westfälische Zeitschrift 139 (1989), S. 233.

Jahre 1350.<sup>14</sup> Es scheint, daß um diese Zeit, ähnlich wie etwa ein halbes Jahrhundert früher in Preußen, auch die livländischen Städte ohne einen formellen Vertrag oder ein abgeschlossenes Bündnis begannen zusammenzutreten, um aktuelle Fragen ihrer Politik zu besprechen. Selbst später wurde kein fester institutioneller Rahmen, keine Verfassung oder Ordnung des Städtetages ausgearbeitet. In den einzelnen Territorien des westlichen Teiles des hansischen Raumes kamen, wie schon erwähnt, die Bundesbestrebungen der Städte auf territorialer Ebene viel früher zum Ausdruck, als um die Mitte des 14. Jahrhunderts der Hansetag entstand und die Hanse eine festere Organisationsform bekam. In Livland dagegen scheint die Entwicklung gerade einen umgekehrten Weg gegangen zu sein. Bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts spielten die territorialen Bindungen für die livländischen Städte keine besondere Rolle, und ihre Annäherung geschah nicht auf territorialer, sondern auf hansischer Ebene. Nicht die territorialen, sondern die hansischen Angelegenheiten, die Vertretung der gemeinsamen Interessen der livländischen Kaufleute im Außenhandel waren in Livland die anfängliche Grundlage der städtischen Kooperation.

Die Erklärung dieser Besonderheit ist ein Thema für sich. An dieser Stelle ist nur auf die Tatsache hinzuweisen, daß die livländischen Städte Riga, Dorpat (Tartu) und Reval (Tallinn) als Stützpunkte des internationalen Transithandels entstanden waren und das ganze 13. und zum großen Teil die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts viel stärkere Bindungen an Lübeck, Wisby und andere überseeische Städte als an das Land besaßen. Die Kaufleute aus Riga, Dorpat und Reval traten damals vor allem als Mitgestalter der internationalen Handelspolitik auf, und ihre Interessen an der Territorialpolitik waren zu dieser Zeit gering. Wenn in anderen Gebieten des hansischen Raumes seit dem 13. Jahrhundert städtische Territorialbündnisse zum Schutz des Handels entstanden, war für die livländischen Städte und ihre Bürger die Zusammenarbeit auf territorialer Ebene bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts untypisch. Anfangs waren Riga, Dorpat und Reval in das wirtschaftliche Leben des Landes schwach eingebunden, die drei größten Städte gehörten zu unterschiedlichen territorialen Strukturen Livlands und waren unterschiedlichen Landesherren

---

<sup>14</sup> Akten und Recesse der livländischen Städtetage. Bd. 1, Riga 1907–1933, Nr. 59 (Quellenbelege für einen Städtetag in Fellin zwischen 24. Juni und 29. September 1350). Hans Georg v. Schröder bezieht die Anfänge des livländischen Städtetages auf den Anfang des 14. Jahrhunderts: Hans Georg von Schröder, Der Handel auf der Düna im Mittelalter, in: Hansische Geschichtsblätter 23 (1917), S. 72f.; Horst Wernicke verbindet seine Ursprünge sogar mit dem Ende des 13. Jahrhunderts: Horst Wernicke, Die Städtehanse 1280–1418. Genesis – Strukturen – Funktionen. Weimar 1983 (Abhandlungen zur Handels- und Sozialgeschichte. 22), S. 42, aber diese beiden frühen Datierungen sind nur als Vermutungen zu betrachten.

unterstellt – dies sind nur einige der Faktoren, die die Zusammenarbeit der livländischen Städte auf territorialer Ebene in der frühen Phase ihrer Geschichte erschwerten.<sup>15</sup> Nach Gerd Hollihn vertrat die großkaufmännische Elite der größeren livländischen Städte bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts in erster Linie die Belange der überseeischen und nicht der einheimischen Bürgerschaft.<sup>16</sup> Die Festigung des Verhältnisses zum Land als zur eigenen Heimat, *patria*, die Bildung regionaler Identität scheint für die Bürgerschaft Livlands ein langwieriger Prozeß gewesen zu sein, der erst im Laufe des 14. Jahrhunderts abgeschlossen wurde. Die territoriale Ausrichtung war um die Mitte des 14. Jahrhunderts in der Politik der livländischen Städte viel schwächer als die hansische vertreten.

Auch nach der Entstehung des Städtetages blieb das Verhältnis zwischen diesen beiden Aspekten der städtischen Politik ähnlich, wenn man den Quellen Glauben schenken kann. Die Tätigkeit der Städtetage, die seit dem Jahre 1350 fast jährlich und manchmal sogar mehrmals in einem Jahr stattfanden, war anfangs fast ausschließlich nach außen orientiert; so kam z.B. die Initiative zur Zusammenkunft in Fellin im Jahre 1352 – einer der ersten Städtetage, über den etwas mehr Nachrichten als über andere derzeitige Versammlungen überliefert ist – aus Übersee. Diese Initiative, eine Versammlung in Livland zusammenzurufen, kam nicht von irgendeiner der livländischen Städte, sondern vom Ratsherren aus Wisby, Jordan König; er wollte mit den Vertretern aus Riga, Dorpat, Reval, Wenden (Cēsis), Wolmar (Valmiera) und Roop (Straupe) über ein Problem – die Einrichtung einer neuen Waage in Brügge – beraten.<sup>17</sup> Wenn auch spätere Zusammenkünfte von den livländischen Städten selbst organisiert wurden, bestanden ihre Tagesordnungen im 14. Jahrhundert und lange noch im 15. Jahrhundert fast nur aus Fragen des Außenhandels und der internationalen hansischen Politik.

Aus den vorliegenden Quellen fällt es schwer, einzelne Entwicklungsphasen des Städtetages zu erkennen und eine feste, unumstrittene Periodisierung seiner Geschichte auszuarbeiten. Wenn man bei einem Periodisierungsversuch als Kriterium das Verhältnis zwischen den hansepolitischen

---

<sup>15</sup> Vgl. Ilgvars Misāns, Die späten Anfänge städtischer Zusammenarbeit in Alt-Livland, in: Zwischen Lübeck und Novgorod. Wirtschaft, Politik und Kultur im Ostseeraum vom frühen Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Norbert Angermann zum 60. Geburtstag, hrsg. v. Ortwin Pelc u. Gertrud Pickhan. Lüneburg 1996, S. 89-98.

<sup>16</sup> Gerd Hollihn, Die Stapel- und Gästepolitik Rigas in der Ordenszeit (1201–1562), in: Hansische Geschichtsblätter 60 (1935/36), S. 118.

<sup>17</sup> Hanserecesse. Die Recesse und andere Akten der Hansetage. Abt. 1, Bd. 3, Leipzig 1875, Nr. 10 (Schreiben Dorpats an Reval vom 12. Juli 1352). Vgl. auch Akten und Recesse (wie Anm. 14), Bd. 1, S. 45 f. (Nr. 61), und Hollander, Städtetage (wie Anm. 5), S. 6.

und den territorialpolitischen Ansätzen in der Tätigkeit der städtischen Versammlungen festsetzt, kann man, wenn auch nicht besonders deutlich, drei Abschnitte in der Geschichte des Städtetages erkennen.

Die *erste* Phase umfaßt die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts und die ersten beiden Drittel des 15. Jahrhunderts, für die, abgesehen von einigen Streitigkeiten mit anderen Mitgliedern der hansischen Gemeinschaft, im Grunde harmonische Beziehungen zu überseeischen Hansestädten und ein geringes Interesse an Landessachen charakteristisch sind. Das Gästehandelsverbot in Riga von 1459/60 signalisiert die Bestrebung der größten Stadt des Landes, im Mittelpunkt ihrer Handelspolitik eigene Interessen zu verfolgen. Die *zweite* Periode der Tätigkeit des Städtetages liegt zwischen den 60er Jahren des 15. Jahrhunderts und der Reformation in den 20er Jahren des 16. Jahrhunderts. In dieser Zeit lebten in der Politik der livländischen Städte Autonomiebestrebungen innerhalb der hansischen Gemeinschaft auf, eine wachsende Selbständigkeit von einer immer noch spürbaren Abhängigkeit von Lübeck und anderen überseeischen Städten. Besonders deutlich kommen diese Tendenzen in den livländisch-russischen handelspolitischen Beziehungen zum Ausdruck. Zum Teil wurde die hansische Rußlandpolitik in dieser Zeit von den livländischen Städten geführt und auf den Städtetagen koordiniert. Gleichzeitig ist ein wachsendes Interesse der livländischen Städte und des Städtetages an der Teilnahme an Prozessen des politischen und wirtschaftspolitischen Lebens des Landes erkennbar. Die *dritte* Phase – die Zeit von den 1520er Jahren bis zur Auflösung des altlivländischen Städtetages und ganz Altlivlands am Ende der 50er bzw. am Anfang der 60er Jahre des 16. Jahrhunderts – ist durch die weitere Schwächung der Bindungen der livländischen Städte an Lübeck und anderen Hansestädten und weiteres, tieferes und vielseitigeres Hineinwachsen in das politische Leben des Landes gekennzeichnet.

Die ersten Jahrzehnte der Geschichte des livländischen Städtetages sind ziemlich lückenhaft dokumentiert. Von den 34 Versammlungen der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, die als Städtetage gelten, ist z.B. nur ein Rezeß – von der Zusammenkunft in Pernau (Pärnu) vom Februar 1369 – erhalten. Doch auch dieses Dokument enthält kein Verhandlungsprotokoll, sondern nur die Abrechnungen der Kosten der livländischen Städte über ihren Anteil im Krieg der Hanse mit dem dänischen König Waldemar IV. Die städtische Korrespondenz und andere Quellen weisen indirekt jedoch darauf hin, daß auf den Verhandlungen der livländischen Städtetage des 14. Jahrhunderts eine breite Palette der Angelegenheiten von gesamthansischer Bedeutung erörtert wurde: viele große und kleine Fragen des hansischen Handels sowohl im Osten bzw. in Novgorod als auch im Westen bzw. in Brügge, der Anteil der livländischen Städte an der

Kölner Konföderation von 1367 und im Krieg der Hanse gegen Dänemark und Norwegen, der gemeinsam mit den anderen Ostseestädten geführte Kampf gegen Piraterie u.a. Im Laufe der Behandlung dieser gesamthansischen Angelegenheiten zeichneten sich die spezifischen Interessen der livländischen Städte innerhalb der hansischen Gemeinschaft ab und kamen deutlich zum Ausdruck.

Wann und wie genau den livländischen Städten ihre gemeinsamen Sonderinteressen gegenüber den überseeischen Hansestädten bewußt wurde, ist aus den vorliegenden Quellen schwer aufzuspüren. Ein indirektes Beispiel für die frühe Zusammenarbeit der Vertreter Rigas, Dorpats und Revals auf hansischer Ebene ist aus dem Jahre 1363 erhalten. Auf dem Hansetag in Lübeck im Juni fanden Beratungen zwischen den städtischen Deputierten der hansischen Gemeinschaft statt. Ein Jahr früher hatte die Hanse eine schwere Niederlage im Kampf gegen Dänemark erlitten, und die städtischen Vertreter sollten sich über die weitere Führung und Finanzierung des Krieges einigen. Alle drei größeren Städte Livlands hatten dieselbe, wohl vorher koordinierte Position: Man lehnte jede direkte Teilnahme an weiteren Kampfhandlungen ab und zeigte nur die Bereitschaft, die geplanten militärischen Aktionen finanziell zu unterstützen.<sup>18</sup> Ein anderer Beschluß desselben Hansetages erweiterte *de facto* die Rechte der livländischen Kaufmannschaft im St. Petershof in Novgorod,<sup>19</sup> was in der Literatur mit der Zustimmung der Livländer, an der Finanzierung des Krieges gegen Dänemark teilzunehmen, verbunden und als ein gemeinsamer Erfolg der Diplomatie Rigas, Dorpats und Revals betrachtet wird.<sup>20</sup> Dabei war die zentrale Institution für die Koordinierung der Politik der livländischen Städte der Städtetag.

Im 14. und auch im 15. Jahrhundert muß man den livländischen Städtetag in einem engen Zusammenhang mit der gesamten hansischen Politik und dem Hansetag sehen. Viele Städtetage fanden statt, weil die livländischen Städte sich vor der Abfahrt der Deputierten Rigas, Dorpats und Revals zum Hansetag beraten und den Abgesandten verbindliche Instruktionen mitgeben wollten. Es sind auch Zusammenkünfte bekannt, die nach der Rückkehr der städtischen Delegierten von den Hansetagen stattfanden. In diesen Fällen wurde Bericht über die Verhandlungen erstattet. Sowohl im 14. als auch im 15. Jahrhundert waren die Entwicklung einer gemeinsamen Strategie im Rahmen der hansischen Gemeinschaft

<sup>18</sup> Hanserecesse (wie Anm. 17), Abt. 1, Bd. 1, Leipzig 1870, Nr. 296, § 18 (Rezeß des Hansetages zu Lübeck vom 24. Juni 1363).

<sup>19</sup> Ebenda, § 13.

<sup>20</sup> Leopold Karl Goetz, Deutsch-russische Handelsgeschichte des Mittelalters. Lübeck 1922 (Hansische Geschichtsquellen. 5), S. 79.

und die Ausarbeitung einer – wo es möglich und notwendig war – einheitlichen Verhaltenslinie in bezug auf die vielseitige tagespolitische Problematik der hansischen Gemeinschaft die wichtigsten Aufgaben des Städtetages. Das blieb sogar noch im 16. Jahrhundert so, obwohl die Hanse einen sichtbaren Niedergang erlebte und sich die Bindungen der livländischen Städte zur hansischen Gemeinschaft abschwächten. Jedoch wäre es unvollständig, den Städtetag nur als „Hanse in kleinerem Maßstabe“ zu betrachten, wie ihn Wilhelm Greiffenhagen genannt hat.<sup>21</sup> Schon in der ersten Phase seiner Geschichte, die, wie schon erwähnt, etwa von der Mitte des 14. bis zu den 60er Jahren des 15. Jahrhunderts dauerte, tauchen neben den Fragen der hansischen Politik, die den Kern der städtischen Verhandlungen bildeten, in den Städtetagsrezessen, obwohl mit unterschiedlicher Intensität, auch territorialpolitische Probleme und verschiedene private Angelegenheiten auf.

Die hansischen Belange waren in dieser Zeit in der Politik der livländischen Städte absolut dominierend. Es gibt Hinweise, die dafür sprechen, daß es sogar in den Fällen, in denen sich hansische Angelegenheiten und Landessachen kreuzten und einander zum Teil überlagerten, für die städtischen Vertreter eine Selbstverständlichkeit war, die Lösung des Problems vor allem in Lübeck sowie bei den hansischen Instanzen und nicht im Lande zu suchen. Als beispielsweise auf dem Landtag in Walk (Valka/Valga) 1421 ein Ausfuhrverbot für schwere Metalle nach Rußland verhängt wurde, die zur Herstellung von Waffen verwendet werden konnten, lagen für die livländischen Städte die größten Hoffnungen bei der Lösung der Probleme auf der Unterstützung durch die hansischen Partner aus Übersee.<sup>22</sup>

Lübeck und andere überseeische Hansestädte genossen in den Augen der livländischen Städte die größte Autorität auch in Fällen, wenn Riga, Dorpat und Reval im eigenen Lande in eine widersprüchliche Situation gerieten, wie 1379/80, als ein Konflikt zwischen dem Deutschen Orden in Livland und dem Bischof von Dorpat entstand. Die Abhängigkeit von ihrem Stadtherren, dem Deutschen Orden, verpflichtete Riga und Reval dazu, dem Orden Hilfe zu leisten, aber die hansische Solidarität forderte, nichts gegen die Bischofsstadt Dorpat zu unternehmen. Die Antwort auf die Frage Rigas, wie man sich in einer solchen Situation verhalten solle, gab im Jahre 1381 der Hansestag in Lübeck. In seinem Rezeß wurde dar-

<sup>21</sup> Greiffenhagen, Städtetage (wie Anm. 6), S. 361.

<sup>22</sup> Akten und Reesse (wie Anm. 14), Bd. 1, Nr. 275 (Schreiben der Ratssendeboten der livländischen Städte auf dem Städtetag zu Walk an Lübeck vom 12. Februar 1421); vgl. auch ebenda, Nr. 302 (Schreiben der zu Lübeck versammelten Ratssendeboten der Hansestädte an den Erzbischof von Riga und die anderen livländischen Landesherren vom 31. Mai 1422).

auf hingewiesen, daß die Städte im Geiste der Beschlüsse der Kölner Konföderation von 1367 gegenseitige Hilfe zu leisten verpflichtet seien. Diejenigen Städte, die in einen Konflikt mit den Landesherren gerieten, sollten ihre hansischen Partnerinnen schriftlich informieren. Die Vertreter der am nächsten liegenden Nachbarstädte sollten dann zu den regionalen Städtetagen anreisen, um die Rolle von Ratgebern und Helfern zu übernehmen. Beachtenswert ist, daß die Vertreter Revels und der preußischen Städte, die sich in ihrer Politik am Deutschen Orden orientierten, diesen Beschluß des Hansetages *ad referendum* nahmen – d.h. sie verweigerten ihre Zustimmung mit der Intention, daß sich die Räte ihrer Städte mit der Angelegenheit beschäftigten. Offensichtlich waren die Positionen, die Riga und Reval im Konflikt zwischen dem Deutschen Orden in Livland und dem Bistum Dorpat einnahmen, nicht völlig identisch. Es kann sein, daß diese Fragen auch auf den livländischen Städtetagen diskutiert wurden, obwohl direkte Beweise nicht vorliegen.<sup>23</sup>

Die Quelleninformation über den livländischen Städtetag um 1380 ist also unsicher, wie auch diese Zeit für die Forschung nicht gerade die günstigste Periode darstellt. Werfen wir jetzt den Blick auf die Situation, wenn man es mit einem gut dokumentierten Städtetag zu tun hat. Die erste städtische Versammlung mit einer für mittelalterliche Verhältnisse sehr umfangreich erhaltenen Quellenbasis ist der Städtetag in Dorpat im Februar 1402. Vor uns liegen der Rezeß auf siebeneinhalb handschriftlichen Seiten sowie acht Briefe, die im Namen des Städtetages an verschiedene Adressaten geschickt wurden.

An der Versammlung in Dorpat nahmen drei Sendboten aus Riga, drei Sendboten aus Reval, ein Sendbote aus Pernau (Pärnu) und der ganze Rat von Dorpat teil. Auf der ersten Sitzung des Städtetages wurden die Klagen von extra zum Tag angereisten Gesandten aus Novgorod und Pleskau (Pskov) angehört. Die Liste der Vorwürfe war lang: Die Laken, die die Deutschen den Russen verkauften, seien zu kurz, die Weinfässer zu klein, die Salzsäcke zu mindergewichtig. Auch der Honig sei gefälscht; die Russen behaupteten, daß im Honig verschiedene Surrogate eingemischt und dazu noch die Tonnen zu klein und nicht bis zum Deckel gefüllt seien.<sup>24</sup> Die russischen Boten sprachen sich des weiteren gegen Kontrollmaßnahmen der Deutschen beim Kauf von Wachs und Pelzwerk aus, die der russischen Seite ungerecht und nachteilig schienen. Im großen und ganzen

<sup>23</sup> Hanserecesse (wie Anm. 17), Abt. 1, Bd. 2, Leipzig 1872, Nr. 232, § 24 (Rezeß des Hansetages zu Lübeck vom 24. Juni 1363); Akten und Recesse (wie Anm. 14), Bd. 1, S. 74f.

<sup>24</sup> Hanserecesse (wie Anm. 17), Abt. 1, Bd. 5, Leipzig 1880, Nr. 61, § 1-6 (Rezeß des Städtetages zu Dorpat vom 19. Februar 1402).

versprochen die Livländer, sie würden die gehörten Klagen an die Warenlieferanten weitergeben, was sie auch wirklich taten. Auch die Teilnehmer des nächsten Hansetages in Lübeck im Mai 1402 wurden über die Mißstände im Handel mit den Russen informiert.<sup>25</sup> Als auf der Versammlung in Dorpat die städtischen Sendboten gegenüber den Gesandten aus Novgorod und Pleskau wiederum die Unzufriedenheit der livländischen Kaufleute mit dem Verhalten der Russen ausgesprochen hatten, erwies es sich, daß die russischen Boten keine Vollmacht besaßen, diese Fragen zu beantworten. Die Diskussion wurde abgebrochen, und die russischen Gesandten verließen die Versammlung. Den Fragen des Handels in Novgorod widmete man auch auf den weiteren Verhandlungen des Dorpater Städtetages Aufmerksamkeit: Man besprach einige konkrete Fragen der Organisation des hansischen St. Peterhofes in Novgorod.

Ein anderer Komplex, mit dem sich die städtischen Delegierten auf der Versammlung von 1402 in Dorpat zu beschäftigen hatten, war mit der westlichen Ausrichtung der Politik der livländischen Städte verbunden. Es ging vor allem um den Pfundzoll für die Finanzierung des Kampfes gegen die Vitalienbrüder auf der Nordsee. Um 1402 überwog in Livland die Meinung, man solle auf den Pfundzoll verzichten; nur Reval setzte sich für dessen Einziehung ein. Da die Stadt ihre Meinung nicht durchsetzen konnte, nahmen die Delegierten Revals diesen Beschluß des Städtetages *ad referendum*.<sup>26</sup> Die Versammlung beschäftigte sich mit dem Vertrag der Hanse mit der Königin der skandinavischen Union, Margarete. Es ging auch um Borghandel in Flandern – damals ein für die gesamte Hanse sehr aktuelles Thema. Man sprach sich gegen die Versuche aus, durch die Vermittlung flämischer Händler und deutscher *clerke* dieses Verbot zu umgehen.<sup>27</sup>

Außerdem debattierte man in Dorpat auch Fragen, die heute in vergleichbaren Versammlungen zum Tagesordnungspunkt „Verschiedenes“ gehören würden: Klagen über geraubte und konfiszierte Güter, Sachen einzelner Amts- und Privatpersonen.<sup>28</sup> Hier bringt der Rezeß auch etwas Information zur Alltagsgeschichte Altlivlands, ein seltener Fall in der Praxis der Städtetage. Man beriet darüber, wie mit denjenigen umzugehen sei, die in den Städten des Landes Schulden gemacht hatten und dann

<sup>25</sup> Ebenda, Nr. 65 (Schreiben der livländischen Städte an Lübeck vom 19. Februar 1402); Nr. 77, § 9 (Rezeß des Hansetages zu Lübeck vom 14. Mai 1402); Nr. 82 (Schreiben der zu Lübeck gesammelten Ratssendeboten der Hansestädte an die livländischen Städte vom 14. Februar 1402).

<sup>26</sup> Ebenda, Nr. 61, §§ 22f.

<sup>27</sup> Ebenda, §§ 10-13. Vgl. dazu auch Stuart Jenks, Zum hansischen Gästerecht, in: *Hansische Geschichtsblätter* 114 (1996), S. 11 f., Anm. 41.

<sup>28</sup> *Hanserecesse* (wie Anm. 17), Abt. 1, Bd. 5, Nr. 61, §§ 19f., 28ff. u. 32.

flüchtig geworden waren, und mit denjenigen, die sich mit Frauen und Jungfrauen ohne Zustimmung der Verwandten oder Vormünder verlobten. Da man diese Fragen nicht sofort lösen konnte, wurden sie auf die nächste Versammlung verschoben, deren Rezeß leider fehlt.<sup>29</sup>

Das Beispiel vom Jahre 1402 schildert die typischen und untypischen Seiten in der Tätigkeit der Städtetage. Das Untypische ist die Anwesenheit von Gästen bzw. Fremden auf dem Städtetag – die meisten Versammlungen hatten internen Charakter. Nur ausnahmsweise tagte man mit den nach Livland angereisten hansischen oder russischen Gesandten zusammen. Außerdem sind auch Städtetage bekannt, die in Anwesenheit des Landesmeisters des Ordens und der Ordensgebietiger abgehalten wurden.<sup>30</sup> Hinsichtlich des Inhaltes der Tagesordnung gilt die Dorpater Versammlung von 1402 (wenigstens für die Städtetage der ersten Periode) als typisches Beispiel. Ihren Löwenanteil bildete eine breite Palette von Fragen der internationalen Handelspolitik im östlichen und westlichen Teil des hansischen Raumes, daneben wurden Privatsachen und Streitigkeiten geregelt, aber die landespolitischen Angelegenheiten standen nur vereinzelt auf der Tagesordnung. In der ersten Periode seiner Geschichte fungierte der Städtetag vornehmlich als eine nach den Interessen der gesamten Hanse wirkende Institution.

Aus den Rezessen der Städtetage geht deutlich hervor, daß die livländischen Städte im Laufe des 15. Jahrhunderts die Vertretung der gesamthansischen Interessen im Handel mit Rußland an sich zogen. Die unterschiedliche geographische Lage und die unterschiedlichen Schwerpunkte der Handelsinteressen der größten livländischen Städte führten dabei zwischen Riga, Dorpat und Reval zu einer gewissen politischen Spezialisierung. Besonders aktiv in der Novgoroder und Pleskauer Richtung waren Reval und Dorpat. Riga sorgte vor allem für den hansischen Handel auf der Düna, den es faktisch allein kontrollierte. Von den Fragen der Osthandelspolitik der livländischen Städte kam in den Tagesordnungen der livländischen Städtetage am häufigsten die Problematik des Verkehrs mit Novgorod – dem größten und bedeutendsten Zentrum des hansischen Handels im Osten Europas – vor. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts ist ein allmähliches Anwachsen des Einflusses der Livländer im hansischen St. Peterhof in Novgorod erkennbar, wodurch die Priorität Lübecks und Wisbys in der Verwaltung des Hofes eingeschränkt wurde. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wurden die livländischen Städ-

---

<sup>29</sup> Ebenda, § 31.

<sup>30</sup> Akten und Recesse (wie Anm. 14), Bd. 1, Nr. 637 (Fragment des Rezesses des Städtetages zu Karkus [Karksi] vom 27. September 1453); Nr. 651, § 6 (Rezeß des Städtetages zu Wolmar vom 27. September 1458).

te zu einem bestimmenden Faktor und zum Teil zu faktischen Gestaltern der hansischen Rußlandpolitik. Abgesehen davon, wie man die Aktivitäten der livländischen Städte in dieser Richtung interpretiert – als Ausdruck des Egoismus gegenüber den überseeischen Hansen oder als eine im Interesse der gesamten Hanse geführte Politik (die Diskussion über diese auch für das Verständnis des Charakters und der Funktionen des Städtetages prinzipiell wichtige Frage ist keineswegs abgeschlossen)<sup>31</sup> –, darf man in diesem Zusammenhang nicht übersehen, daß dieser tatsächliche oder scheinbare Egoismus der livländischen Städte mit allgemeinen Entwicklungstendenzen im ganzen hansischen Raum zusammenhängt. Nach Klaus Friedland verlor die Ostsee vom zweiten Drittel des 15. Jahrhunderts an den Charakter einer klar umgrenzten Wirtschaftsregion.<sup>32</sup> Die weitere Dezentralisierung der von Anfang an sehr lockeren hansischen Gemeinschaft war unvermeidbar. Die einzelnen Städte und ihre Regionaltage wurden immer selbständiger, ihre Funktionen vielfältiger. Für die livländischen Städte bedeutete das mehr Eigeninitiative in ihrer Außen- und Innenpolitik sowie eine engere Zusammenarbeit mit den politischen Kräften des Landes, vor allem mit dem Deutschen Orden, die auch auf den Städtetagen spürbar ist.

Die zweite Periode der Geschichte des livländischen Städtetages von den 1460er Jahren bis zu den 1520er Jahren ist durch die Zunahme des Interesses an Kooperation mit den Landesherren und an der Landespolitik überhaupt charakterisiert. Aus dieser Zeit sind bereits mehr Rezesse als aus den ersten Jahrzehnten der Tätigkeit des Städtetages überliefert, so daß wir ausführlicher über seine Geschichte informiert sind. Das politische Umfeld in dieser Zeit war in mancherlei Hinsicht anders als beispielsweise im 14. und am Anfang des 15. Jahrhunderts. In den 20er Jahren des 15. Jahrhunderts konstituierte sich der gesamtlivländische Landtag, auf dem die Delegierten aus Riga, Dorpat und Reval eine eigene Kurie bildeten. Durch die Beteiligung des Landtages an der Arbeit wurden Riga, Dorpat und Reval immer mehr in das politische Leben des Landes eingebunden. Auf den Städtetagen erschienen neben den hansischen Angelegenheiten immer öfter Fragen der territorialen Politik. Wenn in der ersten Periode der Geschichte des Städtetages die livländischen Städte die Einberufung ihrer Versammlungen an den Hansetagen ausrich-

<sup>31</sup> Ausführlicher über diese Meinungsunterschiede vgl. Angermann, Städte (wie Anm. 3), S. 114f. mit weiterer Literatur.

<sup>32</sup> Klaus Friedland, Wirtschaft und Politik in den Friedensbündnissen der Ostsee, in: Wirtschaftskräfte und Wirtschaftswege. Bd. 1: Mittelmeer und Kontinent. Festschrift für Hermann Kellenbenz, hrsg. v. Jürgen Schneider (u.a.). Stuttgart 1978, S. 153.

teten, orientierten sie sich in der zweiten und auch in der dritten Periode eher an den Landtagen. Nicht selten wurde der Städtetag am Tag vor oder nach dem Landtag zusammengerufen oder während des Landtages organisiert.

Vielleicht hängt damit noch ein beachtenswerter Unterschied zwischen den Städtetagen der ersten Phase und den Städtetagen des späten 15. und des 16. Jahrhunderts zusammen. Bis zur städtischen Versammlung im Jahre 1479 in Walk<sup>33</sup> nahmen, wenn auch unregelmäßig und in unterschiedlichem Bestand, an der Arbeit der Städtetage neben den Sendboten der drei größten Städte des Landes auch die Vertreter der kleineren Städte (Pernau, Fellin, Wenden, Wolmar, Lemsal [Limbaži], Kokenhusen [Kokenese], Windau [Ventspils] und Roop) teil. Die Beteiligung an den Städtetagen gilt übrigens als eines der Merkmale, die eine oder andere Kleinstadt Livlands zu den Hansestädten zu zählen. Die Frage, was die kleineren Städte motivierte, ihre Sendboten zu städtischen Zusammenkünften zu schicken, die damit verbundenen hohen Kosten zu tragen und an manchen Aktionen der Hanse finanziell teilzunehmen, erfordert eine gesonderte Erklärung. In den Städtetagsrezessen sind kaum Spuren einer aktiven Beteiligung der Vertreter der kleineren Städte an den Diskussionen zu finden. Seit 1491, als die Städte nach einer zehnjährigen Pause, die wohl mit dem Krieg Rigas gegen den Deutschen Orden verbunden war, wieder zu einer Versammlung zusammentraten, wurde der Städtetag zu einer Zusammenkunft der Vertreter Rigas, Dorpats und Revals. Jedenfalls ist das Verschwinden der Kleinstädte aus dem Städtetag in der Zeit der Schwächung der Bindungen der größten Städte Livlands zur Hanse und der Stärkung ihrer Position im Lande auffällig. Vielleicht waren die völlig von den Landesherren abhängigen Kleinstädte für die größeren Städte eine Belastung, wenn sie an die Aktivierung ihrer Landespolitik und nicht nur an die Konfrontation, sondern auch an die Kooperation mit den Landesherren dachten.<sup>34</sup>

Auch für die dritte, am besten dokumentierte Phase der Entwicklung des Städtetages nach dem Jahre 1520 ist ähnlich wie für die ersten beiden Phasen die Priorität der aus- und inländischen Handelssachen unbedenklich. Die hansischen Bindungen der livländischen Städte spielten für Riga, Dorpat und Reval immer noch eine bedeutende, aber nicht mehr maßgebende Rolle. Der Kampf um Bestätigung und Erweiterung der alten Pri-

<sup>33</sup> Hanserecesse (wie Anm. 17), Abt. 3, Bd. 1, Leipzig 1881, Nr. 202 (Rezeß des livländischen Städtetages zu Walk vom 25. Juli 1479).

<sup>34</sup> Anders Heinrich Laakmann, *Geschichte der Stadt Pernau in der Deutsch-Ordenszeit (bis 1558)*. Marburg a.d.L. 1956 (Wissenschaftliche Beiträge zur Geschichte und Landeskunde Ost-Mitteleuropas. 23), S. 33.

vilegien, die Lösung von Konflikten, der Erlaß von Verboten, die Beschäftigung mit verschiedenen Beschwerden in Fragen des Handels und seiner Organisation fanden immer deutlicher im örtlichen, livländischen Rahmen statt. Die Probleme wurden angegangen, obwohl ihre Lösung die Kompetenz und Kraft des Städtetages oft überschritt und auch ganz praktisch, nicht zuletzt wegen der Interessenunterschiede der einzelnen Städte und ihrer Uneinigkeit, eine schwer erfüllbare Aufgabe war. Außerdem stellte die Reformation die livländischen Städte vor neue landespolitische Aufgaben. Sie forderte die Lösung vieler für den Städtetag neuer Fragen – die Einführung der neuen Konfession, die Taktik gegenüber der katholischen Geistlichkeit, die politische Verbindung mit der Ritterschaft usw. Die letzten Städtetage der 50er Jahre des 16. Jahrhunderts am Vorabend des Livländischen Krieges erstreckten sich vornehmlich auf außenpolitische Diskussionen.

Was war der Städtetag? Eine territoriale Institution oder ein Teil der Hanse? Ähnliche Fragen stellte vor kurzem Matthias Puhle über den mit dem livländischen Städtetag vergleichbaren sächsischen Städtebund. Für Puhle war „der ‚Sächsische Städtebund‘ eine regionale ‚confederatio‘ *und* ein Teil der Hanse“, wobei „allerdings mehr das erste als das zweite“.<sup>35</sup> Diese Antwort kann man auch auf den livländischen Städtetag übertragen. Den zweiten Satz sollte man umformulieren: Der livländische Städtetag war mehr ein Teil der Hanse als eine territoriale bzw. regionale Institution, jedenfalls aber nicht nur ein Teil der Hanse.

---

<sup>35</sup> Puhle, Städtebund (wie Anm. 4), S. 137.

# **Zwischen Fischermay und Laksberg. Eine siedlungs- und sozialgeschichtliche Studie über die Revaler Vorstadt im 17. und 18. Jahrhundert**

von Heinz von zur Mühlen

## **Ausdehnung und Topographie der Vorstadt im Jahr 1699**

Die Besiedlung der näheren Umgebung Revals hatte bis zum Ende des 17. Jahrhunderts ein Ausmaß erreicht, das auch in den folgenden Jahrzehnten keine erhebliche flächenhafte Ausdehnung mehr erfahren sollte, wenn auch dieser Raum immer dichter bebaut, enger bewohnt und besitzrechtlichen Veränderungen unterworfen wurde. Es scheint daher sinnvoll, den von Sigismund von Staden, dem Beauftragten des Revaler Magistrats, im Jahr 1699 ausgemessenen und aufgezeichneten Flächenplan der Revaler Vorstadt zum sicheren Ausgangspunkt zu wählen, bis zu dem die Entstehung der Vorstadt und von dem aus die spätere Fortentwicklung verfolgt werden sollen. Ohnehin ist Stadens später so genanntes „Stadtgrundrißbuch“ die wichtigste Quelle dieser Studie, auf die auch andere Aufzeichnungen Bezug nehmen. Es wird sich zeigen, daß die Vorgeschichte noch stark von mittelalterlichen Rechtsbestimmungen Revals, die spätere Fortentwicklung aber durch Krieg und Sicherheitsinteressen der Großmächte Schweden und Rußland beeinflusst wurde.

Stadens „Wahrer und Eigentlicher Entwurf aller der in der Revalschen Vorstadt liegenden Plätze, Gründe, Gärten, Äcker und Wießen“<sup>1</sup> sollte einer Bestandsaufnahme des vorstädtischen Grundbesitzes dienen. In der umständlichen Art der Zeit heißt es weiter: „Wie dieselbe sowohl ihrer wahren Figur nach gemeßen und auffgerißen, als ihrer Superficialischen Inhalt nach calculiret und außgerechnet worden Anno 1699“. Die Vermessung sollte vielleicht Grundlage einer besitzrechtlichen Revision sein. Ob es damals zu einer solchen kam, geht aus Stadens Aufzeichnung nicht hervor. Der Ausbruch des Nordischen Krieges ließ wohl diese Absicht nicht zur Ausführung kommen. Doch auch ein Zusammenhang mit dem geplanten Ausbau der Festung ist denkbar, weil viele Bürger dazu ihre Gärten hergeben mußten, worauf wir noch zurückkommen.

Stadens Tätigkeit beschränkte sich auf die Erfassung, Vermessung und Berechnung der Grundstücke und die Registrierung ihrer Besitzer. Das

---

<sup>1</sup> Revaler Stadtarchiv (RStA), A. a. 120.

Ergebnis waren 39 Zeichnungen der in der Regel blockweise zusammenhängenden Grundstücke sowie Listen mit Angaben über die Grundstücksgrößen in Quadratfaden<sup>2</sup> und die Namen ihrer Besitzer. Zusammengefügt lassen diese Zeichnungen Ausdehnung und Struktur der Vorstadt erkennen und geben Aufschluß über den Grundbesitz Revaler Bürger und Vorstadtbewohner. Mitteilungen über das jeweilige Besitzrecht fehlen ganz; es ist aus anderen Quellen zu entnehmen. Auch die Art der Nutzung ist nur in seltenen Fällen zu erkennen.

Ein Gesamtbild gewinnt man erst nach Zusammenfügung der 39 Zeichnungen zu einem Ganzen. Als kartographische Grundlagen hierfür dienten die Zeichnung „Reval nebst Umgebung nach einer Charte des schwed. Fortifications-Lieutenants Samuel Waxelberg vom Jahre 1688“ und der „Geometrische Plan der Gouvernementsstadt Reval“, Reval 1856.<sup>3</sup>

Die beiden Vorlagen zeigen große Unterschiede. Bei Waxelberg sind ganze besiedelte Partien nicht eingezeichnet, obwohl sie zu diesem Zeitpunkt (1688) als bebaut oder besiedelt nachzuweisen sind. Der schwedische Kartograph benutzte entweder ältere Zeichnungen als Vorlagen oder maß Details solcher Art keine große Bedeutung bei, weil es ihm mehr auf die natürlichen Grundlagen, die wichtigsten Straßen und Wege und auf die vorhandenen und geplanten Fortifikationen ankam.

Der Plan von 1856 ist hinsichtlich der Bebauung viel genauer, zeigt aber einen zum Teil schon erheblich veränderten Zustand. Dazu gehört z.B. der nach der Kapitulation Revals im Nordischen Kriege von den Russen ausgebaute Hafen. Aber auch Auswaschungen und Anschwemmungen entlang des flachen Meeresstrandes, Umleitungen von Bächen, Verlegungen von Grenz- und Straßenverläufen bewirkten Abweichungen von den Zuständen im 17. Jahrhundert. Hier muß daher der Versuch gemacht werden, Staden's Zeichnungen, die für das Jahr 1699 als authentisch angesehen werden können, mit beiden Karten in Einklang zu bringen. Nur die Domvorstadt vom Tönnisberg bis zur Straße nach Hapsal wurde von Staden nicht vermessen. Die so entstehende Lücke im Kartenbild wurde daher nach Waxelbergs Entwurf nachgezeichnet.

\*

<sup>2</sup> Der von Staden verwendete Faden beträgt 2,77 m. Seine Pläne sind im (errechneten) Maßstab 1:2368 gezeichnet.

<sup>3</sup> Waxelbergs Karte ist bei Eugen von Nottbeck, *Der alte Immobilienbesitz Revals. Reval 1884*, reproduziert. Der Geometrische Plan ausschnittsweise in: *Reval und die baltischen Länder. Festschrift für Hellmuth Weiss zum 80. Geburtstag*, hrsg. v. Jürgen von Hehn u. Czaba János Kenéz. Marburg a.d.L. 1980, nach S. 218.

Die von Staden vermessenen Grundstücke sind von 1 bis 661 nummeriert. Dennoch sind es nur 660 Plätze, weil Nr. 181 fehlt. Die Blöcke haben ihre Gestalt zumeist bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, teilweise sogar bis heute beibehalten, so daß sie in der Regel auf dem Geometrischen Plan von 1856 wiederzuerkennen sind. Bei der Ortung und Ausrichtung der Zeichnungen Staden waren in Zweifelsfällen auch seine Lagebeschreibungen hilfreich, die nachfolgend – teils als Hilfsmittel für die Lokalisierung, teils zur Vorführung dort genannter topographischer Bezeichnungen – auszugsweise wiedergegeben werden. Unsicher bleibt dennoch die genaue Platzierung und Ausrichtung einiger Grundstücksblöcke, insbesondere vor der Großen Strandpforte und im Osten am Rande der Vorstadt (Nr. 420-424).

Staden beginnt mit den Grundstücken westlich vom Domberg, Nr. 1-16: *Cistern Pforte, der Anfang von der Stadt grentze unterm Dohm*. Es folgen Nr. 17-19: *Heukoppels außerhalb der Cistern Pforte*, und Nr. 20-35: *Vor der Cistern Pforte, etwas zur Linken Handt, wenn man die Pforte ausgehet*. Zu Nr. 36-60 heißt es: *Vor der Cistern-Pforte. Sollen alle Stadts Gründe seyn, und zwar die sogenante Closter Gründe*.

In der Nähe der Reeperbahn liegen Nr. 106-126: *Vor der großen Strandt Pfortten zur linken Seite, wenn man aus der Stadt gehet, an der Röper-Bahn*, und Nr. 127-157: *auf der Röper-Bahn bis in der Fischer-maye*. Diese umfaßt anschließend kleine, meist verstreute Grundstücke sowie den Gottesacker.

Ostwärts der Reeperbahn häufen sich kleine Grundstücke, Nr. 251-288, beginnend mit einem „Warie“ benannten Platz. Der Name könnte vom estnischen Wort varjama = bedecken, bergen, abgeleitet sein und sich auf einen von den Anwohnern gemeinsam benutzten Geräte- oder Schutzraum beziehen. Zu diesen Grundstücken schreibt Staden: *Vor der großen Strandpforten unter und an dem Berge zur rechten, wenn man nach der Röper-Bahn gehet, als auch auf den sogenannten Graben*, und dann weiter zu Nr. 289-315: *Vor der großen Strandt Pforten von der Hafen Brücke biß an den Graben und theils auf den so genannten graben bis an der Hafen Brücke*. Als „Berg“ wird eine auf den Karten angedeutete Uferböschung bezeichnet, die sich von der Reeperbahn bis zum Hafen erstreckt, als „Graben“ der von der Böschung bis zur Meeresküste reichende Hang, später Fischgraben genannt und zum Fischereihafen ausgebaut. Die von Waxelberg gezeichnete lange, ins Meer hinaus gebaute und zum Anlegen dienende Brücke muß noch vor Beginn des Nordischen Krieges zu einer festen, zum Hafen führenden Straße ausgebaut worden sein, als dieser weiter nach Osten ins Meer verlegt wurde. Die kleinen Grundstücke dort dürften der alten Küstenlinie folgen und meist, wie wir noch sehen werden, als „Holzräume“ benutzt worden sein.

Südlich der früheren Schiffsbrücke ließ Waxelberg die Fläche bis zu den Fisch- oder Ratsteichen frei, obwohl die Grundstücke dort, die ostwärts bis zur Küste reichten, schon früher als Koppel oder Gärten nachzuweisen sind.

Der westliche Fischteich deckt sich weitgehend mit dem späteren Russischen Markt, heute estnisch Viru väljak. Von den Teichen aus, zwischen Nr. 376 und 381, ging laut einer späteren Quelle, dem Inquisitions-Protokoll<sup>4</sup> vom Jahr 1722, die Hermapöllsche Gasse in nördlicher Richtung zum Meer, wo ein Küstenstreifen den Namen Hermapöll hatte (estn. härm = Rauhreif, põld = Feld, Flur). Die Gasse muß später unter dem Namen Stationsgasse weiter nach Osten, etwa zwischen Nr. 382 und 383, verlegt worden sein.

Entlang dem nördlichen Rand der Teiche verlief in östlicher Richtung, von „Paulsens Acker“ an der Nordseite und „Stechers Acker“ im Süden flankiert, die Straße nach Narva. Dort, wo sie den Johannisbach überquerte, mündete in ihn der vom Laksberg kommende Martensbach oder Härjapäh-Jögi. Dieser bildete die nordöstliche Begrenzung eines großen Grundstückes (Nr. 419), das dem Kaufmann Godert Rodde gehörte. Waxelberg läßt den Martensbach, weiter südlich eingezeichnet, durch das Grundstück fließen. Nach Staden sind Nr. 408-419 *Der Revir Rund umb Martens-Holm sambt die kleine gaße, wenn man über der Stein-Brücke gehet zur Linken Hand nordwärts*. Im Protokoll von 1722 heißt das Grundstück Nr. 419 kurz „Martens-Holm“. Es wurde südwestlich von der Straße nach Dorpat begrenzt, deren Anfang von der Lehmforte bis zur Stein-Brücke über den Johannisbach Brückstraße hieß.

Östlich Martensholm führte ein Weg in südlicher Richtung bis zur Obersten Mühle am Ausfluß des Johannisbaches aus dem Oberen oder Jerweküllschen See. Staden zufolge liegt Nr. 420 *Zwischen Martens Holm und Stechers Acker*, Nr. 421 *über die Stein-Brücke hinaus hinter Martens Holm zur linken Seite des weges, wen man nach der Obersten Mühlen fährt*. Zu Nr. 422-423 heißt es: *Die Stein Brücke hinaus die äußerste Ecke, da auf d. Linken Seite der Steinbergs wege und zur rechten Handt der Oberste Mühlen Weg sich scheidet*. Der „Steinberg“ ist der Laksberg, über den die Straße weiter nach Dorpat führte. Zahlreiche kleine Grundstücke, Nr. 494-517, häuften sich *auf der andern Seite der Stein Brücke Martensholm gegenüber, an der großen Her-Straße, alwo St. Joh.-Kirche lieget* (Nr. 495), und südlich anschließend, Nr. 518-537, die *Karry Pforte hinaus, der Revir, da der eine weg nach der St. Johannes Mühle und der ander nach der Stein Brücke sich scheidet, und an dem Blecks-Berg*,

---

<sup>4</sup> RStA, B. K. 31.

Nr. 538-571. Der Blecksberg oder Bleichberg entspricht etwa der späteren Breiten Sandstraße, estn. Liivalaia t.

Aufschlußreich ist die Beschreibung zu Nr. 572-583: *Karry Pforte hinaus zur rechten Handt und dies seit Bleksberg, wen man nach der ruschen Hospital<sup>5</sup> hingehen wil, die Karry Pforte gerade gegen über.* Ein russisches Hospital gab es also schon zu schwedischer Zeit. Es lag an einer kleinen Gasse, einer Fortsetzung der späteren Kentmannstraße, westsüdwestlich vom Bleichberg. An dieser Gasse, der späteren Hospitalstraße, befand sich 1786 eine Allgemeine Versorgungsbehörde und in neuerer Zeit das Revaler Zentralkrankenhaus.

Zum nächsten Block, Nr. 584-592, wird berichtet: *Vor der Karry Pforte den weg zur Linken Hand im außgehen aus der Stadt nach der Stein Brücke zu gehen bis an die Pernausche Herberge, welches N<sup>o</sup> 588 ist.* Das Grundstück gehörte dem Kaufmann Peter Bürgesohn oder Burgeson, Bürger seit 1680.

Da die Schmiedepforte für den Verkehr geschlossen war, mußte man von der Karrypforte aus nach Süden gelangen, zur Barbarastraße, der späteren Großen Rosenkranzstraße, an der der St. Barbara-Kirchhof (Nr. 645) lag: *da der Weg von einer Seite nach dem Dohm und zur ander seite nach dem Galgen, sich scheidet,* dem städtischen Richtplatz, und weiter zu Nr. 644-657: *Karry Pforte Barbar-Straßen zur rechten, an dem Tönnis-Berg.*

Zu Nr. 659-661 heißt es: *Unterm Tönnis-Berge. Die äußerste Ecke der Stadtgräntzen, zwischen Herr Bürgermeister Buchaus garten und dem Tennis-Bergschen Marckt,* also zwischen der Straße nach Pernau und der Armesündergasse. An der östlichen Seite, *dießseit nahe an das Gericht,* lag das größte private Areal in der Umgebung Revals, Johann Möllers Acker (Nr. 658). Dort zeichnete Waxelberg den Stadt-Richtplatz ein.

Die Vorstadt bildete mit Einschluß der Domvorstadt einen geschlossenen Ring um die Altstadt, von ihr nur durch die schwedischen Befestigungsanlagen getrennt, deren Ausbau die 1690er Jahre andauerte.<sup>6</sup> Das von Staden vermessene Areal betrug rund 485 000 Quadratfaden, das sind – ohne Wegenetz – annähernd vier Quadratkilometer Netto-Siedelfläche.

<sup>5</sup> Aleksander Kivi, Tallinna tänavad (Die Straßen Revals). Tallinn 1972, S. 38. Das Hospital wurde wohl von russischen Kaufleuten unterhalten, die zu den Siechenhäusern im Bedarfsfall keinen Zugang hatten. In russischer Zeit wurde 1715 ein Marinehospital gegründet, 1728 ist erstmals auch ein Heereshospital erwähnt, das sich in Fischermay bei der späteren Westbatterie befand. Raimo Pullat, Die Stadtbevölkerung Estlands im 18. Jahrhundert. Mainz 1997 (Veröffentlichungen des Instituts für europäische Geschichte, Mainz. Abtl. Universalgeschichte), S. 98.

<sup>6</sup> Stefan Hartmann, Reval im Nordischen Krieg. Bonn-Bad Godesberg 1973 (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte. 1), S. 3.

Die Ausdehnung bebauten und genutzten Landes erstreckte sich von Fischermay bis zu den Äckern im Südosten Revals über mehr als vier Kilometer. In dem ganzen vermessenen Bereich fallen die großen Unterschiede zwischen kleinen, meist bewohnten Grundstücken und ausgedehnten Nutzflächen auf. Nicht einbegriffen sind die von Königin Christine der Stadt Reval geschenkten Christinenthaler Heuschläge, die Oberste Mühle und die Steinbrüche am Laksberg, eine ganze Reihe von „Höfchen“ wohlhabender Bürger an den Ausfallstraßen der Stadt, das Stadtgut Habers an der Straße nach Hapsal und die Ziegelei mit Krügen auf der Ziegelskoppelschen Halbinsel, die zur Stadtmark, aber nicht zur Vorstadt zu rechnen sind.

### Die Anfänge vorstädtischer Siedlung in der Umgebung Revals

Reval umfaßte seit der Gründung (1219/1230) zwei rechtlich getrennte Gemeinwesen, den Domberg mit Schloß, Bischofssitz, Adelshäusern und Dombürgerschaft und die vom Rat regierte Unterstadt mit ihrer bürgerlichen Sozialstruktur. Auch die nach und nach entstehenden Vorstädte beider Gemeinwesen, die in schwedischer Zeit zu einem geschlossenen Ring zusammenwuchsen, blieben rechtlich gesondert und unterstanden verschiedenen Obrigkeiten: der herrschenden Krone oder dem Orden und dem Rat der Stadt Reval.

Durch ein Privileg König Waldemars II. († 1241) wurden Wald, Heuschläge und Weiden in der Umgebung Revals den Dombergbewohnern und den Städtern zur gemeinsamen Nutzung überlassen. Auch dem Bischof übertrug der König Land „infra miliare a castro Revaliae pro pecoribus aliendis“, die später so genannte Bischofskoppel (davon ein Teil unterhalb des Domberges).<sup>7</sup> Mit einem Stück Weideland wurde auch das 1249 von König Erik Plovpenning gegründete St. Michaelis-Nonnenkloster nördlich vom Domberg ausgestattet. Diese sogenannte „Süsterkoppel“ blieb 1310, als das Kloster durch den Bau einer neuen Stadtmauer in die Unterstadt einbezogen wurde, draußen vor der Mauer, doch sie diente weiterhin so lange dem Unterhalt der Nonnen, bis das Kloster nach der Reformation in städtischen Besitz überging und als solcher vom schwedischen König bestätigt wurde.<sup>8</sup> Die Süsterkoppel wurde auch dann noch als Klostergrund bezeichnet.

<sup>7</sup> Paul Johansen, Heinz von zur Mühlen, Deutsch und Undeutsch im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Reval. Köln/Wien 1973 (Ostmitteleuropa in Vergangenheit und Gegenwart. 15), S. 100f.

<sup>8</sup> Ebenda, S. 35; Nottbeck, Immobilienbesitz (wie Anm. 3), S. 33 u. 59.

1340 einigten sich die Stadt Reval einerseits und der königliche Hauptmann sowie die Ritterschaft von Harrien und Wierland andererseits dahin, die Heuschläge in Ost und West in jährlichem Wechsel zu mähen, während die Viehweide weiterhin gemeinsam genutzt werden sollte. Als Grenze zwischen den alternierenden Heuschlägen wurde das Johannis-Flüßchen bestimmt, das aus dem Oberen oder Jerweküllschen See austritt und sich ins Meer ergießt. Das Nutzland reichte nach beiden Seiten weit hinaus, im Osten bis jenseits der Steinbrüche auf dem Laksberg und im Westen bis zur Habersschen Bucht und Ziegelskoppelschen Landspitze.<sup>9</sup> Diese Regelung galt noch im 19. Jahrhundert, bevor Dom und Unterstadt zu einem Verwaltungsgebiet vereinigt wurden.

Die erwähnte rechtliche Sonderung der Vorstädte war von der Regelung von 1340 nicht betroffen und vom Landesherrn nicht ausdrücklich verfügt worden, sondern ergab sich später aus verschiedenen Maßnahmen und Gegebenheiten. So befand sich in der nächsten Umgebung der Stadt zwischen der Lehmforte und dem Ostrand des Tönnisberges Brachland mit einer nur dünnen Vegetationsschicht; daran schloß sich, südlich der nach Dorpat führenden Straße, eine bis zum Oberen See reichende Flugsandebene mit den sogenannten „Sandbergen“. Hier gab es weder Heuschläge noch Weiden, auf die der „Dom“ hätte Anspruch erheben können. Aber 1237 wird dort erstmalig ein Leprosorium erwähnt, das spätere St. Johannis-Hospital. Auch das flache Land nördlich davon bis zur Küste kam als Stadtweide nicht in Betracht. Es war vor nicht langer Zeit vom zurückweichenden Meer freigegeben worden. Die Natur der nahen Umgebung Revals war Veranlassung, den Namen „Lyndanise“ aus schwedischer Sicht als „Brachlandspitze“ zu deuten, ungeachtet der estnischen Namensdeutung (lindanase = Burgplatz).<sup>10</sup> Auch die Lehmstraße verdankte ihren Namen dem lehmigen Vorland bis zur Küste.<sup>11</sup> Nordwestlich der Stadt erhob sich steiniges, trockenes Land, das entlang der Küste von einem Abhang begrenzt wurde und als Zudenpe und Hundipea nukk<sup>12</sup> überliefert ist. Wie noch gezeigt wird, bildeten sich hier und beim St. Johannis-Hospital durch Landverpachtung die ersten Ansätze zur Vorstadt,

<sup>9</sup> Nottbeck, Immobilienbesitz (wie Anm. 3), S. 6f., 9 u. 11; Johansen, Mühlen, Deutsch (wie Anm. 7), S. 249; Liv-, Est- und Kurländisches Urkundenbuch nebst Regesten, hrsg. v. F.G. von Bunge (u.a.). Abt. 1, Bd. II, Reval 1855, Nr. 792.

<sup>10</sup> Heinz von zur Mühlen, Zur wissenschaftlichen Diskussion über den Ursprung Revals, in: Zeitschrift für Ostforschung 33 (1984), S. 515, und dort angegebene Literatur.

<sup>11</sup> Zur Lehmstraße vgl. Rein Zobel, Tallinna keskaegsed kindlustused (Die mittelalterlichen Befestigungen Revals). Tallinn 1980, S. 13f. u. 306f.

<sup>12</sup> Johansen, Mühlen, Deutsch (wie Anm. 7), S. 131.

deren Bewohner der Rechtsprechung der Stadt Reval in gleicher Weise wie ihre Einwohner unterworfen waren.

Die Domvorstadt unterstand jedoch direkt der Landesherrschaft. Kurz nach dem Verkauf Dänisch-Estlands an den Deutschen Orden befreite der neue Landesherr die Stadt Reval von der Heeresfolge außer Landes. Die Stadt entgalt das durch Abtretung ihres Nutzungsrechts in einem Teil der Stadtmark unterhalb des Domberges (1348). Da die Vasallen des Ordens (die Ritterschaft) in bezug auf ihre Nutzungsrechte und auch der Bischof hinsichtlich der anstoßenden Bischofskoppel Verzicht leisteten, entfielen dort auch ihre Ansprüche auf Viehweide und Heugewinnung. Somit hatten der Komtur des Deutschen Ordens und seit 1561 die Vertretung der schwedischen Krone die direkte Verfügungsgewalt über die Nutzung sowie auch über die Landvergabe an einzelne Dombürger. Eine spätere Grenzbeschreibung ergab Deckungsgleichheit des so gesonderten Sektors mit der Domvorstadt.<sup>13</sup>

Für die Entstehung von Vorstädten waren also ein ausreichender Siedlungsraum und Verfügungsrechte der Stadt und des Schlosses vorhanden. Die wichtigste Voraussetzung waren aber siedlungswillige Menschen. Für den Anfang war die Altstadt innerhalb der Stadtmauer weiträumig genug angelegt, die Einwohner hatten sich nicht über Raumnot zu beklagen. Aus nah und fern wanderten Deutsche, Skandinavier und Esten ein. In der Mitte des 14. Jahrhunderts verursachten aber Kriege und Seuchen wie der Schwarze Tod einen starken Bevölkerungsrückgang und ließen im Lande wie überhaupt in Europa Wüstungen entstehen. Speziell in Estland bewirkten der große Estenaufstand und seine blutige Niederwerfung durch den Deutschen Orden (1343–1345) Verheerungen und Stillstand der Zuwanderung vom Lande in die Städte. Sie kam erst allmählich wieder in Bewegung. Zugleich erwachte das Interesse der Bürger Revals an privater Nutzung der nächsten Umgebung durch Anlage von Kohl- und Obstgärten vor den Stadtpforten. Die Veräußerung des der Stadt gehörigen Landes durch die Kämmerer konnte entweder zu erb- und eigentümlichem Besitzrecht oder gegen Zahlung eines Grundzinses geschehen. Von beiden Möglichkeiten wurde mehr und mehr Gebrauch gemacht.<sup>14</sup>

Aus Sicherheitsgründen durften die Grundstücke jedoch lange Zeit nicht bewohnt werden. Dennoch entstanden nach und nach kleine Siedlungszentren, wo Verkehr und Wirtschaft dies begünstigten oder erforderten. Es waren die Fischersiedlung Fischermay (Vischermay, estn. Kalama-

---

<sup>13</sup> Urkundenbuch (wie Anm. 9), Bd. II, Nr. 884, 889 u. 890; Nottbeck, Immobilienbesitz (wie Anm. 3), S. 7 ff.

<sup>14</sup> Nottbeck, Immobilienbesitz (wie Anm. 3), S. 23 f.

ja) nordwestlich der Stadt und das aus dem Leprosorium hervorgegangene St. Johannis-Siechenhaus südöstlich der Lehmporte.

An der Küste befand sich ursprünglich ein nur zur Fischereisaison benutzter Fangplatz mit „Netzgärten“ zum Aufhängen und Trocknen von Fischernetzen. Er wurde von Bauern der umliegenden Dörfer aufgrund ihrer Allmenderechte frequentiert. Auf dem Fangplatz (estn. maja = ursprünglich Lagerplatz, dann Haus) siedelten sich zunächst einzelne Fischer an. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts ist Fischermay als dauernde Siedlung nachzuweisen. Der Rat erhob von den Bewohnern als Grundzins ein „Fischergeld“. Nach und nach fanden hier Zuwanderer Unterkunft, soweit die städtische Obrigkeit ihnen die Niederlassung gestattete. 1527 wohnten in Fischermay Esten und Schweden, die wohl zumeist aus Finnland gekommen waren. Die Bewohner waren Fischer, Bootsleute und Mündriche (Leichterführer), Fuhr- und Karleute (Karrenmänner), einfache, d.h. unzünftige Handwerker und zahlreiche Krüger.<sup>15</sup>

Das St. Johannis-Siechenhaus bestand aus Wohnungen mit einer Kirche, Badstuben, Ställen und einer Wassermühle. Um Fremden hier keinen Unterschlupf zu bieten, schloß man abends die Pforte. In der Nähe befanden sich vermutlich seit dem 14. Jahrhundert der Gerhof und die städtische Bleiche. Diese wird seit dem 16. Jahrhundert erwähnt.<sup>16</sup>

In der näheren Umgebung der Stadt war die Niederlassung sonst keineswegs erlaubt, obwohl außerhalb der Stadtmauer manche Arbeitsstätte entstanden war, die im Stadttinneren wegen der Belästigung nicht erwünscht war oder keinen Platz hatte. Beim Hafen hatten die Trankocher und Böttcher ihre Werkstätten, weiter westlich säumte die Reeperbahn den Weg nach Fischermay, und im Süden am Tönnisberg nutzten Schlachter der Unterstadt und des Domberges einen gemeinsamen Schlachtplatz. Die Errichtung von Wohnbauten bei den Arbeitsstätten erlaubte der Rat nicht mit Rücksicht auf das Ordnungs- und Sicherheitsbedürfnis der Stadt. Der Rat sah sich wiederholt, wenn auch vergeblich und gegen den Widerstand der Gilden, veranlaßt, Räumung und Abbruch von Katen und Scheunen vor der Stadt anzuordnen. Das betraf sogar die wachsende Vorstadt Fischermay. Damals entstand vielleicht der Name Bleekmaye an der Bleiche, was estnisch verballhornt zu Pleekmägi, deutsch Bleichberg wurde. Unter diesen Umständen mußten Zuwanderer, die in der Stadt Arbeit fanden, in gedrängter Enge in Kellern oder auf Dachböden ihr Unterkommen suchen, wie die Schoßliste vom Jahr 1538 andeutet.<sup>17</sup> So hatte

<sup>15</sup> Johansen, Mühlen, Deutsch (wie Anm. 7), S. 127-131.

<sup>16</sup> Ebenda, S. 275f.; Nottbeck, Immobilienbesitz (wie Anm. 3), S. 21; Balthasar Rusow, Chronica der Prouintz Lyfflandt. Bart 1584, S. 72b.

<sup>17</sup> Johansen, Mühlen, Deutsch (wie Anm. 7), S. 87ff. u. 109ff.

die Stadt im 16. Jahrhundert unter zunehmendem Bevölkerungsdruck zu leiden. Wann die Übervölkerung endlich einen Durchbruch erzwingen würde, war in der Ordenszeit noch nicht abzusehen.

Der Livländische Krieg und die von ihm verursachten Flüchtlingsströme erschwerten die Situation noch mehr. Das St. Johannis-Spital und ein kurz vor dem Kriege erbautes „Pockenhaus“ für Syphiliskranke vor der Großen Strandpforte wurden 1570 von den Russen zerstört, die Vorstadt Fischermay (200 Wohnungen) auf Anordnung des Rats aus Sicherheitsgründen niedergebrannt. Am Ende des Jahrhunderts gab es in Fischermay aber bereits wieder 120 Wohnungen, 60 Katen, neun Herbergen und vier Lusthäuser. Das Siechenhaus wurde wieder aufgebaut; sogar auf dem Tönisberg und in der Süsterkoppel (daher auch „Süstermay“) fanden sich Siedler in Scheunen ein. So entstanden vor den Stadttoren getrennte Niederlassungen. 1630 wurden allein vor der Strandpforte und Schmiedepforte 130 Haushalte mit 334 Personen gezählt. Der Rat hielt an seinen Richtlinien hinsichtlich der Katen und Scheunen im Prinzip fest, doch hatte er damit immer weniger Erfolg. 1636 forderte er erneut die Abschaffung aller Katen vor der Stadt von Fischermay bis zum Hafen und auf dem Graben, womit der „Fischgraben“ vor der Großen Strandpforte gemeint war, um Hehlerei und Vorkauf keinen Vorschub zu leisten.<sup>18</sup> Ausgenommen waren zweifellos die etablierten Wohnungen der Fischersiedlung, aber auch das Lehmporten-Quartier und das anschließende Schmiedepforten-Quartier waren offenbar nicht betroffen. Man begann schon, sich mit den Gegebenheiten abzufinden. Die ständige Wiederholung der Ermahnungen und Maßnahmen waren ein untrügliches Anzeichen ihrer Vergeblichkeit. Der Bevölkerungsdruck nahm ständig zu.

Mitte des 17. Jahrhunderts mußte der Rat endlich einsehen, daß er dagegen machtlos war. Als die Stadt 1653 mit der Erneuerung und Erweiterung der Festungswerke begann und zu diesem Zweck den alten Stadtgraben aus dänischer Zeit zwischen der Kleinen Strandpforte und der Lehmporten zuschütten und die alten Wälle abtragen ließ, wurde der so gewonnene Grund als Bauland an Bürger verkauft und parallel zur Stadtmauer eine Straße angelegt, die bis heute den Namen Neugasse,<sup>19</sup> estnisch Uus tänav, trägt. Hier entstanden erstmalig Bürgerhäuser außerhalb der Altstadt, die Wachstumshemmungen waren damit im Prinzip beseitigt.

Dann aber brach eine Pestepidemie aus, die große Bevölkerungsverluste verursachte. Man schätzt die Sterblichkeit im Jahr 1657 aufgrund von

<sup>18</sup> Ernst Gierlich, *Reval 1621 bis 1645. Von der Eroberung Livlands durch Gustav Adolf bis zum Frieden von Brömsebro*. Bonn 1991 (Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen. Historische Forschungen), S. 290.

<sup>19</sup> Nottbeck, *Immobilienbesitz* (wie Anm. 3), S. 66.

zeitgenössischen Berichten allein im innerstädtischen Bereich auf zwei Drittel der Bewohnerschaft. Die Umgebung soll fast völlig entvölkert gewesen sein. Die Siedlungsleere bot aber einem neuen Aufschwung reichlich Platz, und der Rat tat recht, bei der nun folgenden starken Zuwanderung seinen Widerstand gegen die außerstädtische Besiedlung endgültig aufzugeben.<sup>20</sup>

### **Die Vorstadt vom Pestjahr 1657 bis zum Ende des Jahrhunderts**

Für die Mitte des 17. Jahrhunderts ist weder die Ausdehnung des privaten Besitzes noch die Gesamtzahl der Vorstadtbewohner überliefert. Ein Grund- und Hypothekenbuch gab es für vorstädtische Grundstücke nicht. Die Gärten wurden meist als Appertinenzien der innerstädtischen Immobilien angesehen, ihre Veräußerung daher nicht systematisch registriert.<sup>21</sup> Das gilt auch für die nachfolgenden Jahrzehnte. Selbst über die Stärke der jährlichen Zuwanderung vom Lande und aus Finnland und Schweden gibt uns keine bekannte Quelle Auskunft. Wir besitzen aber außer dem Grundrißbuch von 1699 zwei wichtige Verzeichnisse über die Vorstadt, die in großen Abständen die Ausdehnung der besiedelten und kultivierten Fläche und die Bevölkerungsentwicklung erkennen lassen.

Im Sommer 1673, also 15 Jahre nach dem Abklingen der Pest, beauftragte der Rat im Interesse der städtischen Sicherheit Deputierte aus seiner Mitte und aus den Gilden mit einer „Besichtigung der liegenden Gründe“ und Registrierung der dort lebenden, zum Wachdienst verordneten Vorstädter.<sup>22</sup> Die Vorstadt wurde wie üblich, wenn auch in abweichender Einteilung, in Quartiere aufgeteilt: Das (Große-)Strandpforten-Quartier umfaßte die „Vischermay“ und die Umgebung der Reeperbahn. Daran schloß sich beiderseits der Altstadt das Süsternpforten- und Kleine-Strandpforten-Quartier an, das von der ehemaligen Süsterkoppel über den Hafen hinaus bis zu den Fischteichen vor der Lehmforte reichte. Südlich folgte das Lehmforte-Quartier rund um das St. Johannis-Spital. Den Abschluß bildete das Karri- und Schmiedepforten-Quartier, etwa vom Bleichberg bis zum Tönnisberg. Zur Vorstadt wurden außerdem noch die Christinenthaler Heuschläge, die Steinbrüche am Laksberg und

---

<sup>20</sup> Arno Weinmann, *Reval 1646 bis 1672. Vom Frieden von Brömsebro bis zum Beginn der selbständigen Regierung Karls XI.* Bonn 1991 (Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen. Historische Forschungen), S. 46.

<sup>21</sup> Nottbeck, *Immobilienbesitz* (wie Anm. 3), S. 24.

<sup>22</sup> RStA, B. e. 2, Bl. 8-24.

die industriellen Anlagen am Oberlauf des Harrienpähschen Baches gerechnet.

Von den zahlreichen „Plätzen“ und „Gründen“, mit Wohnungen und Ställen bebauten Grundstücken abgesehen, hat das Verzeichnis 302 Gärten, 63 Koppeln und Heuschläge, neun Äcker, 95 Krüge (ohne die innerstädtischen), 19 Holzräume, fünf Mühlen, drei Kalköfen, zehn Steinbrüche und eine Anzahl von „Logamenten“ aufzuweisen.

Die Anlage von Kohl- und Obstgärten und der Kauf von Viehkoppeln diente der Selbstversorgung der Bürger. Damit war die Ansiedlung von Knechten und die Vermietung von Wohnraum an Siedlungswillige nutzbringend verbunden. Viele Kaufleute besaßen mehrere, verstreut liegende Gärten. Sie häuften sich vor der Süsternpforte und im Osten und Südosten der Vorstadt. In Fischermay und an der Reeperbahn gab es keine Gärten. Dort war der Grund meist steinig oder sandig.

Der Kauf von Koppeln muß im Zusammenhang mit der städtischen Weide gesehen werden, die eingezäunt war und im Westen und Osten der Stadt jeweils von einem Koppelmann bewacht wurde, um das Vieh vor Räubern und Raubtieren zu schützen. Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts pflegte die Stadt die ganze städtische Koppel einschließlich der Ziegelei im Westen an einen Privatmann zu verpachten. Der Pächter hatte das Recht, für jedes weidende Stück Vieh von Bürgern eine jährliche Zahlung zu erheben.<sup>23</sup> Für die Bürger war es wohl billiger, das weidende Vieh eigenen Knechten anzuvertrauen, als dem Pächter für jedes Kalb zu zahlen. So kauften oder pachteten sie Wiesen- und Weidengründe rund um die Stadt.

Für die Anlage von Äckern muß die Konjunktur in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine maßgebliche Rolle gespielt haben. Es waren wohl weniger die Bauernhändler unter den Kaufleuten, die ja von ihren „Landsebbbers“ (Bauernfreunden) (estn. sõber = Freund) mit Getreide beliefert wurden, als Exportkaufleute, Seidenhändler und andere, die ihr Kapital nutzbringend anzulegen suchten. Der erste war der Ratsherr Jürgen Müller, dessen nahe an der Mauer liegende Gärten dem schwedischen Festungsbau weichen mußten, wofür ihn die Stadt im Jahr 1653 durch ein großes Stück Land an der Straße nach Pernau entschädigte.<sup>24</sup> Es war dies „Müllers Acker“, der größte private Besitz in der Vorstadt. 1673 war dieses Land mit mehreren Wohnstätten bebaut, auch ein Krug gehörte dazu. Krüge gab es auch bei einigen anderen Äckern, so daß man sich vorstel-

---

<sup>23</sup> Johansen, Mühlen, Deutsch (wie Anm. 7), S. 254f.; Nottbeck, Immobilienbesitz (wie Anm. 3), S. 17.

<sup>24</sup> Kivi, Tänavad (wie Anm. 5), S. 121.

len kann, daß manche Besitzer sich durch Branntweinproduktion und Ausschank zum Kauf von Äckern motivieren ließen. Der Ausschank von Bier und Branntwein bildete eine besonders gute Einnahmequelle und war nur Mitgliedern der Brauerkompanie gestattet. Das mag auch eine Erklärung für die große Zahl von Krügen sein, deren es im Großen-Strandpforten-Quartier 27 (allein in Fischermay zehn), im Süstern- und Kleinen-Strandpforten-Quartier 14, im Lehmporten-Quartier 35, im Schmiedepforten-Quartier 13 und in Christinenthal und am Laksberg weitere neun gab, zusammen 98 außerhalb der Stadtmauer.

Der Ausklang der Pest führte offenbar allmählich zur Wiederbelebung des Gartenbaus. 1657 lag ein großer Teil der Gärten zunächst wüst und ungenutzt. Dann begann eine erneute Kultivierung und Bebauung verlassener Grundstücke, ehe die Bürger und Vorstädter Neuland aus der nahen Umgebung erwarben. Für diese Vorgänge haben wir einige Beispiele:

Ein wüster Platz an der Seekante, Michel Paulsen jun. gehörig (1673), wurde von Paulsen kultiviert. 1699 – zur Zeit der Vermessung durch Sigmund von Staden – heißt das Feld „Paulsens Acker“ (Nr. 387, 9660 Quadratfaden). „Auf dem festen Lande Herr Mag. Stechers Platz zur Heukoppel“ (1673) ist 1699 in „Mag. Stechers Acker“ umgewandelt (Nr. 404, 4958 Quadratfaden). Stecher erwarb noch weiteres Neuland am Bleichberg, 1699 ebenfalls „Stechers Acker“ (Nr. 560, 10660 Quadratfaden). Eine ganze Reihe von Grundstücken wurde erst durch junge Neubürger erworben (meist nach 1673). Es sind folgende Namen:

Nr. 421, Nikolaus Stricker, Bürger 1677 (5977 Quadratfaden)

Nr. 561, Jürgen Paul, Bürger 1680 (434 Quadratfaden)

Nr. 567, Hermann Stippel, Bürger 1694 (9284 Quadratfaden)

Nr. 577, Caspar Burchart, Bürger 1683 (923 Quadratfaden)

Nr. 578, Nikolaus Stricker (vgl. oben) (1061 Quadratfaden)

Nr. 579, Steffan Haecks, Bürger schon 1669 (720 Quadratfaden)

Nr. 615, Berend Frölich, Bürger 1695 (4185 Quadratfaden)

Nr. 580, Thiergarten (Gert, Bürger 1667, Arent, Bürger 1673) (416 Quadratfaden)

Nr. 616, Philip Pollack (nicht im Bürgerbuch) (810 Quadratfaden)

Nr. 617, Hanß Pollack, Bürger schon 1663 (1860 Quadratfaden)

An der Straße nach Dorpat, südöstlich des St. Johannis-Hospitals, befanden sich nach dem Grundrißbuch einige kleine Grundstücke, die ebenfalls 1673 noch nicht erwähnt sind:

Nr. 423, Jürgen ein Zimmermann (266 Quadratfaden)

Nr. 424, Otto Siemo Jürgen (247 Quadratfaden)

Nr. 504, Johan Bertelsohn (192 Quadratfaden)

Nr. 505, Michel Berg (136 Quadratfaden)

Nr. 507, Ustallu Tenno (108 Quadratfaden)

Nr. 547, Kattla-Seppa Andreß (293 Quadratfaden)

Nr. 548, Andreß Grehnbohm (130 Quadratfaden)

Nr. 546, Lorentz Judith (397 Quadratfaden), offenbar ein deutscher Kleinbürger, obwohl im Bürgerbuch nicht verzeichnet, wohl aber in der Huldigungsliste für Karl XI. (1690).

Die Beispiele zeigen die Ausdehnung der vorstädtischen Nutzfläche durch Neubürger und zugewanderte Nichtbürger vom Lande, durch Kauf oder Pachtung. Die Grundzinsler waren meist Esten, teils auch Schweden oder Deutsche wie eben Judith. Zuwanderer kamen aus Schweden und Finnland, aus Deutschland, aus der bäuerlichen Umgebung Revals und aus dem übrigen Estland, sie kamen aus allen sozialen und Bildungsschichten, um die durch die Pest verursachten Lücken nach und nach zu schließen.

### Die Vorstadtbesiedlung

In der Zeit nach der Pest, vor allem in den ersten vier bis sechs Jahren, erlebte die Bürgerschaft eine starke Vermehrung, insbesondere durch zugewanderte Neubürger, die zumeist aus Deutschland kamen.<sup>25</sup> Die Wiederbesiedlung der städtischen Umgebung war aber auf Zuzug vom Lande sowie aus Finnland und Schweden angewiesen. Nach zeitgenössischen Beobachtungen wird man dort mit einer höheren Sterblichkeit während der Pestzeit und mit einem noch größeren Bedarf an Arbeitskräften rechnen müssen. So waren Handel und Gewerbe und vor allem das Transportwesen auf lebhaften Zuzug von außen angewiesen.

Der erwähnten „Besichtigung der liegenden Gründe“ (1673) war eine „Begehung“ der Stadtmauer zur Feststellung von Schäden vorausgegangen, bei der auch die Anwohner in ihren Behausungen inwendig an der Mauer registriert wurden.<sup>26</sup> Es fällt auf, daß dort weder das Transportgewerbe noch das Bauhandwerk vertreten waren, sondern außer einigen sonstigen Handwerkern nur Waagekerle, Marktfeger, Gildeknechte und Glockenläuter, also Diener und Knechte, die ihre Arbeit im Stadttinnern verrichteten. Das war kein Zufall, sondern – repräsentativ für die ganze Stadt – eine Folge der Politik des Magistrats, die Innenstadt möglichst

<sup>25</sup> Weinmann, Reval (wie Anm. 20), S. 46; Georg Adelheim, Einleitung, in: Das Revaler Bürgerbuch 1624–1690 nebst Fortsetzung bis 1710, hrsg. v. Georg Adelheim. Reval 1933 (Publikationen aus dem Revaler Stadtarchiv. 7), S. XII; Johansen, Mühlen, Deutsch (wie Anm. 7), S. 97–100.

<sup>26</sup> RStA, B. e. 2, Bl. 2–8.

den Bürgern zu reservieren und „Einwohner“ – mit Ausnahme der erwähnten Berufe – in der Vorstadt anzusiedeln.

Dies bestätigt auch die Munsterrolle Anno 1688,<sup>27</sup> von der noch die Rede sein wird. Die Zuwanderer fanden in der Vorstadt genügend Platz und ließen sich dort nieder, wo sie ihrem Arbeitsplatz am nächsten waren, für den sie alle möglichen Fertigkeiten, Kenntnisse und Beziehungen, auch solche zur Stadt- und Vorstadtbewohnerschaft, mitbrachten.

Im Verzeichnis von 1673 sind 843 männliche Vorstadtbewohner genannt, in der Munsterrolle von 1688 sind es 1358. Das bedeutet einen Zuwachs von 515 Mann oder annähernd 61%. In den ersten Jahren nach der Pest dürfte – wie bei den Bürgern – die Bevölkerungszuwanderung besonders lebhaft gewesen sein, zumal die zeitgenössischen Quellen von großen Pestverlusten vor allem in der Vorstadt zu berichten wissen.

Was kann diesen Ansturm motiviert haben? Anfangs gab wohl der schwedisch-russische Krieg (1656–1661), der Einfall der Russen in Ingermanland und Estland Anlaß zur Flucht in die Stadt. Doch eine anhaltende Sogwirkung übte auch die städtische Wirtschaft auf die schweren Lebensverhältnisse auf dem Lande aus. Zwischen Reval und der Estländischen Ritterschaft gab es immer noch Auseinandersetzungen wegen der streitigen Läuflingsfrage, die seit dem Mittelalter noch nicht aus der Welt geschafft war. Die Stadt hielt prinzipiell am Schutz geflüchteter Bauern fest, ganz abgesehen von ihrem großen wirtschaftlichen Interesse an Arbeitskräften vom Lande.<sup>28</sup> Den Bauern wiederum ging es unter schwedischer Herrschaft keineswegs besser als zur Zeit des Deutschen Ordens. Besonders der schwedische Hochadel bemühte sich auf seinen Latifundien um Vermehrung der Einkünfte durch Ausdehnung seiner Getreidefelder in Estland, um aus den kargen Böden mit Hilfe der bäuerlichen Fron das Letzte herauszuwirtschaften. Die Bauern unterlagen einer strengen, durch Hauszucht aufrecht erhaltenen Disziplin, wobei die billige Arbeitskraft der Besitzenden wie auch der Landlosen (der „Lostreiber“) nicht nur bei der Landarbeit, sondern auch bei den handwerklichen und industriellen Eigenbedürfnissen und Nebenerwerbsquellen der Gutsherren genutzt wurde.<sup>29</sup>

Bei den Auseinandersetzungen der Stadt mit dem Adel, der sich bemühte, seine Produkte selbst zu exportieren, spielte der Bauer nur eine passive Rolle. Er geriet durch Handel mit den Bauernhändlern, seinen

<sup>27</sup> Die Revaler Munster-Rolle Anno 1688. Ein Verzeichnis der Bürger und Einwohner, ediert u. eingel. v. Heinz von zur Mühlen. Lüneburg 1992 (Schriften der Baltischen Historischen Kommission. 4), S. 26f.

<sup>28</sup> Johansen, Mühlen, Deutsch (wie Anm. 7), S. 326ff.

<sup>29</sup> Arnold Soom, Der Herrenhof in Estland im 17. Jahrhundert. Lund 1954, S. 380ff.

„Stadtsebbbern“, die ihm Kredit gewährten, ihn beherbergten und mit Waren belieferten, in deren Abhängigkeit<sup>30</sup> und ließ sich von den städtischen Lebensverhältnissen verlocken, seinen Hof zu verlassen.

Ein lebhafter Tauschhandel vollzog sich entlang der estnischen Nordküste mit Schweden und Finnen, die mit ihren Schuten übers Meer kamen. Gegen die Konkurrenz der Gutsherren und Strandbauern kam Reval indessen nur soweit auf, wie der Revaler Markt den Besuchern bequemer war. Immerhin verweisen zahlreiche Personennamen unter den neu angesiedelten Vorstädtern auf schwedische oder finnische Herkunft, z.B. Rotzi Thomas (der schwedische Thomas), Steffan Nieländer, Jürgen Wieborg usw. sowie zahlreiche Patronymika auf -son.

Die Wiederbelebung des Handels spiegelt sich im schnell wachsenden Transportgewerbe. Vergleichszahlen für die Zeit vor der Pest fehlen zwar, aber für einen regen Handelsverkehr spricht, daß schon im Verzeichnis von 1673 die Zahl der Fuhrleute und Mündriche den Stand von 1538,<sup>31</sup> als der Handel blühte, überholt hatte und bis 1688 weiter stark zunahm. In der Zeit von 1673 bis 1688 vermehrte sich die Zahl der Fuhrleute und Mündriche um 70%. Die Fuhrleute wurden, altem Herkommen entsprechend, vorwiegend im Lehmporten-Quartier ansässig, nicht weit vom St. Johannis-Spital und von der Steinbrücke, wo sich die Fernstraßen nach Dorpat, Riga und Pernau und die „kleine gasse, wenn man über der Stein-Brücke gehet zur linken Handt Nordwärts“ auch nach Narva verzweigten. Die Grundstücke dort waren klein, reichten aber aus für Wohnungen, Ställe, Scheunen und Wagenschauer. Daß die Mündriche und Mündrichskerle in Küsten- und Hafennähe ihre Unterkünfte hatten, ist verständlich. Auch Schiffer und Bootsleute lebten dort. Die Karleute dagegen lebten in allen Vorstadtquartieren verstreut. Sie besorgten ja nur ortsnahen Verkehr.

Mit der Vermehrung der Vorstadtbevölkerung ging eine rege Bautätigkeit einher. Sie zeigt sich in der großen Zahl von Zimmerleuten. Schon früher hatten sie ein zahlreiches Handwerk gebildet: 1538 waren es 18. 1673 gingen 20 Vorstädter diesem Gewerbe nach, von denen elf im Lehmporten-Quartier und sechs im Schmiedepforten-Quartier lebten. Ihre Zahl stieg bis 1688 auf 70 an. Wenn auch die Maurer und Steinbrecher in dieser Zeit sich von fünf auf 23 vermehrten, so hatte das vermutlich mit dem Bau der Stadtbefestigung zu tun.

---

<sup>30</sup> Arnold Soom, *Der Handel Revals im 17. Jahrhundert*. Wiesbaden 1969, S. 148ff. Zum Handel mit finnländischen Bauern ebenda, S. 59ff.

<sup>31</sup> Vergleichszahlen zum 16. Jahrhundert vgl. Johansen, *Mühlen, Deutsch* (wie Anm. 7), S. 115.

In allen Vorstadtquartieren nahm die Zahl der „Arbeitskerle“ besonders stark zu. Insgesamt wurden 1673, 15 Jahre nach der Pest, nur 62 Arbeiter gezählt, obwohl ihre Zahl wohl weit höher lag. 1688 waren es 377, wobei man unter dem Begriff „Arbeitskerl“ auch Lastenträger und andere Hilfskräfte von Handel und Gewerbe verstand, wie sie in mittelalterlichen Quellen spezialisiert aufgeführt werden: Salzstößer, Sackbinder, Flachswinder und -presser, Seelkocher usw., dazu aber auch Tagelöhner und Gelegenheitsarbeiter. Ziemlich groß ist auch die Zahl der in der nachfolgenden Tabelle nicht berücksichtigten „Knechte“, insbesondere der Fuhrleute und Karleute, der Mündriche und Mündrichskerle. Ob sie deren Berufshelfen waren oder ihre Hausknechte, ist ungewiß.

Den größten Anteil bilden in beiden Verzeichnissen Vorstädter ohne Berufsangabe. Ihre Zahl liegt bei etwa 500. Dahinter verbergen sich teilweise wohl ebenfalls Arbeiter, vor allem aber zahlreiche Garten- und Hausknechte im Dienste und auf Grundstücken von Kaufleuten.

Die folgende Tabelle zeigt die Zunahme in Transportgewerbe und Bauhandwerk von 1673 bis 1688.

|                             | 1673 | 1688  |
|-----------------------------|------|-------|
| Vorstädter insgesamt        | 843  | 1 358 |
| Fuhrleute                   | 19   | 33    |
| Mündriche u. Mündrichskerle | 24   | 41    |
| Zimmerleute                 | 23   | 70    |
| Maurer u. Steinbrecher      | 8    | 23    |
| Arbeitskerle                | 63   | 377   |

Das Verzeichnis von 1673 macht Grundeigentümer, Hauswirte und Einlieger (Familienangehörige, Untermieter oder Knechte) kenntlich. Eigentümer waren meist Kaufleute, die selbst in der Stadt lebten und ihren Garten, die Koppel oder den Krug mit einem Hauswirt besetzten. Einige Handwerker bewohnten ihr Grundstück selbst und hatten ihre Werkstatt darauf. Nicht-Bürger mußten sich mit Pachtbesitz begnügen, entweder mit „Stadtgrund“ oder „Seekengrund“. „Ratsgrund“ scheint dagegen als Dienstsitz vergeben worden zu sein. Die meisten Vorstadtbewohner waren Hauswirte, sei es als Pächter oder als Beauftragte, „Katensassen“ oder Gartenknechte von Eigentümern. Ein Beispiel: „Schoten-Jürgen (auf) Thomas von Schoten Grund“, mit einem Einlieger, Nurcka Hans. Ande-

re Bürger vermieteten ihre Grundstücke oder verpachteten sie, meist an Leute niederen Standes, z.B. „Jacob Sonderwitz, Fuhrmann, (auf) Peter Eckholtz Grund und Garten“. Die Grundstücke in Fischermay waren seit alters städtischer Grund und wurden als *erbstede* vergeben, wofür die Stadt einen Grundzins, auch Fischergeld genannt, erhob.<sup>32</sup> Im Verzeichnis von 1673 sind diese Grundstücke nur an ihrer Lage zu erkennen (meist 1. und 2., teilweise auch 3. Rotte).

Die folgende Tabelle zeigt die unterschiedlichen Besitz- oder Wohnverhältnisse der 843 Vorstadtbewohner, einschließlich Christinenthal und Laksberg.

|                                                    |     |
|----------------------------------------------------|-----|
| Bürger, auf eigenem Grund                          | 5   |
| Grundzinsler in Fischermay                         | 60  |
| Hauswirte (Pächter) auf Rats- oder Stadtgrund      | 60  |
| Hauswirte auf Siechenhausgrund                     | 10  |
| Hauswirte (Pächter oder Mieter) auf privatem Grund | 410 |
| Einlieger (Untermieter, Angehörige, Knechte)       | 293 |
| ungeklärt hinsichtlich Personenstatus oder Besitz  | 5   |

Es konnten sich also auch Bürger in der Vorstadt niederlassen, dann zu- meist Handwerker. Im übrigen war aber ein sozialer Aufstieg für Vorstadtbewohner nur bis unterhalb des Bürgerrechts möglich. In der besten Vermögenslage waren in der Regel die Fuhrleute. Sie beanspruchten wegen ihrer Gespanne mehr Raum als andere Vorstädter. Ihr Anteil an Stadtgrund oder Siechenhausgrund war mit 32% höher als derjenige aller anderen Berufsgruppen. Der Eindruck, daß – wie schon im Mittelalter – unter den Angehörigen der gehobenen sozialen Unterschicht die Fuhrleute die vermögendsten waren, wird durch diese Besitzlage bestätigt. Die Mündriche, ein vergleichbares Transportgewerbe, begnügten sich dagegen oft als Untermieter. Ihre Boote ließen sie am Strande und wohnten meist in Hafen- oder Ufernähe.

Vergleicht man die Quellen miteinander, so fällt eine gewisse Besitzkontinuität auf, und das besonders in Fischermay und um das St. Johannis-Spital, also dort, wo die meisten Vorstadtbewohner auf Stadt- oder

---

<sup>32</sup> Ebenda, S. 131.

Siechenhausgrund angesiedelt waren. Ein Beispiel aus Fischermay soll hier angeführt werden. 1673 lebte ein Arbeitskerl Jacob Huntipäh mit seinen Nachbarn Johan Krußkopf, Zimmermann Andres Stolp (Stulp), Karman Hans Berg und anderen in enger Nachbarschaft beieinander. 1688 erscheinen sie als Nachbarn in einer Rotte, 1699 ist Huntipäh Pächter und noch 1722 ist er der alte Besitzer. Auch Stolp wird noch 1699 erwähnt.

### Bürger und Vorstadtbewohner

Die räumliche Trennung der Revaler Vorstadt von der Innenstadt war im 17. Jahrhundert mehr noch als heute für jedermann sichtbar und wurde durch Türme, Stadtmauer und Fortifikation noch verdeutlicht, von der Architektur drinnen und draußen und dem äußeren Erscheinungsbild der Bewohner ganz zu schweigen. Handel und Gewerbe der Bürger bildeten das Herz eines ausgreifenden Wirtschaftslebens. Die Arbeitsleistung der Vorstädter war den Interessen der Bürger untergeordnet, die lokale Produktion diente der Selbstversorgung der Vorstädter und der Versorgung der Städter. Am Stadtreglement waren die Vorstadtbewohner nicht beteiligt, waren ihm aber verpflichtet; sie gehörten nicht zur Stadtgemeinde, deren Vertreter in Rathaus und Gildehäusern saßen, in der Vorstadt aber ihre „Logamente“ oder weiter draußen ihre „Höfchen“ besaßen, die von vorstädtischen Knechten betreut wurden. Kurz, das Verhältnis der Vorstadt zur Altstadt glich gewissermaßen dem einer Kolonie zum Mutterland und blieb so – mit kurzer Unterbrechung während der Statthalterschaftszeit unter Katharina II. – bis zur Einführung der russischen Städteordnung 1877 erhalten.

Dennoch bildeten Innenstadt und Vorstadt im rechtlichen Sinne eine Einheit. Politik und Verwaltung, Gesetzgebung und Rechtsprechung erstreckten sich über den inneren Bereich hinaus auf die Vorstadt und die ganze Stadtmark mit Ausnahme der Domvorstadt, woraus sich Rechte und Pflichten der Städter und Vorstädter gegenüber dem Gemeinwesen ergaben, u.a. auf dem Gebiet der städtischen Sicherheit, dem Wachdienst, wie er in der Einteilung in Rotten (1673 und 1688) zum Ausdruck kommt. Die Vorstädter der Neuzeit waren ja die Nachfahren der innerstädtischen *inwaner* des Mittelalters. Nicht der Wohnort innerhalb oder außerhalb der Stadtmauer bestimmte die Rechtsstellung des einzelnen, sondern das Bürgerrecht, das nur dessen Inhaber privilegierte, ihnen aber auch besondere Verpflichtungen auferlegte. Das Bürgerrecht war Voraussetzung für den Erwerb von Grund und Boden in der Innenstadt und

Vorstadt. Dazu kam die wirtschaftliche Überlegenheit der Bürger, insbesondere der Kaufleute gegenüber den Vorstädtern, die Immobilien allenfalls pachten konnten.

Dieses Übergewicht wird in Sigismund von Stadens Vermessungen mit dazugehörigem Besitzerverzeichnis besonders deutlich. Nach Stadens Verzeichnis umfaßte die Vorstadt 660 Grundstücke, von denen einige nicht in privater Nutzung waren, so der „Gottes Acker“ in Fischermay und der Barbara-Friedhof im Süden an der Rosenkranzstraße, das St. Johannis-Spital und die Johannis-Mühle im Lehmporten-Quartier, dicht daneben zwei Grundstücke, die dem Amt der Schuster gehörten, wo sich auch der Gerhof befand, der „Brackhof“, der vermutlich der Flachsbrake und Flachspresse diente, der sogenannte „Kron-Holzschauer“, vermutlich ein Holzraum wie andere auch, nur im Besitz der Krone, und das schon erwähnte Grundstück „Warie“ am Fischgraben, das möglicherweise Gemeinschaftsbesitz war. Sechs weitere Grundstücke waren im Besitz von Adligen, die vermutlich das Bürgerrecht hatten erwerben müssen, um sie kaufen zu können. Genannt werden Gideon Fock (Landrat 1693–1702), Axel Rosen (Statthalter 1675 und 1678), Hindrich Rosen, Otto Scheduling (Landrat 1672–1680), Hans Hindrich Tiesenhausen („Landschhoffding“, Mitglied der estländischen Reduktionskommission 1685, 1663–1688 Landrat) und Kapitän Wrangel.<sup>33</sup>

Alle übrigen Grundstücke waren in privatem Eigentum oder Pachtbesitz einzelner Stadtbürger oder Vorstadtbewohner, darunter 219 Kaufleute einschließlich Magistratsangehörige, 27 Literaten, 50 Handwerker, Kleinbürger und Stadtdiener und 79 Vorstadtbewohner. Die Bürger wohnten, von wenigen Ausnahmen abgesehen, in der Innenstadt und besaßen draußen nur ihre Kohlgärten, Koppeln usw., die sie von ihren Hausknechten betreuen ließen. Unter diesen bildeten die 79 Vorstadtbewohner nur eine recht kleine, auf Stadtgrund oder Siechengrund, auch Gotteskastengrund genannt, als Pächter ansässige Minderheit (1688: 79 von 1358).

Die nachfolgende Tabelle zeigt die Verteilung des Grundbesitzes ohne Unterscheidung von Grundeigentum und Pachtbesitz.

---

<sup>33</sup> Wilhelm Baron von Wrangell, Georg von Krusenstjern, Die Estländische Ritterschaft, ihre Ritterschaftshauptmänner und Landräte. Limburg a.d.L. 1967, S. 351 f.; Werner von Schulmann, Die zivile Staatsbeamtenschaft in Estland zur schwedischen Zeit (1561–1710). Dorpat/Posen 1939, S. 37, 51 u. 60. Im Bürgerbuch wird keiner genannt.

| Besitzgrößen<br>in Quadrat-<br>faden | Anzahl der Besitzer |                |                                            |                 |                |
|--------------------------------------|---------------------|----------------|--------------------------------------------|-----------------|----------------|
|                                      | Kauf-<br>leute      | Lite-<br>raten | Handwerker,<br>Kleinbürger,<br>Stadtdiener | Vor-<br>städter | Insge-<br>samt |
| 1–100                                | 11                  | –              | 9                                          | 31              | 51             |
| 101–300                              | 35                  | 4              | 21                                         | 45              | 105            |
| 301–600                              | 57                  | 11             | 11                                         | 2               | 81             |
| 601–900                              | 36                  | 5              | 5                                          | –               | 46             |
| 901–1500                             | 30                  | 3              | 3                                          | –               | 36             |
| 1501 und mehr                        | 50                  | 4              | 1                                          | –               | 55             |
| Quadratfaden<br>insgesamt:           | 404 587             | 38 777         | 76 970                                     | 10 515          | 470 849        |

Soweit der vorstädtische Grundbesitz soziales Gefälle anzeigt, ergeben sich starke Kontraste, die noch verschärft werden, wenn die Besitzenden und die Nichtbesitzenden in den Gesamtvergleich einbezogen werden. Die 219 grundbesitzenden Kaufmannshaushalte bilden einen Anteil von rund 90% der Kaufmannschaft. Bei den Handwerkern – ohne die Kleinbürger und Stadtdiener – beträgt der Anteil der Grundbesitzer in der Vorstadt etwa 16%. Der Grund dafür ist nicht nur im größeren Wohlstand der Kaufmannschaft zu vermuten, sondern auch in ihren engeren Beziehungen zur einheimischen Bevölkerung, zu bäuerlichen Kunden, die oft ihre Dienste als Hausknechte beginnen und als „Katensassen“, Fuhr- oder Karleute, auch als Pelzschneider, Zimmerleute, Arbeiter usw. ihr Leben fortsetzen.

Den geringsten Flächenanteil vom vorstädtischen Besitz haben die Vorstadtbewohner, obwohl sie den größten Bevölkerungsanteil der Stadt überhaupt bilden. Hinzu kommt ihre Verpflichtung, als Pächter auf Stadt-, Siechen- oder Gotteskastengrund einen Grundzins zu entrichten.

Daß auch innerhalb der gesellschaftlichen Gruppierungen große Besitzunterschiede bestanden, sollen die folgenden Reihen grundbesitzender Vorstädter und Bürger zeigen.

| Name, Beruf und Nationalität<br>(E = Este, S = Schwede, F = Finne) | Nr./Region | Quadrat-<br>faden |
|--------------------------------------------------------------------|------------|-------------------|
| ein Bettler                                                        | 235/Fm     | 6                 |
| Kydo Tenno, E                                                      | 233/Fm     | 21                |
| Herelaße Jack, E                                                   | 237/Fm     | 30                |
| Thomas Hamer                                                       | 157/Rb     | 30                |
| Erich Werp, S?                                                     | 199/Fm     | 39                |
| Larß Wieborg, S                                                    | 198/Fm     | 40                |
| Bullerhu (1688: Bullerhufwudt), S                                  | 201/Fm     | 50                |
| Pucker Hans (1688: Puchkare Hanns), E                              | 226/Fm     | 51                |
| Matz Damm, E?                                                      | 152/Rb     | 60                |
| Niels Matzsohn, S                                                  | 203/Fm     | 60                |
| Gorjuß, Bootsmann, S                                               | 183/Fm     | 68                |
| Jack Jürgenpoick, E                                                | 231/Fm     | 68                |
| Hanß Polletaja, E                                                  | 554/Bb     | 68                |
| Fryman Jürgen, E                                                   | 228/Fm     | 71                |
| Kehnekaß Cäsper, E                                                 | 525/Bb     | 73                |
| Kalja Tenno, E                                                     | 221/Fm     | 78                |
| Wilhelm Jacobson, Wallkubjas                                       | 117/Fm     | 78                |
| Nabba Matz (1673, 1688: Nappa Matz), E                             | 236/Fm     | 79                |
| Ranna Matz, E                                                      | 227/Fm     | 80                |
| Johan Lyckar                                                       | 222/Fm     | 81                |
| Erich Lyckar                                                       | 223/Fm     | 84                |
| Budbergs Hindrich, E                                               | 266/Fg     | 84                |
| Isaack Uhrwercker                                                  | 178/Fm     | 84                |
| Michel Hunn                                                        | 140/Rb     | 85                |
| Johan Brand (1688 Rottmeister)                                     | 406/Mh     | 84                |
| Stor Peter, E                                                      | 193/Fm     | 87                |
| Some Johan, F                                                      | 359/Hf     | 92                |
| Thorenkisk, E                                                      | 179/Fm     | 93                |
| Andreß Hinrichsohn, S                                              | 184/Fm     | 94                |

| Name, Beruf und Nationalität<br>(E = Este, S = Schwede, F = Finne)       | Nr./Region | Quadrat-<br>faden |
|--------------------------------------------------------------------------|------------|-------------------|
| Matz Meggen                                                              | 552/Bb     | 94                |
| Sundia Jahn (1688: Johann Sundia), E                                     | 238/Fm     | 97                |
| Siem, ein Steinhauer, E                                                  | 405/Mh     | 102               |
| Michel Björn, S                                                          | 175/Fm     | 108               |
| Ustallu Tenno, E                                                         | 507/Bb     | 108               |
| Andreß Hanßon, S                                                         | 149/Rb     | 109               |
| Hahne Hans, S                                                            | 396/Mh     | 112               |
| Thomas Adamson, S                                                        | 499/Bb     | 120               |
| Pucker Mart (1688: Merten Puchkar), E                                    | 214/Fm     | 120               |
| Rabba Hanß, E                                                            | 213/Fm     | 121               |
| Huntipäh (1673: Jacob Huntipäh, Arbeitskerl, 1688: Jacob Arbeitskerl), E | 148/Rb     | 121               |
| Matz Damm                                                                | 544/Bb     | 122               |
| Daniel Dreyer                                                            | 133/Fm     | 126               |
| Hindrich Fix, Wallkubjas (1688: Hinr. Ficks)                             | 158/Fm     | 127               |
| Berend Grehnbohm, S?                                                     | 549/Bb     | 130               |
| Daniel Gorjuß, S                                                         | 162/Fm     | 131               |
| Michel Berg                                                              | 506/Bb     | 136               |
| Matz Paulson                                                             | 180/Fm     | 136               |
| Peter, ein Fuhrmann                                                      | 646/Sm     | 136               |
| Hendrick Wichmann                                                        | 412/Mh     | 138               |
| Laipa Jürgen                                                             | 505/Bb     | 140               |
| Strahlborn Oloff, E                                                      | 168/Fm     | 143               |
| Jürgen, ein Aufschläger                                                  | 555/Bb     | 146               |
| Kettler Hindrich, E                                                      | 170/Fm     | 146               |
| Dunte Jürgen, E                                                          | 490/Bb     | 152               |
| Johan Bertelsohn                                                         | 504/Bg     | 152               |
| Erich Liten                                                              | 143/Fm     | 156               |

| Name, Beruf und Nationalität<br>(E = Este, S = Schwede, F = Finne) | Nr./Region | Quadrat-<br>faden |
|--------------------------------------------------------------------|------------|-------------------|
| Kleyhilße Johan, E                                                 | 536/Bb     | 157               |
| Stolp (1673: Andres Stolp, Zimmermann,<br>1688: Stulp)             | 169/Fm     | 157               |
| Brecker Thomas, E                                                  | 523/Bb     | 159               |
| Kehneka Hanß, E                                                    | 496/Bb     | 160               |
| Niels Michelsohn, S                                                | 190/Fm     | 160               |
| Wiebolti Sibby, F?                                                 | 212/Fm     | 175               |
| Stampehle Andreß, E                                                | 160/Fm     | 178               |
| Thomaß Gorjus, S                                                   | 176/Fm     | 183               |
| Jürgen Praß (1688: Jürgen Braß)                                    | 474/Bb     | 190               |
| Hindrich Lust (1688: Hinr. Lustig,<br>Constabel)                   | 398/Mh     | 195               |
| Andreß Thomaßon                                                    | 159/Fm     | 195               |
| Karro Mick, E                                                      | 144/Fm     | 207               |
| Ochter Tönni (1688: Ochter Tönno), E                               | 534/Bb     | 210               |
| Michel Oynaß, E                                                    | 509/Bb     | 210               |
| Parricka Thomas, E                                                 | 164/Fm     | 212               |
| Thomaß, ein Viehhüter                                              | 508/Bb     | 222               |
| Adrian Schmid                                                      | 216/Fm     | 242               |
| Otto Siemo Jürgen, E                                               | 424/Bb     | 247               |
| Gorjuß Voigting                                                    | 217/Fm     | 264               |
| Jürgen, ein Zimmermann                                             | 423/Bb     | 266               |
| Kattla-Seppa Andreß, E                                             | 547/Bb     | 293               |
| Möller Matz, E                                                     | 478/Bb     | 324               |
| Casper Hein (1688: Casper Heino, Rott-<br>meister)                 | 517/Bb     | 561               |

(Die Abkürzungen bedeuten: Bb = Bleichberg, Fg = Fischgraben, Fm = Fischermay, Hf = Hafen, Hp = Hermapöll, Mh = Martensholm, Rb = Reeperbahn, Sm = Schmiedepforte, Sp = Süsternpforte)

Die Reihe zeigt deutlich ein Überwiegen von Esten gegenüber Trägern schwedischer oder deutscher Namen, die man teils als ethnisch unbestimmt qualifizieren muß. Es überwiegen ferner Bewohner von Fischermay und der Gegend am Bleichberg im Vergleich zu verstreuten Grundstücken in anderen Teilen der Vorstadt. Es sind wieder die Ursprünge der Revaler Vorstadt, die hier die Kontinuität der Besiedlung deutlich machen.

Kontinuität wahrte auch das Zunft Handwerk, das seit eh und je mit Wohnung und Werkstatt in der Innenstadt etabliert war. Nur wenige besaßen, wie die Kaufleute, in der Vorstadt einen Kohl- oder Obstgarten, einige andere waren durch ihr Gewerbe auf vorstädtischen Grund angewiesen. Die folgende Reihe von Handwerkern stellt nur eine Auswahl von vorstädtischen Grundbesitzern dar.

| Name, Bürger, Gewerbe, Arbeitsplatz<br>(n. i. = nicht identifiziert)                       | Nr./Region | Quadrat-<br>faden |
|--------------------------------------------------------------------------------------------|------------|-------------------|
| Christian der Gärtner (n. i.), Gärtnerei                                                   | 382/Hp     | 1344              |
| Wilhelm der Gärtner (1690: Martin Wilhelm, 1722: soll Martin Zimmermann heißen), Gärtnerei | 625/Sm     | 955               |
| Daniel Otto, Bürger 1690, Goldschmied                                                      | 134/Fm     | 726               |
| Ratsfischer, n. i.                                                                         | 510/Bb     | 697               |
| Christopher Friesel, Bürger 1665, Semischmacher, Gerhof                                    | 514/Bb     | 696               |
| Jürgen Paul, Bürger 1680, Weißgerber, Gerhof                                               | 561/Bb     | 494               |
| Baltzer Simon, Bürger 1670, Bäcker                                                         | 562/Bb     | 483               |
| Johan Sieper, Bürger 1672, Schneider                                                       | 583/Bb     | 452               |
| Bartram der Gläser, Bürger 1673                                                            | 44/Sp      | 444               |
| David Hübener, Bürger 1666, Kupferschmied                                                  | 647/Sm     | 367               |
| Herman Wehl, Bürger (Wiehl) 1658, Schuster                                                 | 123/Fm     | 365               |
| Matthias Fuchs, n. i., Instrumentenmacher                                                  | 605/Sm     | 359               |
| Reinhold Schröder, Bürger 1683, Goldschmied                                                | 15/Sp      | 309               |

| Name, Bürger, Gewerbe, Arbeitsplatz<br>(n. i. = nicht identifiziert) | Nr./Region | Quadrat-<br>faden |
|----------------------------------------------------------------------|------------|-------------------|
| Andreß Bertelsohn, Bürger 1699, Weber                                | 548/Bb     | 203               |
| Hanß Hanßon, Bürger 1685, Weber                                      | 173/Fm     | 169               |
| Erich Olofson, Bürger 1682, Weber                                    | 483/Bb     | 114               |
| Erich Bartelsohn, Bürger 1688, Weber                                 | 107/Fm     | 109               |
| Jacob Wichmann, Bürger 1696, Weber                                   | 177/Fm     | 107               |
| Jacob Hinrichson, n. i., Weber                                       | 542/Bb     | 105               |
| Harm. Berens, Bürger 1684, Tischler                                  | 215/Fm     | 98                |
| Nathanael Hartmann, Bürger 1683, Reifenschläger, Reeperbahn          | 249/Rp     | 93                |
| Matthias Lohmann, Bürger 1690, Bäcker                                | 306b/Hf    | 81                |
| Christer Person, Bürger (Peterson) 1681, Leineweber                  | 264/Fg     | 81                |
| Hans Ostertag, Bürger 1667, Fleischer                                | 312/Hf     | 73                |
| Johann Beckmann, Bürger 1685, Bäcker                                 | 306a/Hf    | 68                |
| Gustav Johansohn, Bürger 1685, Weber                                 | 263/Fg     | 55                |

Wenn in der vorstehenden Reihe auch nur ein Teil der grundbesitzenden Handwerker aufgeführt ist, und zwar die mit den größten und die mit den kleinsten Arealen, so fällt besonders die große Zahl von Webern auf, die ja nicht gerade zu den wohlhabendsten unter den Handwerkern gehörten. Es waren offenbar kleinere Kohl- und Obstgärten, die sie zur Ergänzung ihrer Versorgung bebauten. Daß die Weber dort nicht ihre Wohnungen und Werkstätten hatten, ist aus der Munsterrolle zu entnehmen, wo fast alle Weber zu den städtischen Rotten gezählt werden.

Zu den Kleinbürgern zählt etwa der Mündrich Peter Hollmann, Bürger 1680, doch auch im Bürgerbuch nicht erfaßte, aber 1690 für Karl XI. erbuhldigende Leute, die ihre Bürgerschaft in Zunft oder Gilde erwarben, gehören dazu: Matthias Busch, Lorentz Judith, Küster Johann Schröder, Gärtner Wilhelm Martin, Henrich Wittsohn. Schließlich ist unsicher, welche Stadtdiener Bürgerrecht hatten, z.B. Hausschließer Peter Frantz, der 2386 Quadratfaden wüstes Land besaß, der Ratsfischer (697 Quadratfaden) oder ein Ratsverwalter (148 Quadratfaden).

Von allen diesen Leuten sind Kaufleute und Literaten als Angehörige der Oberschicht klar abgesetzt. Hier werden nur die größten Besitzungen genannt.

| Name, Stellung oder Familie                                 | Anzahl der Grundstücke/<br>Nutzungsart | Quadrat-<br>faden<br>insgesamt |
|-------------------------------------------------------------|----------------------------------------|--------------------------------|
| Johann Möller, Ratsfamilie                                  | 3/ 1Acker                              | 43258                          |
| Gotthard Rodde, Ratsfamilie                                 | 3/ 1Acker                              | 29700                          |
| Ernst Hahn, Bürgermeister                                   | 4/ 1 „Land“                            | 16420                          |
| Gottfried Stecher, Magister, Diakon                         | 3/ 2 Äcker                             | 13970                          |
| Michel Paulsen, Ratsfamilie, Ratsherr                       | 5/ 1 Acker                             | 13403                          |
| Hindrich Baade, Ratsfamilie, Ratsherr                       | 1/ Koppel                              | 11920                          |
| Niclaus Stricker, Kaufmann                                  | 5/ 2 „Land“                            | 11661                          |
| Jacob Höppener, Kaufmann                                    | 6/ 1 Koppel                            | 10366                          |
| Christian Tunder, Ratsfamilie, Ältermann                    | 2/ Heukoppel                           | 10186                          |
| Caspar Recke, Kaufmann                                      | 2                                      | 9933                           |
| Hindrich Arning, Ratsfamilie, Ältermann                     | 3/ 1 Koppel                            | 9433                           |
| Herman Stippel, Ratsfamilie, Kaufmann                       | 1                                      | 9284                           |
| Joh. Diedr. Korbmacher, Ratsfamilie,<br>Justizbürgermeister | 5/ 1 Koppel                            | 8843                           |
| Dierich Reimers, Ratsherr 1687                              | 4/ (1 Koppel)                          | 8634                           |
| Juchius, Dr., Medicus der Ritterschaft                      | 3                                      | 8262                           |
| Thomas Zur Mühlen, Ratsfamilie,<br>Ratsherr                 | 10/ 1 Koppel                           | 6150                           |
| Jacob Stampehl, Ratsfamilie, Ältermann                      | 3/ 1 Koppel                            | 6010                           |
| Elias Meyer, Kaufmann                                       | 7                                      | 5699                           |
| Berend Joh. von Wehren, Kaufmann                            | 4                                      | 5680                           |
| Johann Witte, Kaufmann, Ältermann                           | 5                                      | 5606                           |
| Reinhold Blanckenhagen, Kaufmann                            | 4/ 1 Koppel                            | 5025                           |
| Johan Hahn, Ratsfamilie, Ältermann                          | 6                                      | 4958                           |
| Joachim Röve, Kaufmann                                      | 3/ 1 Koppel                            | 4762                           |

| Name, Stellung oder Familie        | Anzahl der Grundstücke/<br>Nutzungsart | Quadrat-<br>faden<br>insgesamt |
|------------------------------------|----------------------------------------|--------------------------------|
| Jürgen Riesenkampff, Ratsherr 1696 | 7                                      | 4 665                          |
| Joh. Berend Frölich, Kaufmann      | 1/ Garten                              | 4 185                          |
| Johan Burchartz, Apotheker         | 3                                      | 4 149                          |
| Berend Derenthal, Ratsfamilie      | 1/ Koppel                              | 4 054                          |

Der Besitzstand, wie Sigismund von Staden ihn aufzeichnete, stellt einen Höhepunkt privaten Grundbesitzes in der Vorstadt dar. Während des Krieges wurde der Ausbau der Befestigung wieder aufgenommen und der Abbruch von Gebäuden gefordert und ausgeführt.

Die Bevölkerungszahl hatte in den 1690er Jahren ihren Höchststand erreicht. Seit 1695 verursachten mehrere Mißernten nacheinander eine große Hungersnot und lösten in Estland eine lebhafteste Landflucht aus. Unterwegs und in der Stadt starben viele den Hungertod, besonders Angehörige der estnischen Gemeinde Revals. Hinzu kamen Bevölkerungsverluste im Krieg durch Einziehung wehrfähiger junger Männer. Zum Jahr 1708 wird eine Vorstadtbewohnerschaft von 4 679 Personen angegeben, darunter 797 Fremde und 3 882 Ansässige. Die Zahl der Männer allein hatte gegenüber 1688 von 1 358 auf 1 150, d.h. um 15% abgenommen, Verluste, die durch Soldaten und Flüchtlinge wieder ausgeglichen wurden.<sup>34</sup>

Als sich die Russen 1710 der Stadt näherten, setzten sich viele Vorstädter in die Innenstadt ab. Sie wurden im Gymnasium und in den Gildehäusern untergebracht, während andere, Städter und Vorstädter, die Stadt verließen in der Hoffnung, der drohenden Pest entfliehen zu können. Die vom Süden her vordringende Seuche erreichte Reval im August 1710, ungefähr gleichzeitig mit dem Beginn der Belagerung durch die Russen.<sup>35</sup>

Am 29. September kapitulierte die Stadt Reval, die Estländische Ritterschaft und der Rest der schwedischen Garnison, ohne daß ein Schuß gefallen oder ein Haus zerstört worden wäre, vor dem russischen Oberkommandierenden, oder richtiger vor Hunger und Pest, die indessen weiter andauerte.

<sup>34</sup> Munster-Rolle (wie Anm. 27), S. 43; Hartmann, Reval (wie Anm. 6), S. 70.

<sup>35</sup> Heinz von zur Mühlen, Die Revaler Undeutschen im Nordischen Krieg nach 1710, in: Reval. Handel und Wandel vom 13. bis zum 20. Jahrhundert, hrsg. v. Norbert Angermann u. Wilhelm Lenz. Lüneburg 1997 (Schriften der Baltischen Historischen Kommission. 8), S. 263.

## Russen in der Vorstadt

Als die Pest im Dezember 1710 abgeklungen war, waren ihr etwa zwei Drittel der innerstädtischen und ein noch größerer Anteil der vorstädtischen Bewohnerschaft zum Opfer gefallen. Geflüchtete Einwohner kehrten nach und nach wieder heim. Ein Zahlenvergleich für die Innenstadt vom März und Oktober 1711 zeigt, daß besonders viele, offenbar aus schwedischem Kriegsdienst entlassene Männer zurückgekehrt waren. In der Vorstadt lebten im Februar 1711 nur 423 Personen, davon 136 Männer, also genau 10% von 1688. Sie waren wohl zum großen Teil aus der Innenstadt wiedergekehrt, wo aber immer noch 80 „lose Kerls“ und 150 „lose Weiber“ aus der Vorstadt wohnten. Im März versuchte der Rat, sie mit harten Maßnahmen zur Rückkehr in die Vorstadt zu zwingen, allerdings mit wenig Erfolg. Ein Grund für die Unwilligkeit der Vorstädter war die Anwesenheit zahlreicher Russen. Als im April 1711 die vorstädtischen Wohnungen gezählt wurden, waren von 383 Häusern 121 „wüst“ oder ruiniert, 100 von Einheimischen bewohnt, 68 von Russen und 94 von Russen und Einheimischen gemeinsam. Die Zahl der nichtrussischen Vorstadtbewohner wuchs bis August 1718 auf 777, davon 182 Männer: 13,4% des Bestandes von 1688.<sup>36</sup>

Der Lebensraum der Vorstädter hatte sich im Vergleich zu früher stark verringert. Zahlreiche Grundstücke waren schon zu schwedischer Zeit für den Ausbau der Stadtbefestigung eingezogen worden. Noch kurz vor Beginn der Belagerung wurden 49 Häuser abgerissen. Schon 1713 befahl Zar Peter den Ausbau des Hafens, dann auch der Festung.<sup>37</sup> Schlimmer noch war, daß ein großer Teil der Wohnungen in der Vorstadt von russischen Soldaten und Matrosen beansprucht wurde. Im Inquisitions-Protokoll von 1722 wird – an Stadens Grundrißbuch von 1699 angelehnt – Grundstück für Grundstück „inquiriret“, wer jetzt darüber disponiere, ob es wüst oder in die Fortifikation oder in den neu errichteten Admiralitätshof „eingezogen“ oder an Russen übergeben worden sei, welche – wie es heißt – „Bier und Brandtwein alda verschenken“ usw. Russen, die dort bauten, werden mit vollem Namen und Regiments- oder Schiffszugehörigkeit angegeben, bis zu 51 Behausungen auf einem kleinen Grundstück. Mehrere Grundstücke sind von „seiner fürstlichen Duchlaucht Menschikoff“ eingenommen und sollen von ihm an Russen übergeben werden. Dem Protokoll sind acht zweiseitig beschriebene Blätter als Anhang bei-

<sup>36</sup> Munster-Rolle (wie Anm. 27), S. 47.

<sup>37</sup> Robert Nerman, *Kalamaja ajalugu* (Geschichte von Fischermay). Tallinn 1996, S. 37; Heino Gustavson, *Tallinna vanemad merekindlused 17.–19. sajandil* (Die älteren Revaler Küstenbefestigungen vom 17.–19. Jahrhundert). Tallinn 1994, S. 13 f.

gefügt: „Verzeichnuß von Stadesgründen, so (von) den Russen propria autoritate bebauet und nichts vor gezahlet haben“.

In Summa hatten 152 Grundstücke den Baumaßnahmen weichen müssen. Weitere 230 bis 240 Plätze wurden von Offizieren, Soldaten oder Matrosen bebaut oder angemietet – mit oder ohne Zustimmung des Rats oder der Besitzer. Über 40 Grundstücke waren „wüst“. Demnach befand sich nur noch ungefähr ein Drittel des privaten Vorstadtbesitzes in den Händen der früheren Eigentümer, Besitzer oder Bewohner bzw. ihrer rechtmäßigen Nachfolger.

Dennoch war die verkleinerte Fläche nicht so dicht besiedelt wie am Ende des 17. Jahrhunderts. Die Regeneration der vorstädtischen Bewohnerschaft war ein langsamer Prozeß im Vergleich zur raschen Bevölkerungsvermehrung nach 1657. Ein Grund dafür waren die großen Verluste, die im Nordischen Krieg auch die Landbevölkerung erlitten hatte. Außerdem war es die gesamte wirtschaftliche Lage, in der sich die Stadt seit der Zugehörigkeit der Ostseeprovinzen zu Rußland befand, vor allem der stark reduzierte Fernhandel, der Reval nicht wieder hochkommen ließ. Der Handel hatte unter der Konkurrenz anderer Häfen, vor allem St. Petersburgs, und unter der Handelstätigkeit russischer Kaufleute zu leiden. Dieser Lage entsprach auch das demographische Erscheinungsbild Revals und seiner Vorstadt in der Nachkriegszeit, dem wir uns im folgenden zuwenden.

Nach einer Liste der „gemeinen Leute“ vom 25. Februar 1720 war die Zahl der erwachsenen Männer seit 1718 von 182 auf 197 gewachsen.<sup>38</sup> Sie gehörten dem Handelshilfsgewerbe oder – meist als Zimmerleute – dem niederen Handwerk an bzw. waren einfache Arbeiter. In der beruflichen Zusammensetzung entsprach die Vorstadtbevölkerung derjenigen von 1688. Dazu kamen 99 Stadtsoldaten,<sup>39</sup> insgesamt also knapp 300 männliche Vorstadtbewohner, rund 22% des Bestandes von 1688.

In den folgenden Jahrzehnten vermehrte sich die Bürgerschaft auf das Doppelte. Aber die Zuwanderung von estnischer und schwedischer Bevölkerung war bis zur nächsten Zählung 1754 nur geringfügig. Die Stagnation hielt auch weiterhin an. Die Ursachen waren Mißernten und Seuchen unter Menschen und Vieh. Für eine Belebung der Zuwanderung fehlte es offenbar an Anreizen seitens des Fernhandels. Bezeichnend ist die Tatsache, daß die Zahl der Fuhrleute und Mündriche zu schwedischer Zeit nun nicht wieder erreicht wurde. Auch die Zahl der Zimmerleute

<sup>38</sup> Mühlen, Undeutschen (wie Anm. 35), Anhang S. 285-296 mit Angaben über Vorstädter mit Namen und Alter.

<sup>39</sup> RStA, B. e. 39, Bl. 27.

zeigt einen gewissen Bedarfsrückgang; vielleicht machte jetzt eine dauerhaftere Bauweise eine Zunahme des Maurerhandwerks erforderlich.<sup>40</sup>

Während der estnische und der schwedische Anteil an der Vorstadtbevölkerung prozentual rückläufig war, war dort ein neues Element sesshaft geworden: die russischen Kaufleute. Nach dem Inquisitions-Protokoll von 1722 bildeten die Russen sogar mit 400 Männern die Mehrheit in der Vorstadt, wo sie teils namhaft gemacht, teils summarisch angegeben sind. Es sind hauptsächlich Soldaten und Matrosen der anwesenden Regimenter und Schiffe, auch Offiziere und aus dem Dienst Entlassene. In der Vorstadt sind sie folgendermaßen verteilt:

nordwestlich der Süsternpforte 12%,  
in der Umgebung der Reeperbahn 25%,  
am Fischgraben 15%,  
zwischen Admiralitätshof und Ratsteichen 20%,  
zwischen Steinbrücke und Tönnisberg 15%.

Der Rest ist hier und da verstreut. So heißt es von den Grundstücken in Fischermay nordwestlich der Reeperbahn, sie seien teils wüst, teils von Russen bewohnt. Doch auch alteingesessene „Fischerkerle“, die den Krieg überlebt hatten, lassen sich noch nachweisen.<sup>41</sup>

Die Ansiedlung von Russen in der Vorstadt war eine zeitbedingte Maßnahme, obwohl Reval auf Dauer als Garnison vorgesehen war. Schon 1716 wurde die St. Michaelis-Klosterkirche, die zuletzt der schwedischen Gemeinde gehört hatte, in eine griechisch-orthodoxe Garnisonskirche umgewandelt. Man dachte aber auch schon an eine russische zivile Gemeinde, als – angeblich 1721 – die hölzerne Geburtskirche der hl. Muttergottes bereits fertiggestellt, dann aber erst 1749 an ihrem heutigen Platz in der Nähe des St. Johannis-Spitals errichtet wurde.<sup>42</sup>

Über Siedlungsabsichten der Russen selbst sind aus dem Inquisitions-Protokoll nur vage Schlüsse zu ziehen. Noch herrschten Zustände der „Nachkriegszeit“. Die Soldaten und Matrosen waren am Bau des Hafens, der Fortifikation und der Kasernen tätig und versahen sonstige Funktionen der Besatzungsmacht. Aber sie bemühten sich zugleich, ebenso wie viele Offiziere und Ausgediente, um Unterkünfte oder Bauplätze, die ihnen angewiesen, teils aber auch von der Stadt oder privaten Eigentümern

<sup>40</sup> Csaba János Kenéz, Beiträge zur Bevölkerungsstruktur von Reval in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (1754–1804). Diss., Marburg a.d.L. 1978, S. 92 f.

<sup>41</sup> Mühlen, Undeutschen (wie Anm. 35), S. 287: Johan Sundia, 70 Jahre alt; Inquisitions-Protokoll (RStA, B. K. 31), Nr. 148: Huntipäh, der alte Eigenthümer wohnt noch alda. Stadtgrund.

<sup>42</sup> Gotthard von Hansen, Die Kirchen und Klöster Revals. 3. Aufl., Reval 1885, S. 91 u. 112 ff.; vgl. auch Sulev Mäeväli, in: Vana Tallinn III (VII). Tallinn 1993, S. 69 f., und IV (VIII) Tallinn 1994, S. 41 f.

mietweise oder zum Ankauf überlassen wurden. Die neuen Besitzer setzten beliebig Gebäude darauf, verbauten auch Wege und nahmen mehr Land ein, „als ihnen vermöge Contract competiret“. An Gartennutzung scheinen sie wenig interessiert gewesen zu sein, doch einige schenkten Bier aus oder gelangten gar in den Besitz von Krügen. Viele nutzten die unregelmäßigen Zustände, um Handel zu treiben, wo sich die Gelegenheit bot, als Marketender, Soldaten und Zivilisten. Auch Kaufleute aus den benachbarten russischen Gouvernements hofften wie vor dem Kriege auf ihren traditionellen Absatzmarkt und versorgten außerdem die Garnison mit Waren. In der Innenstadt hatten die Russen nach einer Ratsmitteilung von 1730 52 Buden und 18 Verkaufstische, in der Vorstadt weitere 26 Buden und 30 Tische.<sup>43</sup>

Während sich die russischen Kaufleute bemühten, die Handelsbeschränkungen aus schwedischer Zeit loszuwerden, sahen Rat und Große Gilde in ihrem Handel eine unerlaubte Konkurrenz, gegen die sie die Regierung um Gegenmaßnahmen angingen, unterstützt von der Revaler Kanutgilde, die ein Verbot des illegalen Handwerks der Russen wünschte. Nach mühsamen Verhandlungen in Moskau nach der Krönung der Kaiserin Anna erreichte der Rat im November 1730 einen Ukas, der den Handel der Russen dem Revaler Handelsrecht unterordnete und die zur Einschreibung verpflichteten russischen Kaufleute der städtischen Jurisdiktion unterwarf. Dadurch wurde ihr Handel auf ein bestimmtes Sortiment russischer Handelswaren beschränkt.<sup>44</sup>

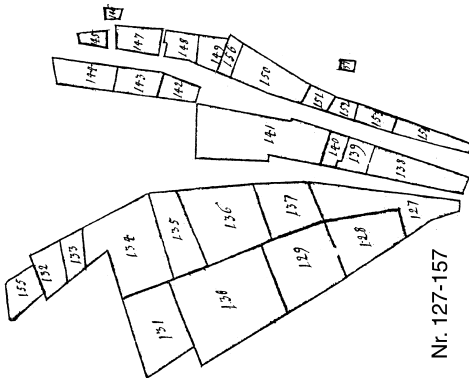
Der russische Siedlungsstrom war eine kriegsbedingte und in seinen Ausmaßen vorübergehende Erscheinung. Viele entlassene Soldaten kehrten in ihre Heimatorte zurück, die Garnison dürfte ihre Kriegsstärke bald verloren haben. Der Anteil der Russen an der Vorstadtbewohnerschaft ging daher zunächst zurück. Aber das Gesamtbild der Revaler Einwohnerschaft hatte sich insofern gewandelt, als neben der deutschen Ober- und Mittelschicht und den estnischen und schwedischen Gewerben jetzt auch Russen dauerhaft ansässig waren, hauptsächlich Offiziere und Kaufleute sowie ständisch und beruflich unspezifische Angehörige der sozialen Unterschicht. Entscheidend war, daß Reval für die Zuwanderung von Russen offen war und daß sich mit der Einführung der Statthalterchaftsverfassung – wenn sie auch nur vorübergehend in Geltung war – Vorboten einer Wandlung des Gesellschaftsgefüges bemerkbar machten.

---

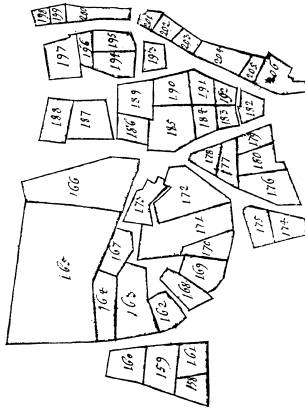
<sup>43</sup> Heinz von zur Mühlen, *Reval vom sechzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert*. Köln/Wien 1985 (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte. 6), S. 236.

<sup>44</sup> Gottfried Etzold, *Seehandel und Kaufleute in Reval nach dem Frieden von Nystad bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts*. Marburg a.d.L. 1975 (Wissenschaftliche Beiträge zur Geschichte und Landeskunde Ostmitteleuropas. 99), S. 49 ff.

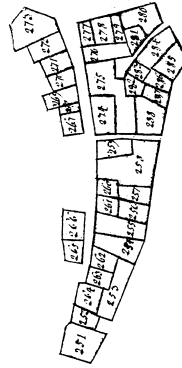
Grundrisse aus der Revaler Vorstadt nach Sigismund von Staden (1699).  
I. Zwischen Fischermay und Hafen (verkleinert)



Nr. 127-157



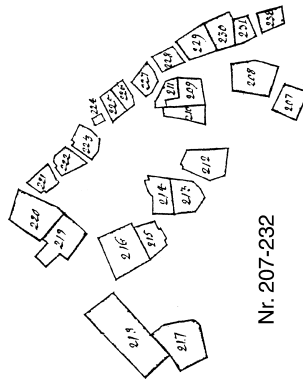
Nr. 158-206



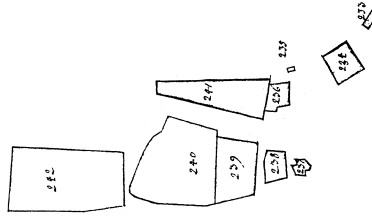
Nr. 251-288

(Nr. 251: „Warie“)

Nr. 273: Der Kron Holtz Schaur)



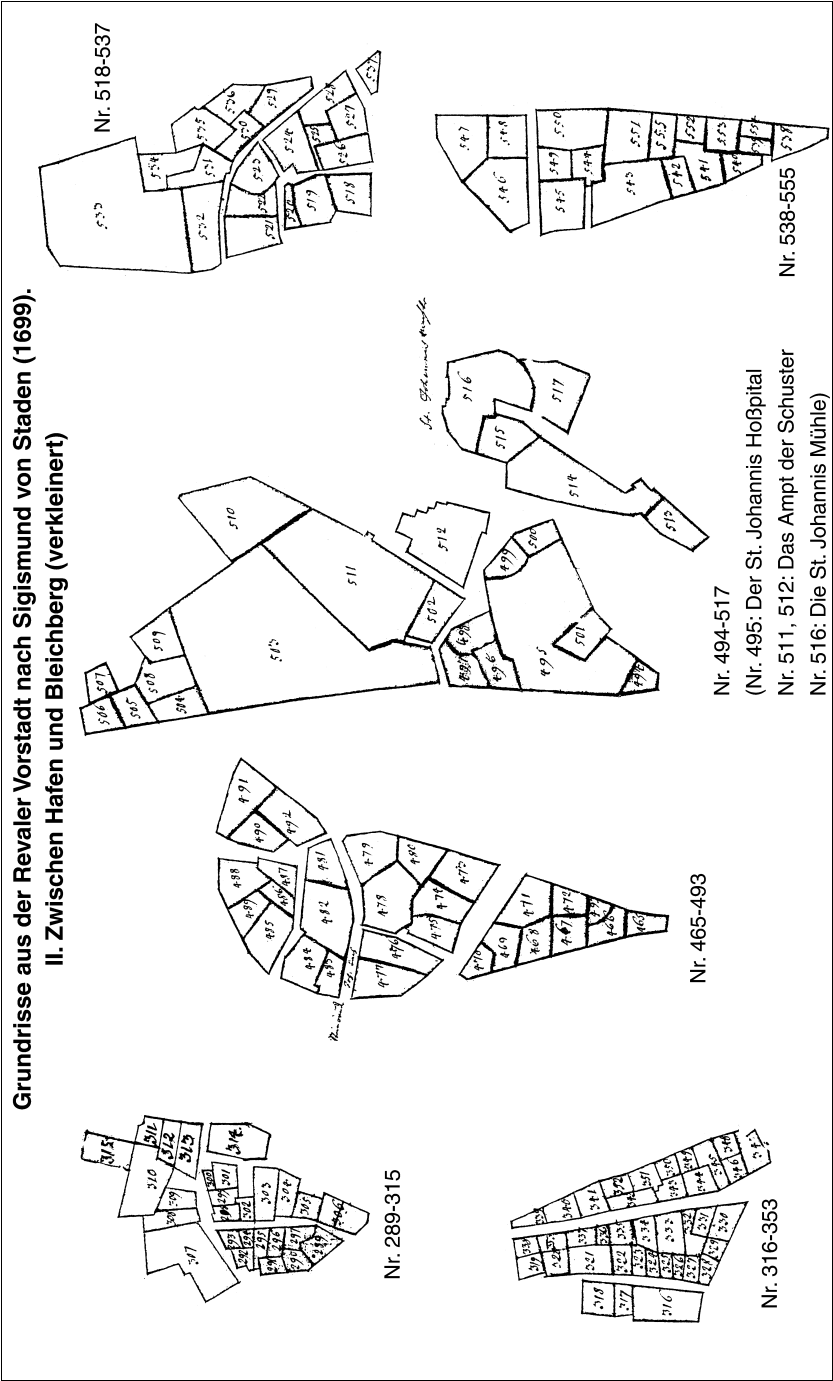
Nr. 207-232

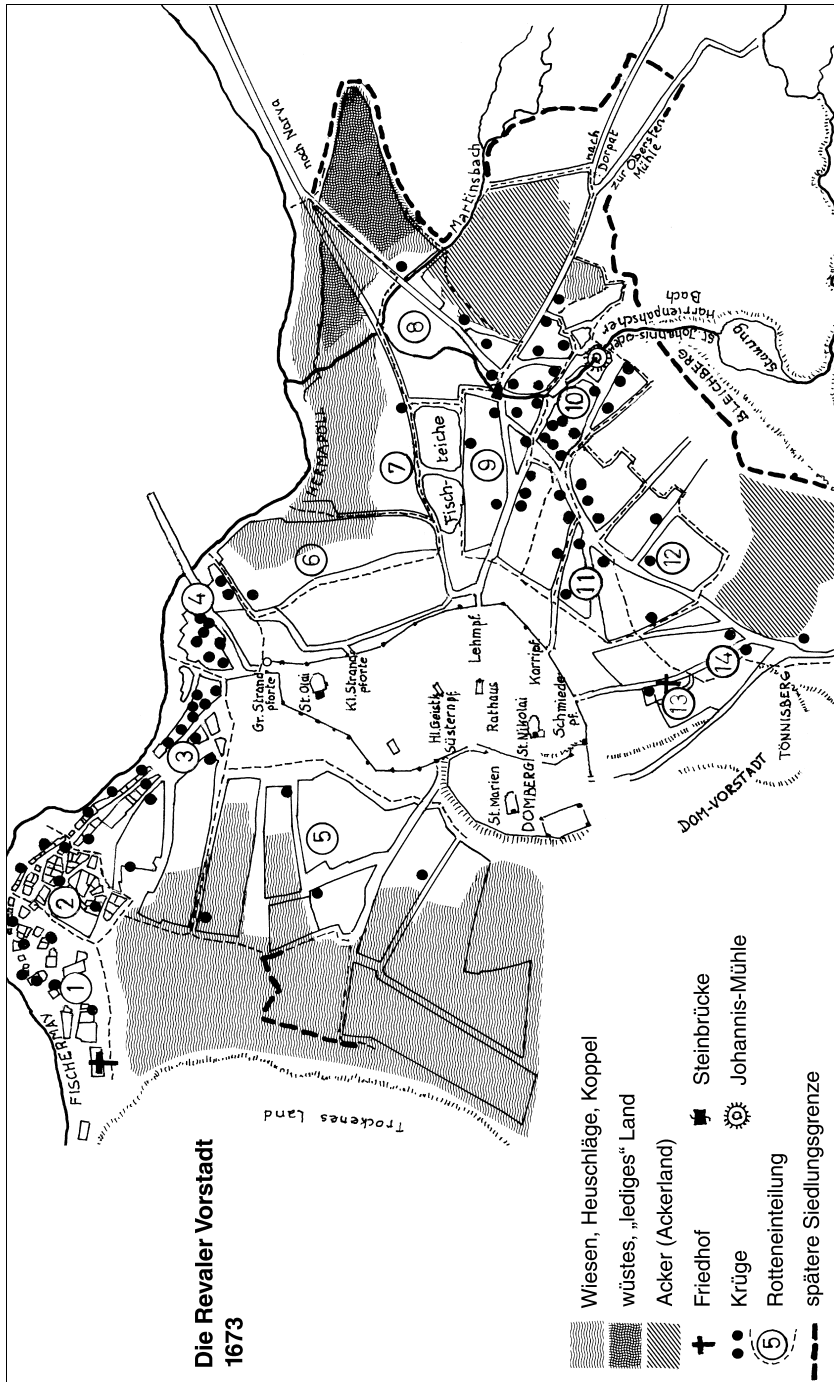


Nr. 233-243

(Nr. 235: Ein Bettler Hütte)

Nr. 242: Der Gottes Acker)





**Gezeichnet von Heinz von zur Mühlen.**

**Erläuterungen zur Karte: Die Revaler Vorstadt 1673****Quellen:**

1. „Besichtigung der liegenden Gründe“, 1673
2. Samuel Waxelbergs Karte, 1688
3. Sigismund von Stadens Grundrißzeichnungen, 1699

Die Namen der Eigentümer oder Pächter, die Lagebeschreibungen und die Zeichnungen der Grundstücke und Grundstücksblöcke machen eine Rekonstruktion der Struktur der Revaler Vorstadt im Jahr 1673 möglich. Erkennbar wird dabei auch die Siedlungsdichte zu diesem Zeitpunkt. Im Verzeichnis vom Jahr 1673 sind sowohl die Namen der Eigentümer der Koppeln, Gärten, „Gründe“ oder „Plätze“ und Krüge angegeben als auch die der dort wohnenden Vorstädter, der Hauswirte und ihrer Untermieter, Angehörigen oder Knechte. Die Vorstädter wurden erfaßt, weil sie zur Wache verpflichtet waren, sofern sie nicht ausdrücklich ausgenommen wurden („tut keine Wache“). Die Vorstädter sind in folgende vier (Vorstadt-)Quartiere und 14 Rotten mit jeweils einem Rottmeister eingeteilt:

**(Das Große-)Strandpforten-Quartier:**

1. Rotte: 38 erwachsene Männer
2. Rotte: 49 Männer
3. Rotte: 100 Männer

**Süsternpforten- und Kleine-Strandpforten-Quartier:**

4. Rotte: 58 Männer
5. Rotte: 62 Männer
6. Rotte: 56 Männer

**Lehmpforten-Quartier:**

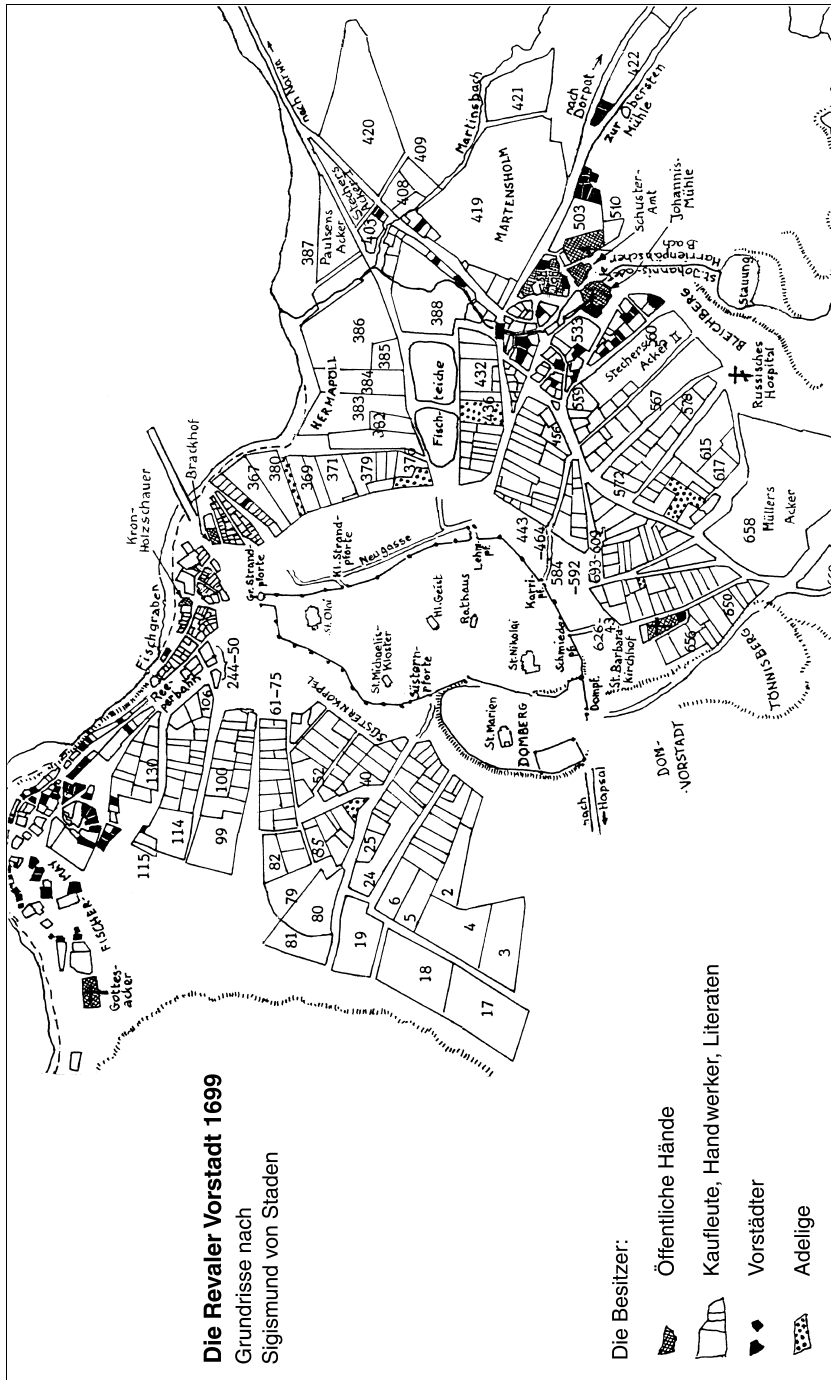
7. Rotte: 34 Männer (2 „tun keine Wache“)
8. Rotte: 37 Männer (3 keine Wache)
9. Rotte: 92 Männer (19 keine Wache)
10. Rotte: 75 Männer (14 keine Wache)

**Karri- und Schmiedepforten-Quartier:**

11. Rotte: 43 Männer (3 keine Wache)
12. Rotte: 53 Männer (6 keine Wache)
13. Rotte: 42 Männer (17 keine Wache)
14. Rotte: 35 Männer (3 keine Wache)

Christinenthal und Laksberg: 69 Männer

Zusammen: 843 Männer (67 keine Wache)







## Namen alter Vorstadtstraßen und -wege in neuerer Zeit

### 1. Im Westen und Nordwesten der Altstadt

Ziegelstraße (seit 1882), estn. Telliskivi tänav  
 Ziegelkoppelsche Straße (1773), estn. Telliskopli t.  
 Süsternstraße (seit 1872 als Fortsetzung der altstädtischen Süsternstraße),  
 estn. Nunna t.  
 Alte Fischermaystraße (seit 1881, davor Fischermaischer Weg), estn. Vana-Kalamaja t.  
 Kleine Fischermaystraße (17. Jahrhundert, 1925), estn. Kesk-Kalamaja t.  
 Kotzebuestraße (19. Jahrhundert), estn. Kotzebue t.  
 Lindenstraße (seit 1872), estn. Niine t.  
 Neue Fischermaystraße (seit 1881?), estn. Uus-Kalamaja t.  
 Mehlstraße (seit 1881), estn. Jahu t.  
 Große und Kleine Batteriestraße (seit 1877), estn. Suur- u. Väike-Pattarei t.  
 Uferstraße (nordwestliches Ende), estn. Kalaranna t.  
 Fischgraben, estn. Kalarand

### 2. Im Nordosten der Altstadt

Hafenstraße (seit 1882), estn. Sadama t.  
 Kleine Strandpforte, estn. Väike-Rannavärava t. Die Zufahrt zur Hafenstraße verlief wohl parallel zur Begrenzung des Admiralitätshofes.  
 Neugasse (1653), estn. Uus t.  
 Alte Lehmstraße (17.–19. Jahrhundert, Name 1889), estn. Vana-Viru t.  
 Russischer Markt (1791), estn. Vene turg, 1925 Viru väljak  
 Narvsche Straße (1872), estn. Narva maantee, 1743 Wierscher Weg, 1801 Wesenbergsche Straße, auch St. Petersburgsche Straße oder Catharinenthalsche Straße

### 3. Im Osten und Südosten der Altstadt

Gonsiorstraße (1876), estn. Gonsiori t.  
 Schubbestraße (19. Jahrhundert), estn. Sube t.  
 Eisenstraße (1899), estn. Raua t.  
 Dörptsche Straße (1843), estn. Tartu maantee, früher bis zur Steinbrücke: Brückstraße, Steinstraße, Steinbrückstraße, von da an 1676 Wierscher und Jerwischer Weg

- Turmstraße (1882?), estn. Tornimäe t.  
Makerstraße (1881, 1849 Mackerstraße), estn. Maakri t.  
Lennukstraße (1923), estn. Lennuki t., vorher Arefjew- und Regiments-  
straße  
Imantastraße (1923), estn. Imanta t., früher Große Arefjewstraße, 1846  
Orechowstraße  
Lembitstraße (1923), estn. Lembitu t., früher Große Baleasnoi-Straße  
Kaufmannstraße (1804), estn. Kaupmehe t.  
Kentmannstraße (nach 1843), estn. Kentmanni t., früher Hospitalstraße,  
dann Gebhardtstraße. Die Fortsetzung über die Breite Sandstraße hin-  
aus hieß auch später Hospitalstraße  
Breite Sandstraße (1876/77), estn. Liivalaia t., vorher Varianten, auch  
Große (Breite, Neue) Kasansche Straße  
Kasansche Straße (1843, 1923), estn. Kaasani t., früher auch Kleine Sand-  
straße  
Tatarenstraße (1872, 1923), estn. Tatari t., im 18. Jahrhundert entstand auf  
dem Müllerschen Acker die Tatarische Slobode  
Große Rosenkranzstraße (1785), estn. Suur-Roosikrantsi t., vorher Bar-  
barastraße  
Kleine Rosenkranzstraße, estn. Väike-Roosikrantsi t.  
Armesündergasse (1854), estn. Vaestepatuste t., zwischendurch auch  
Zechstraße, Sperrgasse  
Pernausche Straße, estn. Pärnu maantee. Seit ca. 1835 hieß die Straße im  
Stadtbereich Große Pernausche Straße, die Fortsetzung zur Steinbrük-  
ke seit 1876 Kleine Pernausche Straße, die in die Kleine Dörptsche Stra-  
ße mündete

#### *4. In der Domvorstadt*

- St. Antonisberg, estn. Tõnismägi, früher Tönnisberg  
Königstalerstraße (1788), estn. Toomkuninga t.  
Waisenhausstraße (nach 1867), estn. Toom-Vaestekooli t.  
Wittenhofstraße (18. Jahrhundert?), estn. Wittenhofi t., 1923 Endla t.  
Baltischportsche Straße (1789), estn. Paldiski maantee, 1755 Rogerwieck-  
sche Straße, Hapsalsche Straße, Wieckscher Weg  
Falckensteg (1856/57), estn. Falgi tee



# Der Buchhandel in Reval im 18. Jahrhundert

von Indrek Jürjo

Die Geschichte des deutschen Buchhandels, in dessen Rahmen man auch die ältere Buchgeschichte der baltischen Provinzen behandeln muß, gliedern die deutschen Kulturhistoriker in drei Epochen.<sup>1</sup> In der Frühzeit des Buchhandels von 1450 bis 1564 war der Drucker-Verleger, der selbst eigene Druckschriften auf Messen und Verkaufsreisen vertrieb, die typische Figur. In den folgenden Epochen blieb der Drucker dem Verlag und Vertrieb der Bücher schon fern. Während der Buchdrucker zu einer zünftigen Organisation mit eigenen Vorschriften gehörte, blieb der Buchhandel bzw. der Verlag ein „freies“ Gewerbe, das jeder betreiben konnte.

Typisch für die zweite, lange Epoche von 1564 bis 1764 war der Verleger-Sortimenter. Er brachte die eigenen Verlagsartikel ungebunden auf die Messen und tauschte sie mit anderen Verlegern gegen deren Verlagsprodukte, womit er sich ein Sortiment zum weiteren Tausch oder Verkauf erwarb. Der Tauschhandel war wegen der zahlreichen territorialstaatlichen Währungen und des ungeordneten Münzwesens besonders in Deutschland ausgebildet, während er im Ausland nie eine bedeutende Rolle spielte. In dieser Epoche mußte jeder Buchhändler Verleger und Sortimenter, manchmal auch Drucker in Personalunion sein und Produktion und Distribution unmittelbar verbinden.<sup>2</sup> Da durch Tausch fast jedes Buch abgesetzt werden konnte, erschienen immer mehr wertlose Schriften auf dem Markt.

Die dritte Epoche begann ungefähr mit dem Jahr 1764. Auf Initiative der Leipziger Verleger und Buchhändler löste sich der Buchhandel von der veralteten Form des Tauschhandels, der die wirtschaftlichen Interessen der Buchhändler des kulturell stärker entwickelten Norddeutschland beeinträchtigte, und ging zum Nettohandel über.

---

<sup>1</sup> Im folgenden stütze ich mich auf Helmuth Kiesel, Paul Münch, *Gesellschaft und Literatur im 18. Jahrhundert. Voraussetzungen und Entstehung des literarischen Markts in Deutschland*. München 1977, S. 123-132; für die Erforschung der Geschichte des Buchwesens im Zeitalter der Aufklärung ist noch immer unentbehrlich Johann Goldfriedrich, *Geschichte des Deutschen Buchhandels*. Bd. 2, Leipzig 1908; Bd. 3, Leipzig 1909.

<sup>2</sup> Vgl. Reinhard Wittmann, *Soziale und ökonomische Voraussetzungen des Buch- und Verlagswesens in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts*, in: *Buch- und Verlagswesen im 18. und 19. Jahrhundert. Beiträge zur Geschichte der Kommunikation in Mittel- und Osteuropa*, hrsg. v. Herbert G. Göpfert (u.a.). Berlin 1977, S. 6.

Im baltischen Randgebiet des deutschen Kulturraums sind diese Epochen des Buchhandels nicht so fest umrissen wie in den Kulturzentren Deutschlands. Aber auch hier waren die Buchdrucker gleichzeitig die ersten Buchhändler. Im Jahre 1591 erwarb der berühmte Rigaer Buchdrucker Nicolai Mollyn das Privileg, auch den Buchhandel zu betreiben.<sup>3</sup> Die ersten Revaler Buchdrucker Christoph Reusner und Heinrich Westphal druckten hauptsächlich öffentliche Publikationen und traten als Verleger nicht hervor, weswegen sie auch am Vertrieb der Bücher nicht sehr interessiert waren.<sup>4</sup> Erst der dritte Drucker des Revaler Gymnasiums, Adolph Simon, bemühte sich ernsthafter um den Buchhandel. Aber sofort geriet er in Konflikt mit den Revaler Buchbindern Severin Thomas und Hinrich von Jürgky, die den Buchhandel als ihr Sonderrecht betrachteten. Es lag nahe, daß der Buchbinder als eigentlicher Gestalter des fertigen Buches auch den Kleinhandel mit Büchern übernahm und daß das kaufende Publikum ihn bevorzugte, weil er gebrauchsfertige Ware lieferte.<sup>5</sup> Der Revaler Rat, der den Streit schlichten sollte, schuf 1665 im Bereich des Buchhandels feste Grenzen. Den Druckern und den Buchbindern blieben die gleichen Rechte, Handel mit gedruckten Bogen und ungebundenen Büchern zu treiben, gebundene Bücher aber durften nur letztere verkaufen. Im Jahre 1672 gelang es jedoch Simon, von der schwedischen Vormundschaftsregierung ein Privileg zu erhalten, durch das ihm die öffentliche Buchhandlung mit ungebundenen wie auch mit gebundenen Büchern gestattet wurde. Der Magistrat unterstützte die Buchbinder, bestätigte das Privileg nicht, und der Konflikt brach erneut in voller Schärfe aus. Simon paktierte jetzt mit dem dritten Revaler Buchbinder Joachim Weiss jun., der an dem Gerichtsprozeß nicht teilnahm. Simon beabsichtigte, in dem Weiss'schen Buchladen auch eigene Druckschriften zu verkaufen. Da er so den Buchhandel mit gebundenen Büchern in Reval und auf dem Lande fortsetzte, blieb dem gegen ihn prozessierenden Buchbinder Thomas schließlich nichts anderes übrig, als Simon alle gebundenen Bücher abzu kaufen. Diese insgesamt 700 Bände waren geistliche Werke und Schulbücher.<sup>6</sup>

<sup>3</sup> Vgl. Arend Buchholtz, *Geschichte der Buchdruckerkunst in Riga 1588–1888*. Riga 1890.

<sup>4</sup> Vgl. Friedrich Puksov, *Eesti raamatu arengulugu. Seoses kirja ja raamatu üldise arenemisega* (Entwicklungsgeschichte des estnischen Buches. In Verbindung mit der allgemeinen Entwicklung von Schrift und Buch). Tallinn 1933, S. 55–58.

<sup>5</sup> Vgl. Hellmuth Helwig, *Das deutsche Buchbinder-Handwerk*. Handwerks- und Kulturgeschichte. Bd. II, Stuttgart 1965, S. 116–137.

<sup>6</sup> Vgl. Friedrich Puksov, *Raamatukauplemise oludest Tallinnas XVII sajandi keskel* (Zur Situation des Buchhandels in Tallinn in der Mitte des 17. Jahrhunderts), in: *Ajalooline Ajakiri* (1937), Nr. 1, S. 1–11.

Simons Prozeß mit den Buchbindern schuf jedoch keine stabilen Rechtsverhältnisse im Buchhandel, da Simons Nachfolger, der Buchdrucker Christoph Brendeken, mit dem Buchbinder und Verleger Christian Trapp wieder dieselben Konflikte hatte wie sein Vorgänger.<sup>7</sup> Estlands und Livlands Buchmarkt in der schwedischen Zeit belebte zum Glück die Dorpater Universität, die von Revaler und Rigaer Buchhändlern versorgt wurde. 1702 eröffnete der Rigaer Buchhändler Nöller sogar eine Filiale seiner Rigaer Buchhandlung bei der Universität in Pernau.<sup>8</sup>

Katastrophale Bedeutung für die kulturelle Entwicklung der baltischen Provinzen hatten der Nordische Krieg und die nachfolgende Pest, deren zerstörerische Wirkung mit der des Dreißigjährigen Krieges in Deutschland vergleichbar ist. Im Laufe des Krieges wurden Estland und Livland 1710 in das Russische Reich inkorporiert. Für Reval bedeutete dies den endgültigen Niedergang zu einer bescheidenen Provinzstadt, weil von der russischen Regierung die neue Hauptstadt St. Petersburg bevorzugt wurde. Kennzeichnend für die Stagnation ist Revals niedrige Einwohnerzahl, die im Laufe des ganzen 18. Jahrhunderts die Einwohnerzahl vom Ende der schwedischen Zeit (1708) nicht überstieg (9801).<sup>9</sup> Die Vereinigung mit Rußland bedeutete aber in den traditionellen kulturellen Beziehungen der baltischen Provinzen keinen jähen Bruch, da mit den von den Ständen bei der Kapitulation 1710 errungenen Privilegien der deutsche Charakter der baltischen Provinzen erhalten blieb. Auch strebte die russische Zentralgewalt im vornationalen Zeitalter der Aufklärung nicht nach der administrativen und kulturellen Unifizierung der Ostseeprovinzen mit dem Russischen Reich. Vor allem durch den Buchhandel gehörte das Baltikum zum nordosteuropäischen Kommunikationssystem, in dem gerade in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein verhältnismäßig engmaschiges Informationsnetz bestand.<sup>10</sup>

Im Revaler Buchhandel des 18. Jahrhunderts hatten die Buchdrucker eine bescheidene Bedeutung. Hauptsächlich beschränkte sich ihre Tätigkeit als Sortimentsbuchhändler auf die Produktion der eigenen Drucke-

---

<sup>7</sup> Puksov, *Arengulugu* (wie Anm. 4), S. 124.

<sup>8</sup> Friedrich Puksov, *Raamatukauplemisest rootsi ajal Tartus ja Pärnus, eriti akadeemia raamatukauplejaist* (Zum Buchhandel während der Schwedenzeit in Tartu und Pärnu, besonders von den Buchhändlern der Akademie), in: *Ajalooline Ajakiri* (1932), Nr. 2, S. 97f.

<sup>9</sup> Vgl. Csaba Janos Kenéz, *Bevölkerungsentwicklung und Sozialstruktur Revals 1754–1796*, in: *Zeitschrift für Ostforschung* 30 (1981), S. 481–493.

<sup>10</sup> Vgl. Heinz Ischreyt, *Buchhandel und Buchhändler im nordosteuropäischen Kommunikationssystem (1762–1797)*, in: *Buch und Buchhandel im 18. Jahrhundert*, hrsg. v. Giles Barber u. Bernhard Fabian. Hamburg 1981 (Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens. 4), S. 249–269.

rei. Größer war die Rolle der Drucker bei der Versorgung der Bauern mit kirchlicher Gebrauchsliteratur, die sehr gewinnbringend sein konnte.

1716 wurde der Schwiegersohn des Druckers Adolph Simon, Johann Köhler, Besitzer der Gymnasialdruckerei. In der schwierigen Nachkriegslage konnte der junge Nachfolger das seinem Vorgänger von der schwedischen Regierung verliehene Privileg verteidigen, das estnische Haus- und Kirchenbuch zu verlegen.<sup>11</sup> Estnischsprachige kirchliche Literatur begann die vom Estländischen Provinzialkonsistorium 1721 gegründete Ehnische Bücher Verlags Cassa zu verlegen. Aber auch der Druck der umfangreichen Haus- und Kirchenbücher sowie der Bibel, deren Druckzahl auf 5 000–6 000 stieg, war für Johann Köhler und seinen Sohn Jacob Johann, der 1736 die Druckerei vom Vater übernahm, immerhin noch ein sehr einträgliches Unternehmen.

Die eigenen Verlagsprodukte verkaufte der Drucker sehr selten direkt an den Käufer. Als Buchhändler war vor allem der Buchbinder tätig, dem der Drucker seine Produktion zum Binden übergab. Auch für den Buchbinder war die estnischsprachige Literatur die einträglichste und lebenswichtigste Ware. Da Köhler aber als Drucker nicht energisch genug war, klagten die Buchbinder ihn im Winter 1745 wegen seines Zögerns beim Druck von geistlicher Literatur und ABC-Büchern an. Das Fehlen estnischsprachiger kirchlicher Literatur auf dem Buchmarkt gerade in der Jahreszeit, in der die Bauern die meisten Bücher kauften, verminderte die „Nahrung“ der Buchbinder.<sup>12</sup> Ein Vermittler von geistlicher Literatur an die Bauern war oft auch der Pastor, dem die Buchbinder die Literatur für die Verbreitung in seiner Gemeinde in größeren Partien zu bevorzugten Preisen verkauften.<sup>13</sup>

Die Revaler Drucker gaben darüber hinaus im 18. Jahrhundert mit Erfolg Kalender heraus, die mit ihrer stabilen Grundstruktur, aber Aktualität der Nachrichten am besten den konservativen Lesegewohnheiten der Bauern entsprachen.<sup>14</sup>

Erst dem viel energischeren Nachfolger Köhlers im Druckeramt, Axel Heinrich Lindfors, gelang es nach jahrelangen Prozessen, die Privilegien

<sup>11</sup> Vgl. Friedrich Puksoo, Jacob Johann Köhler. *Esimese eesti piibli trükkal* (Jacob Johann Köhler. Der Drucker der ersten estnischen Bibel), in: Vana Tallinn (Alt-Tallinn). Bd. 4, Tallinn 1939, S. 5–34.

<sup>12</sup> Ebenda, S. 22ff.

<sup>13</sup> Ebenda, S. 33.

<sup>14</sup> Vgl. Kaja Noodla, *Eesti raamatu lugeja XVIII sajandi lõpul ja XIX sajandi algul* (Der Leser des estnischen Buches am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts), in: Paar sammukest eesti kirjanduse uurimise teed (Einige Schritte auf dem Weg der Erforschung der estnischen Literatur). Bd. XI, Tallinn 1986, S. 8–30, hier S. 13f.

aus der schwedischen Zeit zurückzuerhalten. Im Jahre 1778 erkannte man endgültig mit Senatsukas dem Drucker das Recht zu, Haus- und Kirchenbücher zu verlegen, und über das Provinzialkonsistorium verhängte man wegen der Usurpierung dieses Rechts während eines halben Jahrhunderts eine Geldstrafe.<sup>15</sup>

Mit dem Ukas Katharinas II. vom 15. Januar 1783 wurde die Gründung von Privatdruckereien in Rußland genehmigt. Dieser Ukas hatte auch in Reval, wo bisher nur die Gymnasiumsdruckerei existierte, Auswirkungen. Spätestens im Jahre 1786 gründeten der Sohn des hiesigen Buchbinders Martin Christoph Iversen und der aus Mecklenburg kommende Johann Sigmund Fehmer auf dem Domberg eine Privatdruckerei.<sup>16</sup> Die Druckerei zog 1788 vom Domberg in die Unterstadt und war bis zum Verbot der Druckereien in der Zeit der Reaktion unter Paul I. 1796 dort tätig. Iversen und Fehmer verlegten und druckten auch estnischsprachige Literatur, aber im Revaler Buchhandel hatten sie nur marginale Bedeutung.

Die größte Rolle im Buchhandel spielten in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts nach wie vor die Buchbinder. In dieser Periode waren in Reval acht Buchbinder als Bürger registriert.<sup>17</sup> Am aktivsten waren Christian Trapp, der schon in der schwedischen Zeit mit Büchern gehandelt hatte, und Johann Gellern, der 1713 Bürger wurde. Gellern kommt besondere Bedeutung zu: 1721 erhielt er vom Magistrat das Privileg des Buchhandels,<sup>18</sup> zugleich war er Kommissionär der Petersburger Akademie

---

<sup>15</sup> Vgl. Tiit Reimo, *Tallinna linna ja gümnaasiumi trükikoja kirjastustegevus 18. sajandi II poolel – 19. sajandi I veerandil* (Die Verlagstätigkeit der Revaler Stadt- und Gymnasialdruckerei in der zweiten Hälfte des 18. und im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts), in: *Eesti Akadeemilise Raamatukogu aastaraamat 1996* (Jahrbuch der Bibliothek der Estnischen Akademie 1996). Tallinn 1997, S. 125–148. Im Hinblick auf die Geschichte des Buchwesens interessante Prozeßakten veröffentlichte Lindfors selbst schon im Jahre 1774: *Acten in Sachen des Kayserl. ehstnischen Provincial-Consistorii, und des Herrn Rathsverwandten Axel Heinrich Lindfors, in väterlicher Vormundschaft seines Sohnes gleichen Namens. Betreffend den der hiesigen Kayserl. privilegirten Buchdruckerey zustehenden Verlag des ehstnischen Hand- oder Gesangbuchs*. Reval 1774.

<sup>16</sup> Vgl. Friedrich Puksoo, *Tallinna esimesed eratrükikojad XVIII sajandi lõpul ja XIX sajandi esimesel poolel* (Die ersten Tallinner Privatdruckereien am Ende des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts), in: *Vana Tallinn (Alt-Tallinn)*. Bd. 3, Tallinn 1938, S. 5–23.

<sup>17</sup> Vgl. Georg Adelheim, *Das Revaler Bürgerbuch 1710–1786*. Reval 1934 (Beiträge zur Kunde Estlands. XIX).

<sup>18</sup> Das Privileg an den Buchbinder Gellern, einen Buchladen zu errichten, wird vom Magistrat folgendermaßen begründet: „Wenn wir dann Supplicantis billigmäßigen Gesuch zu deferiren, um so vielmehr, wenige Bedenken getragen, als wir erwogen, daß seit der nechst abgewichenen Contagion in An: 1710 kein offener Buchladen an diesem Orte vorhanden gewesen, und daher die hiesigen Einwohner, bevorab die Literati, studierende Jugend und andere die Lecture liebende necessiret worden, die

der Wissenschaften.<sup>19</sup> Die Hauptwaren der Buchbinder waren Kalender und religiöse Gebrauchsliteratur, vor allem Gesang- und Gebetbücher. Im Bücherlager von Gellern gab es jedoch auch anspruchsvollere Literatur; davon zeugen zwei handschriftliche Sortimentskataloge aus den Jahren 1746 und 1748, in denen 464 Werke aufgezählt sind (die Zahl der Bände war noch größer).<sup>20</sup>

Gellern bot den Revaler Lesern in großer Anzahl die Meisterwerke der Zeit an. Die Frühaufklärung ist mit dem gegen das theologische Weltbild gerichteten historisch-kritischen Lexikon von Pierre Bayle sowohl im französischen Original als auch in deutscher Übersetzung vertreten, mit Fontenelles „Gespräche(n) über mehr als eine Welt“, Fénelons „Die Abenteuer von Telemach“ und mit einer Auswahl der philosophischen Werke von Leibniz. Im Katalog findet man die meisten Werke Christian Wolffs und auch Bücher über seine Schulphilosophie. Des weiteren konnte der Revaler Leser die damalige Kontroverse in der deutschen Literaturtheorie und -kritik verfolgen, denn in Gellerns Katalog findet man die Werke des den Klassizismus kultivierenden Johann Christoph Gottsched sowie das Hauptwerk seines Schweizer Opponenten Johann Jakob Breitinger, „Critische Dichtkunst“. Gellerns Bücherlager wurde mit aktuellen Neuerscheinungen beliefert; davon zeugen die „Fabeln und Erzählungen“ von Christian Fürchtegott Gellert im Katalog, die erst im selben Jahr erschienen waren.

Gellern verkaufte daneben historische, politische und juristische Werke, Biographien, Lexika und antike Literatur. Die Schulbücher (Jan Ko-

---

benöthigte Bücher mit vielen Unkosten und hasart von ausländischen Fremden, dem Ohrten herein zu verschreiben, oder von andern deren Profession es nicht ist, eingebundene Bücher aufs theuerste an sich zu kauffen. Als wird in Ansehung dessen, und aus andere bewogenden Uhrsachen Supplicant Johanna Gellern nicht allein die gebotene Freyheit, einen offenen Buchladen in dieser Stadt zu etabliren, hiemit und Krafft dieses Stadts Obrigkeitl: concediret, besonderen auch, so viel unsere Stadts Jurisdiction betrifft ein Privilegium auf zehn nach ein ander folgende Jahren ertheilet. So und der Gestalt daß à dato derer hiesigen Stadts Einwohnern, noch andere aus dem Lande oder von ausländischen Ohrten herein Kommenden vergönnet noch zu gelaßen seyn solle, einen Buchladen zu gleich mit erwehnten unsern Bügern Johanna Gellern in dieser Stadt aufzurichten, weniger gebundene und ungebundene Bücher, bey Verlust sothaner Bücher, zum Schaden und projuditz Supplicantis hieselbst zu verkauffen, vornach sich einjeder zu richten, und vor Schaden zu hüten hatt.“ Tallinna Linnaarhiiv (Revaler Stadtarchiv) (TLA), Best. 230, Verz. 9-I, A. 38, S. 126f.

<sup>19</sup> Puksov, Arengulugu (wie Anm. 4), S. 130.

<sup>20</sup> TLA, Best. 230, Verz. 1, A. 451 („Catalogus derer Bücher so zu bekommen in Reval bey Johanna Gellern 1746“). Ein analoger, handschriftlicher Katalog aus dem Jahr 1748, wo 448 Werke aufgezählt werden, befindet sich in der Baltica-Abteilung der Akademischen Bibliothek Estlands. Puksov, Arengulugu (wie Anm. 4), S. 130, behauptet, daß 1746 auch ein gedruckter Katalog von Gellern erschien, in dem sogar 1400 Werke aufgezählt sind. Wahrscheinlich handelt es sich hier um einen Irrtum.

menskys „Orbis pictus“ und zahlreiche Lehrbücher von Hübner sind vertreten) brachten Gellern sicherlich den besten Absatz. Die theologische und Erbauungsliteratur macht im Katalog nur 17% aus, aber mit Sicherheit kann man annehmen, daß gerade diese Bücher viel gekauft wurden. Neben deutschen und auch estnischen Bibeln und Gesangbüchern konnte das berühmte Trostbuch des Vorpietisten Johann Arndt, „Vier Bücher vom wahren Christentum“, Verkaufserfolge erzielen. Pietismus und Herrnhutertum, die damals in den baltischen Provinzen noch eine starke geistige Wirkung ausübten, sind mit den Werken von August Hermann Francke und Nikolaus Ludwig Graf Zinzendorf vertreten.

Die Preisspanne in Gellerns Buchladen reichte von 25 Kopeken bis zu 30 Rubel (so viel kostete Bayles Lexikon). Für den estnischen Käufer war selbst die billigste Bibelausgabe, die 1 Rubel 25 Kopeken kostete, noch teuer genug. Großenteils waren die Bücher in deutscher Sprache gedruckt, in französischer Sprache waren es 43 und auf lateinisch nur 36. Die kleine Zahl der lateinischsprachigen Bücher ist auch mit der geringen Zahl der Literaten leicht erklärbar: Auch auf Deutschlands Buchmarkt sind die Universitätsstädte und Nichtuniversitätsstädte, in denen nur etwa halb so viele lateinischsprachige Publikationen erschienen, klar unterscheidbar.<sup>21</sup>

Die Mitte des 18. Jahrhunderts war eine Umbruchszeit im kulturellen Leben Deutschlands, die auch das Buchwesen stark beeinflusste. Die Zahl der Leser stieg rapide, und auch das Leseverhalten veränderte sich: Von der intensiven Wiederholungslektüre der wenigen, in der Regel religiösen Bücher ging man über zu einer extensiven Lektüre vieler Bücher, was dem Leseverhalten des modernen Menschen entspricht. Der Buchhistoriker Rolf Engelsing bezeichnet diesen Prozeß als Leserevolution.<sup>22</sup> Auch der Buchmarkt machte einen wesentlichen Wandel durch: Aus dem alten Tausch- oder Changehandel entwickelte sich auf Initiative der Leipziger Verleger der reine Nettohandel, das moderne kapitalistische Konkurrenzdenken entstand. Leipzig wurde endgültig zum „Centralplatz“ des deutschen Buchhandels,<sup>23</sup> woran sich auch die baltischen Buchhändler orientierten.

---

<sup>21</sup> Goldfriedrich, *Geschichte* (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 391.

<sup>22</sup> Vgl. Rolf Engelsing, *Die Perioden der Lesergeschichte in der Neuzeit*, in: Ders., *Zur Sozialgeschichte deutscher Mittel- und Unterschichten*. Göttingen 1973, S. 11-154 u. 283-292.

<sup>23</sup> Vgl. Hazel Rozenstrauch, *Leipzig als „Centralplatz“ des deutschen Buchhandels*, in: *Leipzig. Aufklärung und Bürgerlichkeit*, hrsg. v. Wolfgang Martens. Heidelberg 1990, S. 103-124.

Die Jahrhundertmitte bedeutete auch in der Geschichte der Ostseeprovinzen eine gewisse Zäsur. Das Land erholte sich von den harten Folgen des Nordischen Krieges, besonders die Gutsbesitzer bereicherten sich durch den Branntweinexport nach Rußland, es entstanden prächtige Herrenhäuser. Natürlich hatte die erhebliche Kaufkraftzunahme der Adligen für den örtlichen Buchmarkt ebenfalls positive Folgen. Außerhalb Deutschlands waren die baltischen Landedelleute neben dem ungarischen Adel bis weit ins 19. Jahrhundert die verlässlichsten Abnehmer deutscher Belletristik.<sup>24</sup>

Der Leserzuwachs ermöglichte, obwohl die Zahl der anspruchsvollen Leser in Estland nicht sehr groß gewesen sein dürfte, auch die Eröffnung einer professionellen Buchhandlung in Reval. Der erste professionelle Sortimentsbuchhändler in Reval kam direkt aus dem Zentrum des deutschen Büchermarktes, Leipzig. Der Siebenjährige Krieg hatte ihn gezwungen, in das entlegene Reval umzuziehen. Am 19. November 1759 suchte Johann Jacob Illig beim Revaler Rat um die Genehmigung nach, in der Stadt eine Buchhandlung anzulegen, und hob dabei seine Fähigkeiten und Möglichkeiten als Leipziger Buchhändler besonders hervor.<sup>25</sup> Am

<sup>24</sup> Wittmann, Voraussetzungen (wie Anm. 2), S. 25.

<sup>25</sup> Illig schrieb: „Eben, da ich mit den Gedancken umging, mich um einen vortheilhaften Ort zu Anfertigung einer Buchhandlung um zu sehen, und insbesondere außerhalb Teutschland mein Glück in Rücksicht sowohl der Menge der dortigen Buchhändler als auch der mit denen dasigen Kriegs Unruhen jetzo verknüpften großen Gefährlichkeiten und andern Beschwerden mehr zu versuchen: wurde mir von der Iverschen Buchhandlung in Lübeck die Eintreibung ihrer hieselbst aus stehenden Schulden übertragen und dadurch Gelegenheit gegeben, mich hieher zu wenden und den Entschluß zu faßen, eine Buchhandlung mit einen offenen Laden hiesigen Orts anzulegen, daferne nur dazu die Umstände sich meiner Absicht günstig anlaßen und hierbey mein erträglicher Unterhalt und Auskommen wahrscheinlicher Weise voraus zu sehen seyn wurden.

So bequem ich nun diese Gegend zum Abgang der Bücher bey der eben nicht geringen Anzahl derer sowohl hier in der Stadt als auch im Lande vorhandenen Gelehrten und andern Liebhabern von freyen Künsten, guten Geschmack und Wissenschaften zu seyn glaube: so sehr zuträglich dürfte auch die Anlegung einer Buchhandlung dem Publico daher seyn; weil Niemand der hiesigen Einwohner, ohne ein wirklicher Buchhändler zu seyn und die dazu erforderliche auswärtige Kundschaft zu besitzen, im Stande ist, die Bücher um einen so billigen Preiß feil zu haben, wie ich solches in Erwägung dessen stellen kan; da ich sie nicht erst mittelbar durch einen Dritten, sondern unmittelbar von Leipzig bekommen; gleich ich sie dann, nach erhaltener Erlaubnis, fast um eben den Preiß, wofür sie alda zu bekommen sind, und zwar bloß mit dem Unterscheide zu verkauffen verspreche, daß ich an Statt eines schlechten Thalers in Betracht meiner Mühe, Unkosten und Unterhalts mich eines Rubells bediene; welches nicht alleine derjenigen catalogus, den ich von meinen mitgebrachten Büchern hieselbst drucken zu laßen Willens bin, sondern auch der Künfte gegen den Auswärtigen beweisen kan.

Damit ich nun einen Versuch und zuverlässigen Überschlag machen könne, ob bey einer Buchhandlung hiesigen Orts zu bestehen sey: so gereicht an Einen HochEdlen und Hochweisen Rath meine gehorsamste Bitte, mir die hohe Freyheit, Bü-

6. Dezember 1759 wurde sein Gesuch genehmigt, und obwohl Illig anfangs nur um ein Probejahr gebeten hatte und noch nicht fest entschlossen war, in Reval endgültig Fuß zu fassen, wurde er schon am 10. Dezember 1759 als Bürger aufgenommen.<sup>26</sup>

Illigs vorläufiger Entschluß, sich nicht endgültig in Reval niederzulassen, könnte auch durch seinen Konflikt mit den örtlichen Buchbindern verursacht worden sein. Die Buchbinder waren sehr verärgert, daß Illig auch Schulbücher und kirchliche Literatur verlegte und verkaufte und so ihre traditionellen Einnahmequellen zu beschränken drohte. Die Buchbinder beschuldigten Illig, er erhalte vom Verkauf der Gesangbücher 50% Einkünfte, weswegen das Gesangbuch allzu teuer (1 Rubel) sei. In seiner Supplik an den Revaler Rat vom 11. März 1768 versprach Illig, „zum Besten der Liebhaber der Lecture und Wissenschaften, absonderlich aber denen Herren Gelehrten jeglicher Facultät und der studierenden Jugend zu dienen, mich hieselbst völlig zu etablieren und einen complete Buchhandel zu führen, um auf diese erlaubte Arth mein Aus Kommen zu suchen und die mit einem völligen etablisement verknüpfte depenses bestreiten zu können“,<sup>27</sup> und suchte beim Rat um ein Buchhandelsprivileg nach, das die Buchbinder aus dem Konkurrenzkampf ausschließen sollte („Es treiben aber die hiesigen Buchbinder wie bekant durchgängig einen öffentlichen Buchhandel; ein Gewerbe, das in der gantzen Welt [...] einen besonderen Handel aus machet, und nirgends mit der Buchbinder-Profession verknüpft, sondern davon eben so separirt ist als andere Professionaires der Handel mit denjenigen Waaren, die sie verarbeiten, nicht gestattet wird ...“). Illig war bereit, den Buchbindern auch Zugeständnisse zu machen, und gestattete ihnen, mit ABC-Büchern und kleinen Katechismen zu handeln. Er verpflichtete sich, die Geschäftsinteressen der Buchbinder zu berücksichtigen und seine Bücher in Reval im Vergleich zu den Preisen der Leipziger Buchmesse nicht bedeutend teurer zu verkaufen.<sup>28</sup>

---

cher an Jedermann sowohl von den hiesigen Einwohnern als auch Landschen öffentlich verkauften zu dürffen, auf ein einziges Jahr hochgeneigt zu gönnen; da ich dann nach Verlauf sothaner Zeit in dem Fall, wann der Ausgang meines Vorhabens mit meiner Hoffnung eintreffen wird, hieselbst um das Bürger-Recht anzuschen und denen hiesigen Gesetzen mich gantz zu unterwerffen nicht ermangeln werde.“ TLA, Best. 230, Verz. 9-I, A. 38, S. 88f. u. 106.

<sup>26</sup> Adelheim, Bürgerbuch (wie Anm. 17), S. 81.

<sup>27</sup> TLA, Best. 230, Verz. 9-I, A. 38, S. 123.

<sup>28</sup> „Damit ich aber nicht das Ansehen gewinne, durch dieses erbothene und ungezweifelt zu hoffende Vorrecht, das hiesige Ehrb. Amt schaden oder drücken, und von dem Privilegio profitiren zu wollen; so will ich gerne geschehen laßen, daß die Buchbinder, gebundene A.B.C. Bücher Kleine Catechismos und andere hier gedruckte Bücher, einem jeden feil halten, auch den bereits verschriebenen und mit

Über Illigs Tätigkeit als Buchhändler gibt es leider nur spärliche Quellen. Am 15. Oktober 1761 verkündete er in den Rigaschen Anzeigen, daß der Katalog seiner Buchhandlung erschienen sei und allen Interessenten kostenlos zur Verfügung stehe, und bot gleich mehrere kostbare Werke an. Das teuerste davon war das 68bändige große Universallexikon aller Künste und Wissenschaften, das 136 Rubel kostete. Illig gab in der Folge gedruckte Buchkataloge heraus, die aber alle verschollen sind. Deshalb ist die Hauptquelle für die Erforschung seiner Tätigkeit als Buchhändler das Revaler Anzeigenblatt „Revalische Wöchentliche Nachrichten“, dessen Gründer und erster Herausgeber 1772 Illig selbst war. Damit belebte der aktive Buchhändler in Estland das nach dem Nordischen Krieg für mehr als ein halbes Jahrhundert darniederliegende Pressewesen neu.

Selbstverständlich benutzte Illig das Anzeigenblatt auch zur Werbung für die eigenen Bücher. Aus vielen, auf mehrere Jahrgänge verstreuten Buchanzeigen ergibt sich, daß sein Buchladen Bücher aus sehr unterschiedlichen Wissensgebieten feilbot. Am reichhaltigsten waren Geschichte und Geographie vertreten, daneben viel praktische Literatur über Tierarzneikunde, Militärwesen, Gärtnerei, Bierbrauerei, Kindererziehung usw.; einen festen Platz in seinem Geschäft hatten allerlei Lexika und Wörterbücher. Daneben bot Illig noch in größerer Anzahl Romane, Schauspiele und Noten an. In breiteren Leserkreisen hatten wahrscheinlich auch die Kalender und die sich gerade damals verbreitenden Almanache einen guten Absatz. Es dominierte natürlich die deutschsprachige Literatur, aber in Illigs Bücherlager findet man auch französisch- und englischsprachige Bücher.

Offensichtlich gedieh Illigs Buchhandel gut, und in Reval war er ein angesehener Mann. Am 28. November 1783 schrieb er an den Magistrat: „Ich bin gesonnen mein in der Langstraße allhier, dem großen Gilde

---

dem ersten Schiffe zu hoffenden Vorrath an andern Büchern, biß sie können, verkauft: ich hingegen verbinde mich, 1) wenn ich ein oder anderes Buch welches nicht mehr roh zu haben ist, gebunden erhalten sollte, den Band, so gut er auch ist, zu cassiren, damit das hier errichtete Buchbinder-Amt, in ihrer Profession und daraus zu suchenden Verdienst, nicht im geringsten beeinträchtigt oder geschmälert werde, 2) jährlich so wie bisher geschehen, einen Catalogum meiner Bücher, mit beygesetzten Preißen drucken zu lassen, und selbige so wie vorhin, dergestalt zu reguliren, daß für ein Buch das in Leipzig einen Thaler gilt, nicht mehr, als einen Rubell worin meine Mühe, Unkosten und geringer Profit begriffen seyn soll, fordern und nehmen will, in dieser Absicht will ich 3) jährlich von Leipzig einen Preiß-Catalogum besorgen und geschehen lassen, daß durch, aus Ein HochEdlen und Hochweißen Rath abgeordnete Glieder, mein Catalogus und die darin bestimmte Preiße, nach jenem revidiret werden; endlich werde ich 4) mir äußerst angelegen seyn lassen, die hier beliebten Schul-Bücher, weil solche auch von ärmern gekauft werden müssen, jederzeit für den billigsten Preiß zu überlassen.“ TLA, Best. 230, Verz. 9-I, A. 38, S. 124f.

Hause gegenüber belegenes Steinhaus auszubauen, und zur Wohnung zu optiren.“<sup>29</sup> Von seinem hohen Sozialprestige zeugt auch die Tatsache, daß er zum Rittmeister der Schwarzenhäuptergesellschaft gewählt wurde.<sup>30</sup>

Ein herausragendes Ereignis in der Buchgeschichte und in der ganzen Kulturgeschichte der baltischen Provinzen bildet die Niederlassung des wohl berühmtesten baltischen Buchhändlers und Verlegers, Johann Friedrich Hartknoch, 1763 in Mitau (Jelgava) und zwei Jahre später in Riga.<sup>31</sup> Mit geschäftlichem Spürsinn erkannte der aus Königsberg kommende Hartknoch in der bisher spärlich mit Büchern versorgten nordöstlichen Region Europas einen vielversprechenden Buchmarkt. Als Sortimentsbuchhändler wurde Hartknoch zum Gründer der ersten modernen Buchhandlung im Baltikum, die Geschäftsverbindungen nach Deutschland besaß und auch in St. Petersburg und Moskau Käufer fand. 1770, als Hartknoch über das Recht verhandelte, die Druckschriften der Petersburger Akademie der Wissenschaften zu verbreiten, konnte er seinen Petersburger Kontrahenten bereits stolz mitteilen, daß er nicht nur mit deutschen Buchhändlern, sondern auch mit Buchhändlern in Frankreich, Holland, der Schweiz, England und Italien Handel trieb.<sup>32</sup>

Selbstverständlich gehörte auch Estland zum Hinterland dieser hochkarätigen Buchhandlung. Seit 1779 war Hartknochs Kommissionär in Reval der Professor der Domschule, Carl Ludwig Carpov, bei dem auch Kataloge erhältlich waren.<sup>33</sup> Aus Hartknochs Anzeige in dem Revaler Blatt geht klar hervor, daß er in dieser Stadt eine stabile Kundschaft besaß und sich nicht besonders um Reklame kümmerte.<sup>34</sup>

Illig bekam 1779 einen weiteren Konkurrenten in Gestalt des Buchbinders C. Albrecht aus Wesenberg (Rakvere), der auf dem Domberg beim Sattler Schmieder seine Firma Albrecht und Co. gründete. In seiner Anzeige in den „Revalischen Wöchentlichen Nachrichten“ machte Albrecht große Versprechungen: „Wir wiederholen unser Versprechen, ein ausgesuch-

<sup>29</sup> TLA, Best. 230, Verz. 9-I, A. 38, S. 211.

<sup>30</sup> Friedrich Amelung, Georg Wrangell, Geschichte der Revaler Schwarzenhäupter. Reval 1930, S. 323-325.

<sup>31</sup> Über Hartknoch gibt es sehr viel Sekundärliteratur, aber bisher noch keine Monographie. Die beste zusammenfassende Darstellung bietet Henryk Rietz, Johann Friedrich Hartknoch 1740–1789, in: Wegbereiter der deutsch-slawischen Wechselseitigkeit, hrsg. v. Eduard Winter u. Günther Jarosch. Berlin 1983, S. 89-99.

<sup>32</sup> A.A. Zajceva, Knigotorgovaja dejatel'nost' Gartknochov i Peterburgskaja Akademija nauk (Die Buchhändlerstätigkeit der Hartknochs und die Petersburger Akademie der Wissenschaften), in: Latvijas PSR Zinātņu Akadēmijas Vēstis (1990), Nr. 4, S. 45-52, hier S. 46.

<sup>33</sup> Revalische Wöchentliche Nachrichten 1779, Nr. 10.

<sup>34</sup> „Nicht um meine Handlung erst bekannt zu machen, oder selbige unter großen Versprechungen zu empfehlen, denn eine vieljährige Erfahrung hat mir gezeigt, daß dieses nicht mehr nöthig sey (...).“ Ebenda.

tes Lager sowohl von deutscher als besonders auch französischer, auch englischer und italiänischer Lectüre, welches wir aus den ersten Quellen nehmen, beständig zu halten, und in den Preisen die größte Billigkeit, und in den Verschreibungen die genaueste Sorgfalt und Promptitude zu beobachten. Da wir von dem Geschmack des Publici, und von der wirklich großen Anzahl der Bücher Liebhaber schon überzeugt sind, so haben wir nicht Ursach, an der uns nöthigen Unterstützung zu zweifeln.“<sup>35</sup> Es bleibe dahingestellt, ob es sich hier um eine realistische Einschätzung des Marktes oder bloß um Schmeichelei der potentiellen Käufer handelte.

Im Unterschied zu den Buchbindern besuchten Illig und Albrecht regelmäßig die Leipziger Buchmesse und gehörten so nach der Klassifikation der deutschen Buchhistoriker zur höheren Schicht der Buchhändler.<sup>36</sup> Mit ihren regelmäßigen Messereisen versorgten sie die estländischen Leser immer mit den neuesten Produkten des deutschen Buchmarktes. Das beweist u.a. auch der Meßsortimentskatalog der Fa. Albrecht und Co. auf 72 Seiten, in dem aus der Messe angeschaffte Bücher verzeichnet sind.<sup>37</sup> Über das Sortiment der Buchhandlung von Albrecht gibt dieser Meßkatalog leider keine einheitliche Übersicht; der Katalog des Bücherlagers ist leider verlorengegangen.

Albrecht und Illig waren beide auch als Verleger tätig. Teilweise war dies durch den im deutschen Buchhandel noch andauernden Tauschhandel bedingt. Illigs Stärke lag vor allem im Sortimentsbuchhandel, als Verleger machte er nur einige bescheidene Versuche. In den von Gustav Schwetschke bearbeiteten Meßjahrbüchern „Codex nundarius Germaniae literatae continuatus“ wird Illig nur in den Jahren 1766 und 1768 erwähnt, und auch hier ist er nur mit drei deutschsprachigen Büchern vertreten.<sup>38</sup> Albrecht dagegen verlegte 56 Bücher: Im Jahre 1779 präsentierte er auf der Leipziger Messe zehn Bücher, 1780 lassen sich 15, 1781 14, 1782 neun und 1783 acht von Albrecht und Compagnie verlegte Bücher eruieren.<sup>39</sup> In den Jahren 1776–1778 stellte noch der Revaler August Wagner auf der Leipziger Buchmesse vier deutschsprachige Bücher vor.<sup>40</sup> Zweifellos konnten die Revaler Buchhändler und Verleger auf der Leipziger Buch-

<sup>35</sup> Revalische Wöchentliche Nachrichten 1779, Nr. 11.

<sup>36</sup> Wittmann, Voraussetzungen (wie Anm. 2), S. 14 u. 16.

<sup>37</sup> Verzeichniß der Bücher, welche aus der Frankfurter und Leipziger Ostermesse vom Jahr 1780. angeschafft und nebst vielen andern um billige Preise zu haben sind, bey Albrecht und Compagnie. Reval 1780. Ein Exemplar befindet sich in der Baltica-Abteilung der Akademischen Bibliothek Estlands.

<sup>38</sup> Gustav Schwetschke, Codex nundinarius Germaniae literatae continuatus. Meß-Jahrbücher des Deutschen Buchhandels. Fortsetzung die Jahre 1766 bis einschließlich 1846 umfassend. Halle 1877; Nachdr. Nieuwkoop 1963, S. 245 u. 249.

<sup>39</sup> Ebenda, S. 271, 273, 275, 277 u. 279.

<sup>40</sup> Ebenda, S. 266 f. u. 269.

messe nicht mit dem Rigaer Verleger Hartknoch wetteifern, der damals Herder und Kant verlegte und auch mit der Menge der von ihm verlegten Bücher die estländischen Kollegen bei weitem übertraf. Als Verleger war des weiteren der Mitauer Buchhändler Jakob Friedrich Hinz sehr aktiv, der in den Jahren 1772–1781 in Leipzig 74 von ihm verlegte Bücher präsentierte.<sup>41</sup>

Beim Blättern in den Leipziger Meßkatalogen bekommt man von Albrechts Verlagsproduktion, die zumeist Unterhaltungs- und popularisierende Literatur bevorzugte, eine gewisse Vorstellung.<sup>42</sup> Literarisch hervorragend ist die dreibändige Ausgabe von Jean Jacques Rousseaus „Philosophische(n) Werke(n)“, die die wichtigsten philosophischen und politischen Werke des großen französischen Aufklärers beinhaltet.<sup>43</sup> Der Übersetzer war der sich damals in Estland aufhaltende deutsche populäre Trivialschriftsteller Johann Friedrich Ernst Albrecht. Auf dem Titelblatt des ersten, im Jahre 1779 erschienenen Bandes steht als Verlagsort: „Reval und Wesenberg, bey Albrecht und Compagnie“, auf den folgenden, in den Jahren 1781 und 1782 erschienenen Bänden: „Reval und Leipzig“. Offensichtlich rechneten „Albrecht und Compagnie“ mit einem Verkaufserfolg in Deutschland und nicht mit dem engen baltischen Buchmarkt.<sup>44</sup>

Albrecht und Co. verlegten auch die trivialwissenschaftliche „Philosophie im anmuthigen Gewande, in Dialogen und Erzählungen“, das freimaurerische Werk „Die drey Säulen der Unbekannten im Lande“ mit Fortsetzung, theologische Literatur, die Beschreibung von James Cooks Reisen (in deutscher sowie in französischer Sprache), ein Buch über Tartarstan, einige naturkundliche Bücher, historische Biographien, Erzählungen und Schauspiele. Albrechts Verlagsprodukte waren meistens auf Deutschlands Buchmarkt ausgerichtet und hatten inhaltlich mit Estland

<sup>41</sup> Ebenda, S. 255, 257, 261, 263, 265, 267, 269, 271, 273 u. 275; vgl. Heinz Ischreyt, Jakob Friedrich Hinz. Ein vergessener Buchhändler und Verleger in Mitau, in: Nordost-Archiv 5 (1972), H. 22/23, S. 3-14.

<sup>42</sup> Allgemeines Verzeichniß derer Bücher, welche in der Frankfurter und Leipziger Ostermesse des 1780 Jahres entweder ganz neu gedruckt, oder sonst verbessert, wieder aufgelegt worden sind, auch inskünftige noch herauskommen sollen. Leipzig, bey M.G. Weidmanns Erben und Reich. Albrechts Verlagsprodukte sind außerdem im Michaelismesse-Verzeichnis von 1780 und in den Messeverzeichnissen der Jahre 1781 und 1782 aufgeführt.

<sup>43</sup> Vgl. Aarne Vinkel, J.J. Rousseau teoste tõlkest ja tundelistest kirjandusest XVIII sajandi Eestimaal (Zur Übersetzung der Werke von J.J. Rousseau und zur sentimentalen Literatur in Estland im 18. Jahrhundert), in: Keel ja Kirjandus (1958), S. 21-24.

<sup>44</sup> Über seine Intentionen schreibt der Übersetzer im Vorbericht des ersten Bandes: „Rousseaus Werke sind bisher nur einzeln übersetzt worden. Dies brachte mich auf den Gedanken, die eigentlichen philosophischen Schriften, dieses einzigen großen Schriftstellers Frankreichs, dem deutschen Publika in einer vollständigen Sammlung zu liefern.“

sehr wenig zu tun. Einzige Ausnahmen davon sind die „Esthländische poetische Blumenlese für das Jahr 1780“ und Johann von Breverns „Vom Verfall des Credits in Ehstland“ (1780).

In Reval konnte Albrecht jedoch nicht festen Fuß fassen. Wahrscheinlich ging sein Geschäft von Anfang an nicht gut, denn am 11. Juli 1782 zeigte Albrecht in den „Revalischen Wöchentlichen Nachrichten“ die Wiedereröffnung seiner Buchhandlung an, was einen dazwischenliegenden Stillstand andeutet. Nach dem Jahr 1783 verschwinden überhaupt die Nachrichten über die Firma Albrecht und Co. aus den Zeitungsblättern, woraus man folgern muß, daß die Firma ihre Tätigkeit endgültig einstellte.

Illig, der im Jahr 1788 starb, war offensichtlich in seinen letzten Jahren nicht mehr aktiv als Buchhändler tätig, denn schon zu seinen Lebzeiten meldete am 1. März 1786 der 25jährige Kaufmann Christian von Glehn die Öffnung eines neuen Buch- und Kunstladens in der Breitstraße. Der junge Glehn hatte vor seiner Etablierung als Kaufmann die Möglichkeit gehabt, sich drei Jahre auf Reisen sowohl in Rußland als auch in Deutschland aufzuhalten, wo er vielleicht auch Anregungen für die Gründung seiner Buchhandlung bekam.<sup>45</sup> In seiner Anzeige schildert Glehn die bisherige Entwicklung des Buchhandels in Estland vielleicht in zu düsteren Farben: „Schon so lange wünschten die Freunde der Gelehrsamkeit, der Litteratur und des Geschmacks, einen nähern Weg, diese geistigen Vergnügungen zu erlangen, als der ist, den sie bisher giengen und gehen mußten, weil sie keinen andern hatten. – Schon so lange waren sie gezwungen, alle Producte in diesen Fächern, zu unmäßigen Preisen, von entfernten Orten kommen zu lassen, und trotz der übertheuren Bezahlung, Monate lang zu warten, ehe sie das Verschriebene erhielten.“<sup>46</sup> Glehn beteuert die niedrigen Preise seiner Bücher, die jedermann nach dem Katalog, der schon im Druck sei, selbst beurteilen könne. Die Gründung der Buchhandlung erforderte jedoch längere Zeit, denn am Ende des Jahres entschuldigt sich Glehn beim Publikum und verspricht, „daß das Lager im nächsten Frühjahr ganz vollständig seyn, und man nach keinem Werke von einiger Bedeutung vergebens fragen wird“.<sup>47</sup> Im Frühjahr 1787 meldet die Zeitung, daß der neue Katalog der Glehnschen Buchhandlung (zu einem Preis von 10 Kopeken) erschienen sei.<sup>48</sup>

Einen Blick in Glehns Buch- und Kunsthandlung zu werfen, ermöglicht uns der einzige erhalten gebliebene, im Jahre 1789 in Reval gedruckte

<sup>45</sup> TLA, Best. 230, Verz. 9-I, A. 30, S. 9 u. 11.

<sup>46</sup> Revalische Wöchentliche Nachrichten 1786, Nr. 10.

<sup>47</sup> Revalische Wöchentliche Nachrichten 1786, Nr. 49.

<sup>48</sup> Revalische Wöchentliche Nachrichten 1787, Nr. 12.

Katalog,<sup>49</sup> in dem 3926 Werke verzeichnet sind. Der Katalog ist in 19 Bereiche gegliedert, was die Orientierung erheblich erleichtert. Die Klassifizierungskriterien sind recht konfus, aber für den heutigen Buchhistoriker von Interesse, weil man so Glehns Niveau als Buchhändler beurteilen kann. Am weitschweifigsten ist der Bereich Philosophie, wo neben echten philosophischen Werken auch allerlei moralistische, satirische und sogar freimaurerische Werke aufgeführt sind. Dieses Segment könnte man auch allgemein als Aufklärungsliteratur bezeichnen. Dem Aufklärungssäkulum entsprechend ist der Anteil dieser Literatur auch am größten: 14,9%. Biographien, Erzählungen und Romane machen 13,4% aus, Geschichte, Geographie, Statistik, Topographie und Reisebeschreibungen 8,7%, Medizin 8,3%, Bücher zur Erziehung und Unterweisung der Jugend, Sprachlehrbücher und Wörterbücher 7,6%, französische Bücher 6,4%, Theologie, Kirchengeschichte und Erbauungsliteratur 6,2%, Schauspiele 6,1%, Naturgeschichte, Physik, Chemie und Alchemie 4,6%, Gedichte 4%, griechische und lateinische Autoren, Mythologie 3,5%, Mathematik, Navigation, Astronomie, Baukunst und Kabbala (!) 2,9%, Schriften, die die Literatur, Kritik, schöne Wissenschaften und freie Künste betreffen, 2,6%, Ökonomie, Land- und Hauswirtschaft, Gartenbau, Forstwissenschaft und Viehzucht 2,6%, Recht und Finanzwesen 2%, Handel, Handwerk sowie Koch- und Kunstbücher 2%, Noten 2%, militärische Bücher, Ingenieurwissenschaft, Kriegsbaukunst und Taktik 1,4%, periodische Schriften 0,7% (26 Ausgaben).

Die Auswahl der Bücher ist sehr repräsentativ: Die Werke fast aller Geistesgrößen des Aufklärungsjahrhunderts (Voltaire, Montesquieu, Diderot, Rousseau, Condillac, Helvétius, Hume, Leibniz, Lessing, Herder, Wieland, Kant, Goethe u.a.) sind in Glehns Bücherlager vorhanden, abgesehen von den heutzutage wenig bekannten, aber im 18. Jahrhundert sehr geschätzten Autoren. Der allgemeinen Entwicklung zu einer Verjüngung des Angebots im Laufe des 18. Jahrhunderts entspricht auch Glehns Bücherlager, in dem kaum ein Buch älter als 20 Jahre war.<sup>50</sup>

Im Vergleich zu Gellerns Katalog aus der Mitte des Jahrhunderts fällt auf, daß sich die Zahl der religiösen und theologischen Literatur sprunghaft vermindert hatte. Das entspricht den allgemeinen Säkularisierungs-

---

<sup>49</sup> Verzeichniß von Büchern, Musikalien, Landcharten und Kupferstichen, welche in der Buchhandlung in Reval, um beygesetzte Preise gegen baare Bezahlung zu haben sind (318 Seiten). Das einzige Exemplar befindet sich in der Universitätsbibliothek Tartu.

<sup>50</sup> Ernst Weber, Sortimentskataloge des 18. Jahrhunderts als literatur- und buchhandelsgeschichtliche Quellen, in: Bücherkataloge als buchgeschichtliche Quellen in der frühen Neuzeit, hrsg. v. Reinhard Wittmann. Wiesbaden 1985 (Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens. 10), S. 223.

tendenzen in Europa im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts und bestätigt die Beobachtungen der Zeitgenossen über die geringe Religiosität in Reval.<sup>51</sup> Auch in der theologischen Literatur sind die Vertreter des theologischen Rationalismus (Lessing, Leß, Bahrds u.a.) in der Mehrzahl, ein Bestseller der Andachtsliteratur wie Arndts „Wahres Christentum“ fehlt vollkommen.

Im Katalog wird Nachricht gegeben, daß Glehn Kommissionär der Hummelschen Musicalien-Officin in Amsterdam sei. So konnten die Revaler Musikliebhaber durch Glehns Buchhandlung auch das Beste der europäischen Musikkultur zu denselben Preisen wie in Amsterdam erwerben. Neben Büchern und Noten verkaufte Glehn weiter Kunstgegenstände (Kupferstiche, Ölgemälde, Büsten, Vasen u.a.).

Glehn war vor allem Sortimentsbuchhändler, aber auch als Verleger startete er einige Versuche. In seiner Buch- und Kunsthandlung erschienen 1786/87 in Kommission die ersten drei Bände der von August Kotzebue herausgegebenen Monatsschrift „Für Geist und Herz“, daneben verlegte Glehn 1787/88 die beiden ersten Bände von Kotzebues „Kleine(n) gesammelte(n) Schriften“, die gleichzeitig in Leipzig bei Paul Gotthelf Kummer erschienen. Gewisse Anzeichen sprechen dafür, daß Kotzebue selbst in den Jahren 1786–1788 Teilhaber von Glehns Buchhandlung war.<sup>52</sup>

Ungeachtet der relativ großen Literatúrauswahl waren einige Käufer mit Glehns Buchhandlung unzufrieden. Der Revaler Korrespondent der „Allgemeinen Literatur-Zeitung“ äußert sich hierbei sehr kritisch: „Nur eine einzige Buch- und Kunsthandlung befindet sich hier in der Stadt: sie gehört nicht zu den ansehnlichen und wird sich schwerlich zu einem solchen Rang erheben, da bey dem Geldmangel der Absatz nicht stark ist, sie auch keine eignen Verlagsbücher hat.“<sup>53</sup> Natürlich schien einigen anspruchsvolleren Lesern Glehns Buchhandlung im Vergleich mit den größten Buchhandlungen Deutschlands noch mangelhaft sortiert.<sup>54</sup> Aber die Kritik an Glehns Buchhandlung klingt ein wenig nörgelnd, wenn man

<sup>51</sup> Vgl. Fritz Valjavec, *Geschichte der abendländischen Aufklärung*. Wien/München 1961, S. 169–172. Die geringe Besucherzahl in Revals Kirchen und den Niedergang des Prestiges der kirchlichen Lebensweise betonen auch Johann Christoph Petri, *Briefe über Reval nebst Nachrichten von Ehst- und Liefland*. Deutschland 1800, S. 101, und Elisabeth Hoffmann, *Bilder aus Revals Vergangenheit*. Reval 1912, S. 17.

<sup>52</sup> Henning von Wistinghausen, *Die Kotzebue-Zeit in Reval im Spiegel des Romans „Dorothee und ihr Dichter“ von Theophile von Bodisco*, in: *Aufklärung in den baltischen Provinzen: Ideologie und soziale Wirklichkeit*, hrsg. v. Otto-Heinrich Elias (u.a.). Köln (u.a.) 1996 (*Quellen und Studien zur baltischen Geschichte*. 15), S. 280f.

<sup>53</sup> *Allgemeine Literatur-Zeitung, Intelligenzblatt* 1790, Nr. 81, Sp. 660.

<sup>54</sup> *Die Lagerkataloge der größten deutschen Buchhandlungen verzeichneten bisweilen Zehntausende Werke*. Goldfriedrich, *Geschichte* (wie Anm. 1), Bd. 3, S. 541 f.

berücksichtigt, daß das Bücherlager des berühmten Berliner Verlegers und Buchhändlers Friedrich Nicolai nicht wesentlich umfangreicher war als die Buchhandlung des jungen Revaler Buchhändlers. Nicolais Lagerkatalog von 1787 verzeichnet insgesamt 5492 Werke, die in 24 verschiedene Klassen aufgeteilt waren.<sup>55</sup> Der Aufbau des Katalogs ähnelt dem von Glehn, vielleicht diente die Berliner Buchhandlung dem Revaler Buchhändler als Vorbild.

Leider trafen die pessimistischen Prognosen des Korrespondenten über den geringen Absatz auf dem estländischen Buchmarkt zu, denn schon zur Erscheinungszeit des Artikels in der „Allgemeinen Literatur-Zeitung“ hatte Glehn seine Buchhandlung aufgegeben und Anfang 1790 Peter Gottlieb Bornwasser überlassen.<sup>56</sup> Wahrscheinlich kostete Glehn die Komplettierung seines Bücherlagers allzu viel Geld, das er beim geringen Absatz auf dem engen estländischen Buchmarkt nicht schnell genug zurückverdiente. In Glehns Geschäften stand die Buchhandlung auch nicht an erster Stelle, denn er besaß noch eine Lederfabrik sowie eine Windmühle, die er einige Jahre nach der Liquidierung seiner Buchhandlung ebenfalls verkaufte.<sup>57</sup>

Glehns Nachfolger Peter Gottlieb Bornwasser hatte früher in der Seidenhandlung seines Bruders Johann Christian als Geselle gearbeitet. Nach dem Tod des Bruders 1782 wandte er sich am 21. Juni 1782 an den Rat mit der Bitte, ihm mit Gewinnung des Bürgerrechts die Handlungsfreiheit mit Seidenwaren zu gestatten. In seiner Supplik erwähnte Bornwasser auch, er habe sich vier Jahre in St. Petersburg beim Kaufmann Wilhelm Cassel „in der Buchhalterey (...) perfectioniert“.<sup>58</sup> Es bleibt unklar, wann Bornwasser vom Seidenhandel zum Buchhandel umstieg; Friedrich Puksov vermutet, daß er noch in Illigs und Glehns Buchladen als Geselle gearbeitet habe.<sup>59</sup> Allerdings verkaufte Bornwasser Anfang 1785 schon selbständig Bücher<sup>60</sup> und unterhielt auch eine Leihbibliothek.

Bornwassers Buchhandlung erreichte stabile Verhältnisse, er selbst blieb bis zu seinem Tod am 25. März 1824 als Buchhändler tätig. Nach

<sup>55</sup> Vgl. Paul Raabe, Zum Bild des Verlagswesens in Deutschland in der Spätaufklärung. Dargestellt an Hand von Friedrich Nicolais Lagerkatalog von 1787, in: Buchhandel und Literatur. Festschrift für Herbert G. Göpfert zum 75. Geburtstag am 22. September 1982, hrsg. v. R. Wittmann u. B. Hack. Wiesbaden 1982, S. 129-153.

<sup>56</sup> Revalische Wöchentliche Nachrichten 1790, Nr. 2.

<sup>57</sup> Im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts ließ sich Glehn mit seiner Familie in Weissenstein (Paide) nieder, wo er am 12. November 1832 starb. Vgl. Wistinghausen, Kotzebue-Zeit (wie Anm. 52), S. 287; Lexikon des gesamten Buchwesens. Bd. 3, Lfg. 19, Stuttgart 1990, S. 186f. (Paul Kaegbein).

<sup>58</sup> TLA, Best. 230, Verz. 9-I, A. 17, S. 54f. u. 76f.

<sup>59</sup> Puksov, Arengulugu (wie Anm. 4), S. 139.

<sup>60</sup> Revalische Wöchentliche Nachrichten 1785, Nr. 2.

der Übernahme von Glehns Bücherlager beschäftigte sich Bornwasser eifrig mit dem Aufbau der eigenen Buchhandlung und versprach den Revaler Lesern, neue Literatur aus Deutschland und St. Petersburg zu bestellen.<sup>61</sup> In den nächsten Jahrgängen der „Revalischen Wöchentlichen Nachrichten“ inserierte Bornwasser oft seine neuen Bücher und bot den Interessenten den Lagerkatalog seiner Buchhandlung an. Leider ist erst aus dem Jahr 1803 ein Katalog erhalten,<sup>62</sup> der jedoch die Situation gerade im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts widerspiegelt.<sup>63</sup> Im Katalog sind 3090 Werke verzeichnet. Wenn man die im Katalog erwähnten, von Glehns Buchhandlung übriggebliebenen Bücher hinzurechnet, war Bornwassers Bücherlager bedeutend größer. Der Buchbestand sieht ähnlich aus wie bei Glehn; auffallend ist die Zunahme der Schul- und Kinderbücher (13% des gesamten Bücherlagers), die sich offensichtlich am besten verkauften. Im Bereich der philosophischen Literatur ist die Sekundärliteratur über Immanuel Kant besonders reichlich vertreten. Sicher rechnete Bornwasser hier mit den ihm bekannten örtlichen Philosophieliebhabern. Einer von ihnen war der Gymnasialprofessor Ernst August Wilhelm Hörschelmann, der eine Kant anerkennende, aber auch gegen ihn polemisierende Programmrede veröffentlicht hatte.<sup>64</sup>

Bornwasser war in erster Linie Sortimentsbuchhändler, aber bis zu einem gewissen Grad war auch er als Verleger tätig. Er sammelte Pränumerationen für eine Sammlung der russischen Gesetze in alphabetischer Ordnung und verlegte ein aus dem Russischen übersetztes juristisches Wörterbuch.<sup>65</sup> 1794 machte Bornwasser sogar den Versuch, das erste estnischsprachige Schauspiel des bekannten Volksaufklärers Friedrich Gustav Arvelius „Ramma Josepi Jubilei, üks römo ja öppetusse mäng, ühhes jones“ zu verlegen, aber sein Vorhaben mißlang aus Mangel an Subskri-

<sup>61</sup> Revalische Wöchentliche Nachrichten 1790, Nr. 2.

<sup>62</sup> Verzeichniß der Bücher, welche nebst vielen andern, in der Buchhandlung von Peter Gottlieb Bornwasser in Reval um beygesetzte Preise zu haben sind. Nach Classen geordnet. Reval 1803 (273 Seiten, Preis 40 Kopeken). Ein Exemplar befindet sich in der Baltica-Abteilung der Akademischen Bibliothek Estlands.

<sup>63</sup> Johann Christoph Petri, der die kulturelle Situation in Estland am Ende des 18. Jahrhunderts sehr gut kannte, hebt das gute Sortiment der Buchhandlung Bornwasser hervor: „Die Bornwassersche BuchHandlung in Reval hat ein ansehnliches Sortiment fremder, meistens aus Teutschland verschriebener VerlagsWerke, alle entweder schön gebunden oder broschirt: allein von eigenen VerlagsArtikeln findet man nicht einen. Ueber diess werden ihr von Zeit zu Zeit viele KommissionsArtikel in Musikalien, Kupferstichen, LandKarten und Gemälden aus Teutschland, Moskau, St. Petersburg und Riga zugesickt, die fast durchgängig sehr theuer verkauft werden.“ Allgemeiner Litterarischer Anzeiger 1801, Sp. 1070.

<sup>64</sup> Geständnisse und Wünsche, die Kantische Philosophie betreffend. Ein Programm. Reval 1789.

<sup>65</sup> Revalische Wöchentliche Nachrichten 1791, Nr. 47; 1792, Nr. 25.

benten, so daß die für die estnische Kulturgeschichte so interessante Handschrift nie im Druck erschien und offensichtlich verloren ging.<sup>66</sup>

Alle Revaler Buchhändler – Illig, Glehn und Bornwasser – sowie die Buchbinder Dienes und Boldt unterhielten noch Leihbibliotheken, womit sie zusätzlich verdienten und den ärmeren Stadtbewohnern Lesemöglichkeiten schufen.<sup>67</sup>

Die professionellen Buchhändler konnten die Buchbinder nicht vom Buchmarkt verdrängen. 1766 schlossen sich die Revaler Buchbinder im Buchbinderamt zusammen. Es liegt nahe, daß die Gründung eines eigenen Amtes, die man in dem Schragen mit dem Anwachsen der hiesigen Buchbinder begründete, mit dem Konflikt um den Buchhändler Illig im Zusammenhang steht. § 20 des Revaler Buchbinderschragens, dem der Amtsschragen der Rigaer Buchbinder zum Vorbild diente, beansprucht auch für die Buchbinder das Recht, Buchhandel zu betreiben: „So lange die Bücher Handlung hieselbst noch nicht ordentlich eingerichtet, und sich nicht mehrere Buchführer, welche Stadt und Land hinlänglich versorgen können, werden hieselbst niedergelassen haben, behalten die Buchbinder die Freiheit, allerhand sowohl gebunden als ungebunden öffentlich feil zu halten. Wann aber die Anzahl der Buchführer an diesem Orte zu nehmen sollte: So behält sich Ein Hoch Edler Rath vor, nach Beschaffenheit der Umstände hierin eine Änderung zu treffen.“<sup>68</sup>

Der Revaler Magistrat regelte diese Streitfrage aber nie, und im Revaler Buchhandel waren professionelle Buchhändler und Buchbinder weiterhin als Konkurrenten tätig.

Die meisten Buchbinder konnten sich als Buchhändler nicht besonders hervortun. Die eifrigsten Verkäufer waren Gottlieb Wilhelm Boldt und Johann Gerhard Dienes, die seit Anfang der 1780er Jahre neben dem Buchbinderhandwerk auch eine Buchhändlerlaufbahn einschlugen. Beide gaben Lagerkataloge heraus und veröffentlichten im Revaler Anzeigblatt Listen mit ihren neuangekommenen Büchern. Das Angebot der Buchbinder war sehr mannigfaltig: Neben der damals schon massenhaft verbreiteten Trivalliteratur findet man wissenschaftliche Literatur und hochwertige Belletristik. Die gedruckten Kataloge sind alle verschollen, aber aufgrund der von der Zensurbehörde am Ende des 18. Jahrhunderts ver-

---

<sup>66</sup> Hans Treumann, *Vanemast raamatukultuuriloost* (Von der älteren Kulturgeschichte des Buches). Tallinn 1977, S. 67.

<sup>67</sup> Vgl. Indrek Jürjo, *Lesegesellschaften in den baltischen Provinzen im Zeitalter der Aufklärung. Mit besonderer Berücksichtigung der Lesegesellschaft von Hupel in Oberpahlen*, in: *Zeitschrift für Ostforschung* 39 (1990), S. 550-555.

<sup>68</sup> TLA, Best. 190, Verz. 2, A. 477, S. 19.

faßten Verzeichnisse erhält man von den Bücherlagern der beiden Buchbinder einen guten Überblick.

Dienes' Bücherlager mit seiner Leihbibliothek beinhaltete 471 Werke, die meisten davon in einem Exemplar.<sup>69</sup> Mehrere Exemplare existierten von einigen populären Ausgaben oder von landwirtschaftlichen Handbüchern. Die Auswahl war nicht so repräsentativ wie z.B. in Glehns Buchhandlung, ermöglichte es dem Interessenten aber, allgemeinbildende, praktische wie auch unterhaltende Bücher zu erwerben.

Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts wurden in Deutschland vielfach neuartige Lehr- und Lesebücher für Kinder und Jugendliche veröffentlicht, wobei die Ausarbeitung der Kinderliteratur von Anfang an nicht nur ein pädagogisches, sondern auch ein wirtschaftliches Unternehmen bedeutete.<sup>70</sup> Dienes war der erste in Reval, der 1791 mit dem speziellen Weihnachtsverkauf von Kinder- und Jugendbüchern begann.<sup>71</sup> In den nächsten Jahren folgten auch andere Buchhändler seinem Vorbild. Als Weihnachtsgeschenk ihrer Kinder wurden den Revaler Eltern in größerer Anzahl unterhaltende und lehrhafte Bücher angeboten, wobei man zahlreiche, die naturnahe Erziehung propagierende Werke von Campe, Rochows „Kinderfreund“, die moralisierenden Kinderzeitschriften von Weiße und das „Elementarwerk“ des Philantropen Basedow besonders hervorheben sollte.

Das Bücherlager von Boldt sen. beinhaltete 486 Werke.<sup>72</sup> Hier findet man Schulbücher, populärwissenschaftliche Werke und Handbücher für das Alltagsleben, daneben auch eine Menge der aus der ersten Jahrhunderthälfte übriggebliebenen Literatur. Sein Nachfolger Johann Samuel Boldt jun. besaß nur einige dutzend Bücher.<sup>73</sup> Über den Besitz des Buchbinders Johann Quirinus Rabe gibt ein nach seinem Tod abgefaßtes Auktionsverzeichnis einen Überblick.<sup>74</sup> Im ganzen sind 499 Werke verzeichnet. Ein großer Teil davon umfaßt Schulbücher, vor allem Sprachlehren und Grammatiken, der Anteil an Weltliteratur ist beachtlich.

Obwohl die Buchbinder auch Literatur für den anspruchsvolleren und gebildeten Käufer besaßen, resultierte ihr Haupteinkommen vor allem

<sup>69</sup> Eesti Ajalooarhiiv (Historisches Archiv Estlands) (EAA), Best. 29, Verz. 7, A. 21, Bl. 38-53.

<sup>70</sup> Vgl. Wolfgang Promies, *Kinderliteratur im späten 18. Jahrhundert*, in: *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Bd. 3/2, München/Wien 1980, S. 765-831 u. 924-938.

<sup>71</sup> Revalische Wöchentliche Nachrichten 1791, Nr. 49 u. 50.

<sup>72</sup> EAA, Best. 29, Verz. 7, A. 21, Bl. 70-79.

<sup>73</sup> EAA, Best. 29, Verz. 7, A. 21, Bl. 80ff.

<sup>74</sup> Verzeichniß von Büchern, welche in den Rabschen Sterbhause für billige Preise zu haben sind. Reval 1781.

aus dem Verkauf der Schul- und Erbauungsliteratur sowie der Kalender. In den Bücherlagern der beiden Boldt bestand der Vorrat der zum Verkauf vorgesehenen Bücher laut Zensurbericht hauptsächlich „aus Bibeln, Predigt und Gesangbüchern ingleichen Catechismen und Abc Bücher, zum Behufe der protestantischen Kirchen-Gemeinen und Schulen, zum Theil in deutscher zum Theil in Estnischer Sprache“. <sup>75</sup> Die Zahl der estnischen Büchertitel war sehr gering – in Dienes' Bücherlager nur zwölf Titel –, aber wegen der hohen Auflagen war der Umsatz nach wie vor beträchtlich. Auch der vorstehend zitierte Korrespondent der „Allgemeinen Literatur-Zeitung“ schätzt die Kundschaft der estnischsprachigen Literatur als die größte.

Den Bauern verkauften noch alle Art Hausierer Literatur; sie wanderten umher und boten volkstümliche Lektüre sowohl auf dem Lande als auch in den Städten feil. Diese sog. Kolporteure waren die wichtigsten Lieferanten von Lesestoff in den entlegenen Gebieten, die weder Buchdruckereien noch Buchhandlungen aufwiesen – zumindest im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Der Ruf der Kolporteure bei den Zeitgenossen war denkbar schlecht; erst die Buchhistoriker begannen auf ihre Verdienste Wert zu legen. <sup>76</sup> Auch der Rigaer Buchdrucker Samuel Lorenz Frölich verbirgt nicht seine Verachtung für diese Hausierer in seiner Klageschrift an den Rigaer Magistrat, in der er darum ersucht, gegen diese Leute Maßnahmen zu ergreifen. <sup>77</sup>

Obwohl die baltischen Provinzen dem Russischen Reich eingegliedert waren, hatten russische Bücher in Revals Buchhandel eine sehr geringe Bedeutung. In Glehns und Bornwassers Lagerkatalogen fehlt russischsprachige Literatur überhaupt. Im Revaler Anzeigebblatt werden ab und zu russische Bücher angeboten: Jemand offeriert russische Lexika und mathematische Lehrbücher; <sup>78</sup> am 28. Januar 1790 verkündet Dienes, daß bei ihm „einige der neuesten Schriften in Russischer Sprache, welche in

<sup>75</sup> EAA, Best. 29, Verz. 7, A. 21, Bl. 23.

<sup>76</sup> Rudolf Schenda, *Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lese- stoffe 1770–1910*. Frankfurt a.M. 1970, S. 267.

<sup>77</sup> „(...) ist mir dieses Verfahren von den Hausirern, Pudel-Crämern, Bilder- und Glass-Leuten und wie sie sonst genennet werden mögen (andere Fremde und Einwohner selbst zu geschweigen) zugerichtet worden, welche sich in ihrem Thun und Lassen, weiß nicht erworbene oder eigene Freyheit nehmen, Stadt und Land durchziehen, Stege und Wege recognosciren, nicht allein nach Dörpt und Pernau, sondern auch nach denen kleinen Städten gehen, bey den Edel-Leuten auf den Höfen einkehren, ihre Waaren in diesen und andern Sachen, auch den Herrnhuter Cram veil bieten, damit Vorthail samlen, ihren Kuchen schmieren und, wan sie satt haben, davon gehen und freundlich thun, das es ihnen so wohl gelungen.“ Buchholtz, *Geschichte* (wie Anm. 3), S. 190f.

<sup>78</sup> Revalische Wöchentliche Nachrichten 1787, Nr. 21.

verschiedene Wissenschaften einschlagen“, zu haben seien und er auch die Bestellungen russischer Bücher annehme; mehrmals bot man den russischsprachigen St. Petersburger Kalender an.

Die äußerst niedrige Anzahl russischsprachiger Literatur im Buchhandel spricht einerseits von dem niedrigen kulturellen Niveau der russischen Bevölkerung Estlands, wo es 1782 nach offiziellen Angaben 3366 Russen gab,<sup>79</sup> andererseits von der unerschütterlichen Stellung der deutschen Sprache im öffentlichen Leben der Ostseeprovinzen, die auch gewisse Bestrebungen zur Vergrößerung der Rolle der russischen Sprache in der Statthalterschaftszeit nicht ins Wanken gebracht hatten. Von einer deutsch-russischen Kontroverse kann man in diesem vornationalen Zeitalter noch nicht sprechen. Ganz im Gegenteil, in den baltischen Provinzen herrschte damals gesteigerter Rußlandpatriotismus. Auch geben die Kataloge der Buchhändler keinen Anlaß, vom Fehlen des Interesses an Rußland zu sprechen, denn hier findet man reichhaltig deutsch- und fremdsprachige Literatur über Rußland, sog. Rossica, und russische Autoren in deutscher Übersetzung.

Zum Büchererwerb standen den Revalern außer dem Besuch der örtlichen Buchläden noch andere Möglichkeiten offen. Manche Käufer zogen es vor, die Literatur unmittelbar aus Deutschland zu bestellen. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, als in Estland ein sehr starker pietistischer Einfluß herrschte, bezog man viel religiöse Literatur direkt aus Halle. Der Pastor der Revaler Domkirche, Albert Anton Vierorth, schickte regelmäßig die Verzeichnisse der gewünschten Literatur nach Halle, um in Estland pietistische Lektüre und Gesinnung zu verbreiten.<sup>80</sup> Eifrige Literaturbesteller in Halle waren noch in der Mitte des Jahrhunderts Pastor Johann Georg Tidebühl und der Lehrer der Domschule, Johann Gottlob Ludwig, der u.a. auch die Bestellungen des örtlichen (leider namentlich unerwähnten) Buchhändlers vermittelte.<sup>81</sup> Gewöhnlich wur-

<sup>79</sup> Revalische Wöchentliche Nachrichten 1782, Nr. 33.

<sup>80</sup> Am 29. August 1737 schreibt Vierorth an Inspektor Bötticher: „Hier sende abermahl ein Verzeichnis von Büchern (...) Von gangbaren Materien muß immer eine zieml. Anzahl hier haben, Theils wegen der Entfernung und daß nur im Sommer die Gelegenheit ist; theils weil unvermuthet sich eine Gelegenheit eußert, etwas gutes durch diese oder jene Bücher befördern zu helfen.“ Staatsbibliothek Berlin, Preußischer Kulturbesitz, Nachlaß Francke, Karton 28, Bl. 362.

<sup>81</sup> Am 28. Februar 1752 schreibt Ludwig an Bötticher: „Es ist ein Buchhändler hier, der fast immer von Hamburg Bücher verschrieben. Weil nun vieles von dem so er hier nöthig hat, waysenhäusischer Verlag ist; so habe ich ihn gerathen directe von Halle solches zu verschreiben. Er hat mir hier auf hinliegende Aufsatz von Büchern zugeschickt, mit Bitte desfalls nach Halle zu schreiben, weil er nicht wisse, an wen er sich zu wenden habe.“ Staatsbibliothek Berlin, Preußischer Kulturbesitz, Nachlaß Francke, Karton 28, Bl. 160f.

den die Bücher aus Halle auf dem Landwege nach Lübeck gebracht und von dort per Schiff nach Reval transportiert. Aus Reval wurde die Halenser religiöse Literatur an die Landpastoren weitergeleitet. Regelmäßig erhielten die in Halle verlegte Missionsliteratur der Pastor von Karris (Karja) auf Oesel (Saaremaa), Johann Georg Holm,<sup>82</sup> und durch die Vermittlung Tideböhls Pastor Johann Reuter auf der Insel Runö (Ruhnu), der insbesondere unter der geistigen Isolierung litt.<sup>83</sup>

Aus der Buchhandlung des Halleschen Waisenhauses bestellte man noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Literatur nach Reval, als der Höhepunkt des Pietismus schon längst überschritten war. Der Buchbesteller Reinhold Johann Winkler interessierte sich schon für die Aufklärungsliteratur (so Basedows „Elementarwerk“ und die Werke der Aufklärungstheologen Michaelis und Jerusalem). Aus Winklers Brief vom 20. Mai 1788 ist zu ersehen, daß er früher die Bücher aus Halle durch die Vermittlung des Buchbinders Boldt erhalten hatte, jetzt aber große Hoffnungen auf die neu gegründete Buchhandlung Glehns setzte und weitere Buchbestellungen aufgab.<sup>84</sup>

Aus den Berichten des Revaler Zensors an den livländischen Zivilgouverneur in den Jahren 1799 und 1800<sup>85</sup> ist zu lesen, daß mehrere Revaler (die Apotheker Burchardt und Fick, Kaufmann Hambeck, die Firmen Frese und Sohn und Clayhills und Sohn) mehrmals ganze Bücherpakete aus dem Ausland bekamen. Im Revaler Anzeigeblatt boten oft Privatpersonen ihre Bücher an. Auch Bücherauktionen fanden statt, auf denen Bücher verlost wurden (z.B. wurden 1015 geistliche Werke aus der Bibliothek des Superintendenten Gotthard Johann Jaeger zum Besten der

---

<sup>82</sup> Am 15. März 1749 dankt J.G. Holm Gotthilf August Francke für die Literatur, die zu ihm über Reval kam (der 64ten Continuation der Ost-Indischen Nachrichten). Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt in Halle (Saale), Abteilung Archiv der Franckischen Stiftungen, C 381, Brief 41.

<sup>83</sup> Am 29. Oktober 1748 schreibt Tidebühl nach Halle: „Das Paquet an den P. Reuter lieget noch bey mir. Bey so später Jahrzeit ist nach der Insel wenig Gelegenheit: aber im Winter wenn es gefrieret, zeigt sich öfters dergleichen. Sonst war noch ein Paquet da mit der adresse an mich, in welchem die continuationes des Miß Ber. von n 46 bis 63 incl. enthalten waren.“ Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt in Halle (Saale), Abteilung Archiv der Franckischen Stiftungen, C 381, Brief 29. Unter derselben Signatur findet man auch Reuters Briefe an Gotthilf August Francke.

<sup>84</sup> „Wenn, wie ich hoffe, der 2te Band des 10ten Theils von dem Elementarwerk fertig ist etc. wie auch Michaelis orientalische Bibliothek 2tes Stück: so bitte es bey H. Bold seinen Büchern beyzulegen und mir den Preiß zu melden. Ein mehreres verlange ich diesmal nicht, indem wir endlich doch auch in unserer Stadt eine ansehnliche Buchhandlung bekommen haben.“ Staatsbibliothek Berlin, Preußischer Kulturbesitz, Nachlaß Francke, Karton 28, Bl. 463.

<sup>85</sup> Latvijas Valsts Vēstures Arhīvs (Historisches Staatsarchiv Lettlands) (LVVA), Best. 1, Verz. 1, A. 158, Bl. 28-47.

hinterbliebenen Witwe und der Waisen verlost).<sup>86</sup> Sogar Schiffbruch ermöglichte es den Revalern, bevorzugt neue Literatur zu erwerben: Ende Februar 1787 wurde eine Menge französischer Bücher aus einem gestrandeten französischen Schiff öffentlich verauktioniert.<sup>87</sup>

Die Jahre 1770–1810 waren in Deutschlands Buchgeschichte eine Zeit der Hochblüte des Pränumerations- und Subskriptionswesens. Von diesem Mittel der Literaturbeschaffung wurde besonders in den Randgebieten des deutschen Kultur- und Sprachgebietes Gebrauch gemacht, wo man die intensive Kommunikation mit der literarischen Metropole Deutschland suchte und auch Solidarität und Mäzenatentum gegenüber anderen Mitgliedern der „République des lettres“ demonstrieren wollte. Die Beteiligung der baltischen Provinzen, vor allem Kurlands, an solchen literarischen Vorhaben ist besonders auffallend.<sup>88</sup> Im Baltikum unterstützte man begeistert Klopstocks Plan, die Literaten aus der Abhängigkeit von Buchhändlern und Verlegern zu befreien, was Kopstock in seinem 1774 erschienenen Werk „Die deutsche Gelehrtenrepublik“ lautstark propagierte.<sup>89</sup> Für potentielle Käufer war es eine attraktive Vorstellung, zur Lesergemeinde des berühmten Dichters zu gehören.<sup>90</sup> Deshalb war die Zahl der Subskribenten gerade in den Randgebieten des deutschen Kulturraums überproportional groß: In dem publizierten Subskribentenverzeichnis findet man die Namen von 30 Revalern (hauptsächlich Literaten und Adlige, darunter auch Frauen).<sup>91</sup> Reval war in Klopstocks Unternehmen recht bescheiden vertreten, denn aus dem kleinen Mitau kamen 140 Subskribenten, aus Riga 48, und auch die anderen baltischen Kleinstädte unterstützten das Unternehmen. Für Klopstock war es wegen der großen Zahl der Subskribenten ein Erfolg, aber die Leser waren von seiner schwer verständlichen „Gelehrtenrepublik“ sehr enttäuscht.

In Reval vermittelten mehrere Personen die Literaturbestellungen, so der Professor der Domschule, Carl Ludwig Carpov, und der Gymnasialprofessor E.A.W. Hörschelmann, und sammelten Subskriptionen und Pränumerationen für allerlei Literatur. Sicherlich fand Carpov Besteller für die gesammelten Werke von Rousseau in 24 Bänden<sup>92</sup> und für die „Œuvres

<sup>86</sup> Revalische Wöchentliche Nachrichten 1793, Nr. 11.

<sup>87</sup> Revalische Wöchentliche Nachrichten 1787, Nr. 8.

<sup>88</sup> Reinhard Wittmann, Subskribenten- und Pränumerantenverzeichnisse als Quellen zur Lesergeschichte, in: Ders., Buchmarkt und Lektüre im 18. und 19. Jahrhundert. Tübingen 1982, S. 65.

<sup>89</sup> Vgl. Goldfriedrich, Geschichte (wie Anm. 1), Bd. 3, S. 139–149.

<sup>90</sup> Vgl. Kiesel, Münch, Gesellschaft (wie Anm. 1), S. 151.

<sup>91</sup> Friedrich Gottlieb Klopstock, Die deutsche Gelehrtenrepublik. Theil 1, Hamburg 1774, S. 58f.

<sup>92</sup> Revalische Wöchentliche Nachrichten 1782, Nr. 7.

complettes“ von Voltaire in 80 Bänden,<sup>93</sup> denn der Subskriptionspreis war überraschend niedrig: Ein Band von Rousseaus Werken kostete nur 30 Kopeken, von Voltaires Werken 40 Kopeken. Zum Vergleich: Eine Nummer der „Revalischen Wöchentlichen Nachrichten“ kostete bereits 5 Kopeken.

Die Möglichkeiten der verschiedenen sozialen Schichten, Bücher zu kaufen, hingen natürlich stark vom Buchpreis ab. Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts bedeutete eine Zeit des Lesebooms, aber auch eine Zeit der großen Buchpreissteigerungen. In den baltischen Provinzen waren die Preise wegen der Transportkosten noch um 8% höher.<sup>94</sup>

Glehns und Bornwassers Bücherkataloge geben eine Vorstellung von den unterschiedlichen Preisen der angebotenen Literatur. Die Preisspanne reicht von Büchlein für 10 Kopeken bis zu Luxuswerken, die einige Dutzend Rubel kosteten. Hier einige Beispiele zu den Preisen für die Meisterwerke der Weltliteratur und die baltische Aufklärungsliteratur in Glehns und Bornwassers Buchhandlungen: Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ in zwei Bänden kosteten 2 Rubel 15 Kopeken, Beccarias „Von den Verbrechen und Strafen“ 1 Rubel 90 Kopeken, Montesquieus „Vom Geist der Gesetze“ in vier Bänden 6 Rubel, Rousseaus vierbändige „Neue Heloïse“ 5 Rubel 50 Kopeken, Goethes „Die Leiden des jungen Werther“ 65 Kopeken, Merckels „Letten“ 2 Rubel 70 Kopeken, Petris dreibändiges Werk „Estland und die Esten“ 9 Rubel 30 Kopeken. Im Unterschied zu heute war Unterhaltungsliteratur nicht bedeutend billiger als wissenschaftliche Literatur.

Als potentielle Bücherkäufer kamen in Estland vor allem Adlige, Literaten und Kaufleute in Betracht. Von der starken Kaufkraftzunahme der Adligen war bereits die Rede, die Einkommen der Kaufleute waren sehr unterschiedlich, aber für den wohlhabenderen Teil der Kaufleute dürfte Büchererwerb kein finanzielles Problem gewesen sein. Eine feste Klientel der Buchhändler bildeten die Literaten, insbesondere die Pastoren hatten in den Ostseeprovinzen ein hohes Einkommen.<sup>95</sup> Auch die Handwerker verdienten im Baltikum mehr als ihre Amtsbrüder in Deutschland, sogar ein Geselle hätte sich eine kleine Bibliothek anschaffen können.<sup>96</sup>

<sup>93</sup> Revalische Wöchentliche Nachrichten 1784, Nr. 41.

<sup>94</sup> Vgl. August Wilhelm Hupel, Wegen der Bücher-Preise in Liefland, in: Nordische Miscellaneen (1786), St. 11-12, S. 448-452.

<sup>95</sup> Reichhaltige Angaben über Einkommen und Lebenshaltung der baltischen Literaten bringt Heinrich Bosse, Die Einkünfte kurländischer Literaten am Ende des 18. Jahrhunderts, in: Zeitschrift für Ostforschung 35 (1986), S. 516-594.

<sup>96</sup> Z.B. betrug der Tageslohn eines Maurergesellen in Reval 1787 45 Kopeken, eines Zimmermannsgesellen 36 Kopeken. Otto-Heinrich Elias, Reval in der Reformpolitik Katharinas II. Die Statthalterschaftszeit 1783-1796. Bonn-Bad Godesberg 1978 (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte. 3), S. 158.

Doch blieben Handwerker generell ihren traditionellen Lesegewohnheiten treu.

Im fingierten Briefwechsel von Professor Hörschelmann, „Briefe über Reval“, werden geschmackvolle Bibliotheken in Revaler Häusern geschildert: „Aber ein jeder Liebhaber der Gelehrsamkeit, der adeliche so wol, als der bürgerliche, besitzt eine Sammlung, die sich freylich nicht so sehr durch die Menge, als vielmehr durch gute Auswahl empfehlungswürdig macht. Die Menge müssen sie indessen nicht so gering vorstellen, als ob etwa eine solche Sammlung nur aus 24 Bänden bestünde.“<sup>97</sup> Manche Privatbibliothek konnte für die damalige Zeit sehr umfangreich sein. Dem Superintendenten Joachim Friedrich Hartmann gehörten z.B. 1616 zu-meist theologische und philosophische Werke.<sup>98</sup> Die Nachlaßverzeichnisse der Revaler beweisen, daß die Kaufmöglichkeiten nicht ungenutzt blieben und es in vielen Häusern größere oder kleinere Büchersammlungen gab. Die Bücherlisten in diesen Nachlaßverzeichnissen erforschte zuletzt Raimo Pullat, und seine statistischen Zusammenfassungen bestätigen in vielem die oben angeführten generellen Entwicklungstendenzen: Der Bücherbesitz in den Revaler Häusern nahm sprunghaft zu, ab Mitte des 18. Jahrhunderts verminderte sich der Anteil der religiösen Literatur zugunsten der Zunahme weltlicher Literatur. Erwartungsgemäß gab es in den Häusern der Literaten, Ratsmitglieder und auch der Kaufleute mehr Bücher, die Hausbibliotheken der Handwerker waren kleiner, und hier dominierte religiöse und praktische Gebrauchsliteratur.<sup>99</sup> Kaja Noodla

<sup>97</sup> Revalische Wöchentliche Nachrichten 1782, Nr. 12. Kulturhistorisch interessante Briefe veröffentlichte später Claus v. Hoerschelmann, *Revaler Briefe 1781/1782*, in: *Baltische Hefte* 11 (1965), S. 134-149.

<sup>98</sup> Verzeichniß der hinterlassenen Bibliothek des weiland Herrn Superintendenten J.F. Hartmann. Reval 1809.

<sup>99</sup> Raimo Pullat, *Buch und Leser im Reval des 18. Jahrhunderts*, in: *Aufklärung* (wie Anm. 52), S. 229-253. Der Artikel, in dem sich der Autor auf die Angaben von 167 durchgearbeiteten Nachlaßverzeichnissen stützt, stellt die Zwischenetappe eines größeren Forschungsplanes dar, wo Pullat aufgrund des quantitativen Materials neue qualitative Aussagen zu gewinnen hofft. Die zahlreichen in seinem Artikel angeführten Tabellen ähneln auch oft wegen unausbleiblicher Lückenhaftigkeit der Quellen einem statistischen „Tanz auf dem Seil“. Bisweilen kommt Pullat in seiner Statistik auch zu frappierenden Erkenntnissen, so z.B. daß sich die Zahl der Bücher in Revals Häusern im letzten Viertel im Vergleich zum dritten Viertel sprunghaft verminderte – von 2583 auf 1004 (Tabelle 1 auf S. 240). Zu diesem wunderlichen Phänomen des plötzlichen Kulturverfalls gerade auf dem Höhepunkt der Aufklärung in Estland – was ja auch in keinem Zusammenhang mit den allgemeinen Zuwachstendenzen der Bücherproduktion in ganz Europa steht – bringt Pullat aber keine Erklärung und keinen Kommentar. Die in den Nachlaßverzeichnissen der Revaler Kaufleute in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch spärlich vertretenen Bücherlisten findet man in der neuen Publikation Pullats: *Die Nachlaßverzeichnisse der deutschen Kaufleute in Tallinn 1702–1750*, bearb. v. Raimo Pullat. Tallinn 1997.

beobachtete aufgrund der Nachlaßverzeichnisse eine ähnliche Tendenz in Dorpat (Tartu) an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert.<sup>100</sup>

Schließlich sei ein für den Buchhandel wichtiger und oft auch hemmender Faktor beleuchtet – die Zensur. In Deutschland waren im 17. und 18. Jahrhundert drei Hauptkriterien der Zensur der Schutz der Staatsinteressen, der Religion und der „guten Sitten“. Im 17. Jahrhundert und am Beginn des 18. Jahrhunderts stand die theologische Zensur im Vordergrund, denn die weltlichen Instanzen sahen in der Religion v.a. einen das System stabilisierenden Faktor. Die Bedeutung der politischen Zensur war damals relativ gering im Vergleich zum späteren Zeitabschnitt mit seiner im Broschüren- und Zeitungsstreit politisierten Öffentlichkeit. Johann Goldfriedrich formulierte die Rolle der politischen Zensur im vorindustriellen Zeitalter folgendermaßen: „Sie war nicht der Ausfluß eines heftigen und fanatischen Kampfes gegen das freie und neue Wort, sondern die Wirkung eines gleichmäßig und beständig wirkenden Druckes, der in seiner Gleichmäßigkeit und bei der noch geringern Reibung der Geister verhältnismäßig wenig empfunden wurde.“<sup>101</sup>

Die territoriale und konfessionelle Zersplitterung des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation bedingte eine große regionale Verschiedenartigkeit der Zensurpolitik.<sup>102</sup> Eine gewisse Einheitlichkeit gaben der Zensurpolitik die reichsgesetzlichen Zensurbestimmungen, die den Zensuranordnungen der Landesherren zugrunde lagen, und die Zensurkommissionen auf den Frankfurter und Leipziger Buchmessen, die den Autoren und Verlegern im 18. Jahrhundert noch genügend Schwierigkeiten bereiten konnten. Die Strenge der Zensur hing im Zeitalter des Absolutismus in hohem Maße von der Weltanschauung des Herrschers ab: In Preußen folgte dem militaristischen Regime des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I. das aufklärungsfreundliche Zeitalter unter Friedrich II. in den Jahren 1740–1786, das im Hinblick auf theologische Literatur besonders liberal war. Zum Glück herrschte in Sachsen und auch in anderen norddeutschen Gebieten, auf die der Buchhandel der baltischen Provinzen orientiert war, eine freisinnigere Zensur. In Süddeutschland, insbesondere in Bayern, war die Zensur strenger und begann sich erst im Laufe der Reformen des aufgeklärten Absolutismus zu lockern. Am tolerantesten war

---

<sup>100</sup> Vgl. Kaja Noodla, Raamat Tartu kodudes XVIII sajandi lõpul ja XIX sajandi algul (Das Buch in den Dorpater Häusern am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts), in: Keel ja Kirjandus (1980), S. 547–555.

<sup>101</sup> Goldfriedrich, Geschichte (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 461.

<sup>102</sup> Über die Zensur in Deutschland im 18. Jahrhundert vgl. ebenda, Bd. 3, S. 343–434; Kiesel, Münch, Gesellschaft (wie Anm. 1), S. 104–123; Dieter Breuer, Geschichte der literarischen Zensur in Deutschland. Heidelberg 1982, S. 86–145.

die Zensurpolitik des Kaisers Joseph II. in den Jahren 1780–1790, die sich der völligen Druckfreiheit annäherte. Die Französische Revolution rief jedoch Reaktion und Begrenzung der Druckfreiheit in ganz Deutschland hervor.

Die Zensur ist gewöhnlich von der allgemeinen Entwicklung der Literatur und Presse abhängig, weswegen sich die Zensur in Rußland im 18. Jahrhundert noch in einem embryonalen Stadium befand und eine institutionell geordnete Zensur sich erst in der Ära Alexanders I. herausbildete.<sup>103</sup> Die Zensurpolitik beschränkte sich auf einzelne restriktive Eingriffe. Verboten wurden Bücher über die während Palastrevolutionen gestürzten Herrscher und ihre Favoriten. Auch Estlands Gouvernementsregierung bestätigte am 26. April 1743 die Ukase der Kaiserin Elisabeth, wodurch man sich verpflichtete, die in Deutschland gedruckten Biographien von Biron, Münnich und Ostermann einzusammeln und zu verbrennen.<sup>104</sup> Katharina II. verbot nach der Thronbesteigung alle im Ausland erschienenen Bücher über ihren Gemahl Peter III. Am 12. August 1763 wurde die kaiserliche Verordnung im Revaler Rat auch den Buchführern vorgezeigt und festgestellt, daß bei ihnen kein Exemplar eines solchen Buches vorhanden war.<sup>105</sup> In der Realität wurden diese Verordnungen nicht besonders streng beachtet, und alle oben erwähnten Bücher waren auch in Estland erhältlich.<sup>106</sup>

Im allgemeinen war die Kulturpolitik Katharinas II. bücherfreundlich, was übrigens durch die Knappheit des Archivmaterials über Zensur aus ihrer Regierungszeit bestätigt wird. An sich liberal war die Genehmigung der Kaiserin von 1783, Privatdruckereien zu gründen. Die Druckerei mußte nur bei der Polizeiverwaltung, in deren Machtbereich auch die Vorzensur der Bücher gehörte, registriert werden.<sup>107</sup> Die Einfuhr der Bücher nach Rußland war zollfrei.

Für die vor Ort gedruckte Literatur gab es in Reval im 18. Jahrhundert kein klares System. Noch waren die Gesetze aus der schwedischen Zeit gültig, wonach die Zensur über Druckereien durch von der Stadt bestimm-

<sup>103</sup> Zusammenfassend über die Zensur in Rußland im 18. Jahrhundert vgl. W. Gese-  
mann, Grundzüge der russischen Zensur im 18. Jahrhundert, in: Buch- und Ver-  
lagswesen (wie Anm. 2), S. 60–77; Gary Marker, Publishing, Printing, and the Ori-  
gins of Intellectual Life in Russia, 1700–1800. Princeton 1985, S. 212–232.

<sup>104</sup> Tiit Reimo, Tsensuurist Eestis 18. sajandil (Zur Zensur in Estland im 18. Jahrhun-  
dert), in: Keel ja Kirjandus (1997), S. 606.

<sup>105</sup> TLA, Best. 230, Verz. 1, A. A.b. 201, S. 239f.

<sup>106</sup> Das in Deutschland gedruckte Buch über Peter III. las man ohne Angst vor irgend-  
welchen Repressionen in Hupels Lesegesellschaft in Oberpahlen; vgl. Indrek Jürjo,  
Lesegesellschaften in den baltischen Provinzen im Zeitalter der Aufklärung, in:  
Zeitschrift für Ostforschung 40 (1991), S. 38f.

<sup>107</sup> Reimo, Tsensuurist (wie Anm. 104), S. 608.

te Personen ausgeübt wurde. Nach dem Beschluß des Kollegiums der Gymnasiarchen überprüfte der Rektor des Gymnasiums die weltliche Literatur, geistliche Werke sah der Theologieprofessor durch, Kalender und Almanache zensierte der Mathematikprofessor, der in dieser Frage nicht der Stadt, sondern dem Gouvernement verantwortlich war.<sup>108</sup> Alle Werke von Personen außerhalb Revals oder des Dombergs standen unter Aufsicht des Estländischen Konsistoriums. 1741 wurden vom Konsistorium zum Hauptzensor der Oberpastor der Domkirche, Christoph Friedrich Mickwitz, für die estnische Literatur Pastor Anton Thor Helle und für die schwedische Literatur Rektor Calixtus bestimmt. 1750 wurde der Oberpastor der Domkirche, Johann Georg Tidebühl, zum Zensor ernannt.<sup>109</sup>

In den 1780er Jahren vertiefte sich Katharinas II. Mißtrauen gegenüber Novikovs aktiver verlegerischer Tätigkeit in Moskau, der in größerer Anzahl freimaurerische Literatur verlegt hatte. Nach dem Befehl der Kaiserin überprüfte der Synod 1787 die Buchhandlungen und Druckereien in Rußland, um die den orthodoxen Glauben verletzende Literatur festzustellen,<sup>110</sup> aber die baltischen Provinzen betraf diese Aktion wahrscheinlich überhaupt nicht.

Bisweilen stachen die lockeren Zensurverhältnisse der baltischen Provinzen vollkommen von der Situation des Landes ab, aus dem die Literatur importiert wurde. Als der König Preußens, Friedrich Wilhelm II., im Gegensatz zur freisinnigen Politik seines Vorgängers Friedrich II. zur Reaktion überging und ein hartes Zensurregime einführte, war Hartknoch gezwungen, die Beziehungen zu seinem Berliner Kommissionär abzubrechen und sich die Bücher über Lübeck schicken zu lassen.<sup>111</sup>

In ganz Europa verstärkten die Französische Revolution und die Angst vor der Verbreitung der Revolutionsideen die Zensur. Auch in Reval war diese Angst nicht grundlos, denn in den „Revalischen Wöchentlichen Nachrichten“ wurden oft Bücher über die Französische Revolution angeboten. Bornwasser offerierte den Lesern mehrere Werke über die Revolution, darunter auch Joachim Christoph Friedrich Schulz' „Geschichte der Großen Revolution in Frankreich“, die in Deutschland große Popularität errungen hatte.<sup>112</sup> Auch die Buchbinder annoncierten viel Literatur über die Revolutionsereignisse: Dienes bot ein Buch über das französische Kriegstheater an,<sup>113</sup> Boldt sen. Campes die die Revolution bejahenden

<sup>108</sup> Puksoo, Jakob Johann Köhler (wie Anm. 11), S. 12.

<sup>109</sup> Ebenda.

<sup>110</sup> Marker, Publishing (wie Anm. 103), S. 221 f.

<sup>111</sup> Goldfriedrich, Geschichte (wie Anm. 1), Bd. 3, S. 416.

<sup>112</sup> Revalische Wöchentliche Nachrichten 1790, Nr. 6, 27 u. 37.

<sup>113</sup> Revalische Wöchentliche Nachrichten 1793, Nr. 31.

„Briefe aus Paris“ und Mirabeaus Briefe,<sup>114</sup> Boldt jun. ein von einem Petersburger Deutschen entworfenes Lobgedicht auf den ermordeten Marat.<sup>115</sup> Die Reklame für diese Bücher in der Revaler Zeitung zeigt, daß man in den Anfangsjahren der Französischen Revolution noch keine Repressionen fürchten mußte.<sup>116</sup>

Diese dem Buchhandel günstige Situation änderte sich jäh mit der neuen, im letzten Regierungsjahr Katharinas II. erlassenen Zensurverordnung, die unter Paul I. rigorose Züge annahm. Seit Dezember 1795 zensierte in Reval gedruckte Literatur und dahin eingeführte Literatur Estlands Commissarius fisci, Reinhold v. Richter, der 1799 offiziell zum Zensor ernannt wurde.<sup>117</sup> Faktisch war Richter in allem dem Rigaer Zensuramt unterstellt, welchem das Recht gegeben war, die Druckereien und die Einfuhr der Bücher in allen baltischen Provinzen zu kontrollieren. Die ganze ausländische Literatur, die über die Häfen in Reval, Mitau und Polangen ankam, mußte zur Kontrolle dem Rigaer Zensuramt übersandt werden. Die Tätigkeit der Rigaer Zensur ist ein glänzendes Beispiel dafür, wie hochgebildete Zensoren der Kultur viel gefährlicher werden als die wenig gebildeten Polizeibeamten unter Katharina II., denen früher formell die Aufsicht über das gedruckte Wort unterstellt war. Sowohl der faktische Leiter des Rigaer Zensuramts, Fedor Tumanskij, als auch der „gelehrte“ Zensor Petr Inochotcev hatten an der Göttinger Universität studiert, der Sekretär der Rigaer Zensur und spätere Revaler Zensor, Johann Freiherr von Bellinghausen, wurde mit seinen Übersetzungen der russischen Literatur ins Deutsche bekannt. Aber dessenungeachtet übertraf die Rigaer Zensur mit ihrer Strenge sogar die Zensur der Hauptstadt.<sup>118</sup> In den Jahren 1797–1799 verboten die Zensoren in Moskau, St. Petersburg, Odessa und Radziwillow die Einfuhr von insgesamt 87 Büchern, der äußerst strebsame Tumanskij mit seinen Agenten konnte aber summa summarum 552 Bücher verbieten.<sup>119</sup> Tumanskij gelang es, Hartknochs berühmte Buchhandlung durch Zurückhalten der Bücher in der Zensurbehörde so zu schädigen, daß Hartknoch jun., der große Kosten zu bestreiten hatte,

<sup>114</sup> Revalische Wöchentliche Nachrichten 1792, Nr. 26 u. 44.

<sup>115</sup> Revalische Wöchentliche Nachrichten 1793, Nr. 46.

<sup>116</sup> Vgl. Indrek Jürjo, *Prantsuse revolutsiooni mõjust ja retseptioonist Baltimaadel* (Zu Wirkung und Rezeption der Französischen Revolution in den baltischen Ländern), in: *Akadeemia* (1989), Nr. 4, S. 825–849.

<sup>117</sup> LVVA, Best. 1, Verz. 1, A. 158, Bl. 1.

<sup>118</sup> Vgl. V.V. Sipovskij, *Iz prošlogo russkoj cenzury* (Aus der Geschichte der russischen Zensur), in: *Russkaja Starina* 30 (1899), Nr. 4, S. 161–175; Nr. 5, S. 345–453; V.A. Somov, *Cenzura inostrannykh izdanij v Rige v konce XVIII v.* (Die Zensur ausländischer Publikationen in Riga am Ende des 18. Jahrhunderts), in: *Latvijas PSR Zinātņu Akadēmijas Vēstis* (1990), Nr. 4, S. 53–58.

<sup>119</sup> Marker, Publishing (wie Anm. 103), S. 231.

seine Buchhandlung in Riga im Frühjahr 1798 liquidierte und nach Leipzig umzog.<sup>120</sup>

Am ruinösesten war für die Buchhändler nicht das Verbot der aus dem Ausland kommenden Literatur (die Zahl der von der Zensur festgehaltenen Schriften war anfangs nicht so groß), sondern die unerträgliche Langwierigkeit der Zensurbeamten bei der Durchsicht der Bücherpakete, was den baltischen Buchhändlern die Abrechnung mit den sie aus Deutschland versorgenden Kollegen unmöglich machte. Im gleichen Maße wie die Rigaer Buchhändler litten darunter auch die Revaler. Im September 1797 war Bornwasser gezwungen, im Rat der Kaiserlichen Hoheit, welchem die Zensurangelegenheiten unterstellt waren, zu klagen, seine Bücher würden schon vier Monate im Rigaer Zensuramt „ohne jeden Entschluß“ liegen. Bornwasser ersuchte um die Erlaubnis, die mit der Selektierung der aus dem Ausland ankommenden Bücherlawinen überforderten Zensoren sollten die „gewöhnlichen Bücher“ wie Bibeln, Katechismen, Grammatiken, Lexika usw. durchlassen.<sup>121</sup>

Die liberale deutsche Zeitung „Allgemeiner Litterarischer Anzeiger“ verurteilte Rußlands Zensurpolitik hart und öffnete ihre Spalten für die Kritik der vielen Petersburger und baltischen Korrespondenten, die es aus verständlichen Gründen vorzogen, anonym zu bleiben.<sup>122</sup> Das Hauptaugenmerk der Artikel ist auf St. Petersburg und Riga gerichtet, aber manchmal wird auch die Lage in Reval beschrieben. In einem im Januar 1799 verfaßten Brief wird ein von B. erwähnt, der von seiner Reise eine Menge Kunstbücher mitgebracht hatte, die alle im Revaler Zoll festgehalten wurden. Nach den Anklagen erklärte sich der Zollbeamte bereit, die Bücher für die Überprüfung nach Riga zu schicken, wo sie nach der Einschätzung des Korrespondenten in diesem Jahrhundert nicht mehr frei würden. Nur in Deutschlands freimütiger Zeitschrift war es dem livländischen Korrespondenten möglich, in solch scharfem Ton seine Gedanken

<sup>120</sup> M. Lācis, *Baltijas ievērojamākā izdevniecība XVIII gs.* (Der bedeutendste Verlag des Baltikums im 18. Jahrhundert), in: *Latvijas PSR Zinātņu Akadēmijas Vēstis* (1974), Nr. 8, S. 87.

<sup>121</sup> Somov, *Cenzura* (wie Anm. 118), S. 55 u. 57f.

<sup>122</sup> Die Redaktion der Zeitschrift leitete die Artikelserie, die Rußlands Zensurbedingungen beschrieb, mit folgender Bemerkung ein: „Bei der jetzigen traurigen Lage Russlands, welches, für Teutschland in litterarischer Hinsicht ganz terra clausa zu werden scheint, theilen wir obige interessante Auszüge aus Briefen unsrer verschiedenen Korrespondenten in St. Petersburg um so lieber mit, je weniger uns die jetzigen Umstände hoffen lassen, so bald wenigstens eine Fortsetzung derselben liefern zu können, wenn wir anders unsre resp. Korrespondenten durch darauf abzielende Fragen nicht kompromittiren wollen.“ *Allgemeiner Litterarischer Anzeiger* 1798, Sp. 1321f.

auszudrücken. Er griff den Monarchen persönlich an und beklagte das „goldene Zeitalter“ seiner Vorgängerin Katharina II.<sup>123</sup> Die Willkür und Absurdität der Zensurpolitik unter Paul I. rief beim Korrespondenten der Aufklärung russenfeindliche Gesinnung hervor, indem er ein im Dunkeln versunkenes Rußland dem aufgeklärten Deutschland gegenüberstellte.<sup>124</sup>

Die Zensurpolitik verschärfte sich weiter, und damit verschlechterte sich auch die Lage der Revaler Buchhändler. Am 22. Januar 1798 kam eine von der Rigaer Zensurbehörde gesandte Liste nach Reval, auf der 142 verbotene Autoren oder Werke verzeichnet waren.<sup>125</sup> Fünf Revaler Buchhändler oder Buchbinder (Bornwasser, Dienes, Berggren, Boldt sen. und jun.) waren verpflichtet, diese Liste zu unterschreiben. In diese Liste waren alle in der Zeit der Französischen Revolution oder über die Französische Revolution erschienenen Bücher aufgenommen, Wielands und Diderots gesamte Werke, Thomas Paines beide Werke, Goethes „Wilhelm Meister“, im Ausland über Rußland erschienene Bücher und – wahrscheinlich aus moralischen Gründen – alle Ritter- und Geistergeschichten. Nach zehn Tagen erfolgte eine neue Verordnung über das Verbot der Einfuhr von Voltaires Werken, zwei Wochen später wurden die Buchhändler gezwungen, den Zensoren auch die Lagerkataloge vorzuzeigen.<sup>126</sup> Am 6. April 1799 bekam der estländische Zivilgouverneur aus Riga den Befehl nachzuprüfen, ob sich in Buchhandlungen und Büchereien verbo-

<sup>123</sup> „Sie irren, lieber Freund, wenn Sie glauben, die jetzige harte Censur Einrichtung in Riga, Petersburg, Reval und andern Orten unsers Reichs rühre von irgend einem despotischen Minister her. Alles – alles kommt allein vom Monarchen, der keinen Rath will und keine Vorstellung duldet. Die guten Zeiten, die wir unter der vorigen Regierung hatten (Russlands goldnes Zeit Alter), und die von Manchem so thöricht verkannt worden, sie sind dahin. In jeder erdenklichen Rücksicht lässt sich das: fuimus Troës, auf uns anwenden. Doch ich habe vielleicht schon zu viel gesagt. Es giebt auch eine Censur der Briefe, und die Zahl der Horcher und Ausspäher ist Legion.“ Allgemeiner Litterarischer Anzeiger 1799, Sp. 548.

<sup>124</sup> „Die Censoren in Riga sind die KollegienRäthe Tumansky und Inochodzow und der dortige Protopope Tichomirow. Alles Russen! – Sie herrschen mit eisernem Zepter, wie Hartknoch erfahren hat, der einst, als er noch hier war, von einem Balen Bücher, die er aus dem Auslande erhielt und zur Censur abgeliefert hatte, nur den vierten Theil wieder bekam. Gäbe man uns doch nur einen Index librorum prohibitorum, wie es in Wien geschieht, so wüssten wir, woran wir wären, und könnten uns wenigstens einiger Massen darnach richten. Nun aber ist es eine sehr missliche Sache, und bald wird Niemand es mehr wagen, Bücher und Journale zu verschreiben. Gehabt euch wohl, ihr guten Teutschen Männer, die ihr uns bisher GeistesNahrung liefertet. Fahrt fort, eure freien LandsLeute zu belehren und zu unterhalten, und bedauert das Land in Norden, wohin euer Licht und eure Wärme künftig sich nicht mehr verbreiten soll!“ Allgemeiner Litterarischer Anzeiger 1799, Sp. 549.

<sup>125</sup> TLA, Best. 230, Verz. 11, A. 965, Bl. 2-5.

<sup>126</sup> TLA, Best. 230, Verz. 11, A. 965, Bl. 7 u. 9.

tene Literatur befände.<sup>127</sup> Die verbotenen Bücher sollten auch von Privatpersonen konfisziert und die Leute verpflichtet werden, über die Herkunft dieser Literatur Bericht zu erstatten. Zum Glück für Estland erhielt der Oberpastor der Domkirche, Philipp Christian Moier, die Aufsicht über die Bibliotheken. Dieser besuchte unter dem Vorwand der Kontrolle die Häuser, warnte andere Literaten vor verbotener Literatur und konfiszierte kein einziges Buch.<sup>128</sup>

Nach einem Jahr, am 23. Mai 1800, erreichte die estländischen Polizeianstalten die Verordnung des livländischen Zivilgouverneurs, die Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu schließen und zu versiegeln.<sup>129</sup> Nun war der Buchhandel in Rußland fast völlig lahmgelegt, denn im April desselben Jahres verbot Kaiser Paul I. jede Einfuhr ausländischer Literatur nach Rußland. In der Tat blieb ein kleiner Teil der Bücher unversiegelt: bei Dienes 105 von seinen 789 Werken, bei Boldt sen. 82 von 486 Werken. Frei blieben hauptsächlich die antike Literatur, ein Teil der Schul- und Andachtsbücher und auch die meiste estnischsprachige Literatur.

Diese trostlose Lage im kulturellen Leben Estlands dauerte nicht lange, denn im März 1801 wurde Paul I. von Verschwörern ermordet, und der junge Kaiser Alexander I. begann, wie er in seinem Thronbesteigungsmantifest deklariert hatte, die liberale Kulturpolitik seiner Großmutter Katharina II. fortzuführen. Recht bald wurden in Reval die vorherige, relativ ungestörte Situation im Buchwesen und die Kontakte mit Deutschland wiederhergestellt. Fast diametral veränderte sich auch der Ton der baltischen Korrespondenten des „Allgemeinen Litterarischen Anzeigers“. Der Revaler Korrespondent der Zeitung zeichnete dem Leser in einem Brief

<sup>127</sup> EAA, Best. 29, Verz. 7, A. 21, Bl. 1.

<sup>128</sup> Die Untersuchung der Bibliotheken beschreibt ein „reisender Livländer“ in seinem Brief vom 29. Juli 1799: „Der Oberpastor P. Chr. Moyer (Moier) in Reval hat vor kurzem aus dem Gouvernement den Befehl erhalten, alle öffentliche und PrivatBibliotheken in der Stadt und auf dem Lande zu untersuchen, ob sie keine schädlichen und gefährlichen Bücher enthalten. Dem zu Folge machte er in Gesellschaft des Regierungs-Sekretärs und eines Mitgliedes aus dem Konsistorium, so wie des KreisAnwaldes, den Anfang mit der Untersuchung der Kirchen- und SchulBibliotheken, und ging darauf in die Häuser der Prediger, die er nach dem Besitze dieses und jenen Buches, dessen Titel er nannte, befragte. Es ist ein wahres Glück, dass das Loos zu dieser Inquisition einen aufgeklärten, gelehrten und humanen, dabei sehr liberal denkenden Mann traf. Wäre die Wahl einen Stock Russen, Popen u.s.w. gefallen, der mit Hülfe eines Dolmetschers sich die Titel erst hätte müssen übersetzen lassen, so war nichts Gewisseres, als dass eine Menge Bücher ihren Untergang im Feuer fanden. So aber konnten die Eigenthümer, gewarnt und aufmerksam durch die Angabe der Titel gemacht, bejahen oder verneinen, was sie wollten, und ihre Schätze retten. Bald trifft nun auch die Reihe die Land Geistlichen und andere Gelehrten, die Bibliotheken besitzen.“ Allgemeiner Litterarischer Anzeiger 1799, Sp. 1689.

<sup>129</sup> EAA, Best. 29, Verz. 7, A. 21, Bl. 21.

vom 3. Oktober 1801 ein sehr hoffnungsvolles Bild vom Wiederaufleben der Buchhandlung und der Lesegesellschaften und von einem bald aus Deutschland kommenden unzensierten Pressestrom.<sup>130</sup> In Bornwassers Bücherkatalog von 1803 kann man wieder die Bücher über das revolutionäre Frankreich finden, welchen jetzt noch einige über Bonaparte hinzugefügt wurden – ein deutliches Zeichen der gelockerten Zensurbedingungen. Aber den Zeitgenossen Alexanders I. blieb zunächst verborgen, daß sich in dessen Regierungszeit die Zensur in Rußland endgültig institutionalisierte und eine strenge oder liberalere Anwendung von der politischen Situation und von der Haltung des jeweiligen Herrschers abzuhängen begann.

In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts setzte Bornwasser seine buchhändlerische Tätigkeit fort; generell fanden im Revaler Buchhandel keine bemerkenswerten Veränderungen statt. Der neue Aufstieg sowohl im Buchhandel als auch im Verlagswesen begann mit der Gründung der Buchhandlung von Georg Arnold Eggers 1820 und insbesondere mit der Tätigkeit von Franz Ferdinand Kluge und Carl Constantin Ströhm, die die Buchhandlung 1835 übernahmen und auf ein qualitativ neues Niveau hoben.<sup>131</sup>

---

<sup>130</sup> „In Absicht des Buch Handels und der Censur hält man sich jetzt hier weniger eingeschränkt, als es noch vor 6 Monaten war. Mehrere Lese Gesellschaften, die auf dem Lande viele Jahre hindurch bestanden, aber seit 3 Jahren in Ruhe und Frieden lagen, werden jetzt wieder eröffnet und in Gang gebracht; auch sind bereits starke Verschreibungen durch die hiesige Bornwasser'sche bei andern Buch Handlungen in Leipzig gemacht worden. Ich selbst werde Ihnen in künftiger Oster-Messe vielleicht einen Auftrag von ungefähr 250 Rubeln für Bücher geben können. Ich sage vielleicht, denn da man immer noch nicht gewiss weiss, ob Bücher geradezu in Reval ankommen dürfen und ohne Anstoss durchgelassen werden, so will ich damit doch noch so lange anstehen, bis die erwartete ausdrückliche Erlaubniss hierzu aus St. Petersburg ankommt, und den ersten Versuch einstweilen durch die hiesige Buch Handlung machen. (...) Bald, bald wird man auch wieder die Allgemeine Literatur-Zeitung bekommen und unkastrirt lesen dürfen. Diese habe ich mit mehreren Freunden nicht allein in den letztern Jahren nicht gelesen, sondern auch einige Jahre vorher keine Gelegenheit dazu gehabt.“ Allgemeiner Litterarischer Anzeiger 1801, Sp. 1577f.

<sup>131</sup> Vgl. Endel Aule, Kluge ja Ströhm raamatukaupluse ajaloost (Aus der Geschichte der Buchhandlung Kluge & Ströhm), in: Keel ja Kirjandus (1970), S. 41-44 u. 163-169.

# Ständisches und aufgeklärtes Denken zur Statthalterschaftszeit in Riga (Schwartz, Berens, Snell)

von Hans Graubner

## I.

Bevor ich über Erfahrungen und Argumente spreche, mit denen drei betroffene Zeitgenossen die Statthalterschaftszeit in Riga begleitet haben, will ich einige Bemerkungen zur heutigen Einschätzung dieser kurzen Epoche vorausschicken. Ich stütze mich dabei auf das grundlegende Buch von Otto Heinrich Elias<sup>1</sup> und die zusammenfassende Darstellung von Gert von Pistohlkors.<sup>2</sup>

Die Statthalterschaftsverfassung wurde den ständischen Stadt- und Landverfassungen der Ostseeprovinzen von Katharina II. zuerst 1783 und dann nach einer Harmonisierungszeit endgültig 1785 mehr oder weniger übergestülpt. Dieser Oktroi war nicht, wie die baltische Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts annahm, der Beginn einer verhängnisvollen Russifizierung, sondern die endlich auch die Ostseeprovinzen voll erfassende Zurückdrängung der ständischen Zwischengewalten durch den Absolutismus. Gegeneinander standen in diesem jahrhundertelangen Prozeß die vom überkommenen Recht garantierte Hierarchie selbständiger Herrschaften, gipfelnd im Oberherrscher, der als Lehnsherr für den äußeren Schutz zuständig war, und die neue Vorstellung von der absoluten Souveränität des Fürsten, der nicht mehr gewordenes Recht verwaltete, sondern neues Recht setzte. Hauptziel absolutistischer Herrschaft war die Gleichförmigkeit der Verwaltung im jeweiligen Reich mit der klar bestimmten Abhängigkeit aller Unterverwaltungen vom Souverän. Schon am Ende der schwedischen Zeit bekam Livland mit dieser Form des Absolutismus zu tun, als Karl XI. versuchte, ein gemeinsames Recht für Schweden und Livland einzuführen.<sup>3</sup> Der Übergang unter russische

---

<sup>1</sup> Otto-Heinrich Elias, *Reval in der Reformpolitik Katharinas II. Die Statthalterschaftszeit 1783–1796*. Bonn-Bad Godesberg 1978 (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte. 3).

<sup>2</sup> Gert von Pistohlkors, *Die Ostseeprovinzen unter russischer Herrschaft 1710/95–1914*, in: *Baltische Länder*, hrsg. v. dems. Berlin 1994 (Deutsche Geschichte im Osten Europas), S. 287–309.

<sup>3</sup> Johann Christoph Schwartz, *Versuch einer Geschichte der Rigischen Stadtrechte*, in: *Versuche in der livländischen Geschichtskunde und Rechtsgelehrsamkeit*, hrsg. v. Friedrich Konrad Gadebusch. Zweyter Band, Drittes Stück, Riga 1785, S. 265 f.

Herrschaft vollzog sich als relativ glatter Treuewechsel vom schwedischen König zum russischen Zaren, weil der König seinen Teil des Lehnungsvertrags, die Schutzpflicht, offensichtlich nicht mehr erfüllen konnte. Aber Livland kam durch diesen Wechsel aus dem absolutistischen Regen in die autokratische Traufe. Das wurde allerdings ein halbes Jahrhundert lang nicht ersichtlich, weil die jeweils neue Bestätigung der ständischen Privilegien durch die Nachfolgerinnen Peters I. einen grundlegenden Widerspruch in der Deutung der neuen Ausgangslage Livlands nach dem Wechsel der Oberherrschaft nicht offen zum Ausbruch kommen ließ. In schroffem Gegensatz zueinander standen die lehnsrechtliche Interpretation der livländischen Kapitulationen von 1710 gegenüber Peter I. als Verträge zwischen selbständigen Institutionen<sup>4</sup> und die autokratische Interpretation dieser selben Kapitulationen als stets einseitig aufhebbarer, jedenfalls änderbarer Gnadenerweis des unabhängigen Souveräns. Die Verzögerung bis zum Aufbrechen des Widerspruchs hatte auch damit zu tun, daß Rußland seit Peter die Ostseeprovinzen als Tor zur fortgeschrittenen Kultur des Westens empfand, von denen man zuerst lernte, bevor man sie zu beherrschen begann. Noch die Statthalterschaftsverfassung Katharinas hat ja ihre Grundzüge von den deutschen Provinzialverwaltungen gelernt. Den Zeitgenossen blieb dieser Widerspruch zwischen den Interpretationen der Existenzgrundlage der Ostseeprovinzen nicht verborgen. Die übermäßige Zarenhuldigung der herrschenden Stände und ihre hohen Aufwendungen zur Erreichung der jeweiligen Bestätigungen ihrer Privilegien sprechen ebenso für das latente Bewußtsein dieses Widerspruchs wie der höhnische Hinweis eines anonymen Anhängers der neuen Verfassung in Schlözers Stats-Anzeigen, der den Klagen, neue Abgaben widersprächen den alten Privilegien, kühl entgegenhält, die alten Privilegien seien genauso wie die neuen Forderungen rechtssetzende „Befele“ des jeweiligen souveränen „LandesHerrn“, der jederzeit die „Freiheit“ habe, „eine Beisteuer zu den StatsBedürfnissen zu ziehen“.<sup>5</sup>

<sup>4</sup> Diese Auffassung der Kapitulationen, die Carl Schirren in seiner „Livländischen Antwort“ nachdrücklich vertrat, hatte sich in der deutschbaltischen Geschichtsschreibung weitgehend durchgesetzt. Ihre Problematik und Fragwürdigkeit erörtert Elias, Reval (wie Anm. 1), S. 61-66.

<sup>5</sup> Rechtfertigung der durch Landesherrliche MachtVollkommenheit geschehenen Aufhebung der *Estländischen Privilegien*. Reval, 30. Jun. 1787, in: Stats-Anzeigen, hrsg. v. August Ludwig Schlözer. 11. Band, Heft 41-44, Göttingen 1787, S. 161. Diese Interpretation ist selbst Schlözer zuviel, der den Text zustimmend unter dem Titel „Revolution in Estland“ abdruckt, aber diese Stelle mit einer kommentierenden Anmerkung versieht: Der Souverän könne zwar fordern, „aber auch (...) befelen? ohne Einwilligung, ohne Rücksprache mit den Ständen (...) Das Wort ziehen, ohne Unterscheidung des Foderns und Befelens, öffnet dem Despotism Tür und Tore.“ (Ebenda)

Ein anderer, oft als „erstaunlich“ apostrophierter Widerspruch in dieser Zeit, die Kombination von aufklärerischer Gesinnung und Zarenhuldigung, ist keineswegs so prinzipiell wie der zwischen der alten ständischen und der neuen souveränen Auffassung von Herrschaft. Denn diese absolute Herrschaftsauffassung förderte ja gerade die Entwicklung zur Gleichheit aller Staatsbürger unmittelbar unter dem souveränen Gesetzgeber, was im Endeffekt gleichbedeutend wurde mit der Befreiung der unteren und auch mittleren Schichten aus der persönlichen Abhängigkeit von den ständischen puissances intermédiaires.<sup>6</sup> Deshalb ist es durchaus verständlich, daß sich die baltischen Aufklärer von Berens über Jannau bis zu Merkel mit den um die Privilegien bangenden Ständen in der Zarenhuldigung trafen. Aufklärer allerdings wie Hamann und Schlözer, die den livländischen Verhältnissen ferner standen, konnten darin nur eine unwürdige Despotenverehrung erkennen.

Entsprechend ihrer absolutistischen Vereinheitlichungstendenz, die vor allem die administrativen und fiskalischen Belange unter staatliche Kontrolle brachte, war die neue Stadtordnung mit aufklärerischen Folgen verbunden. Sie unterwarf den allmächtigen Rat der Gewaltenteilung und ersetzte die lebenslange Ratszugehörigkeit durch befristete Wahl, sie ignorierte die ethnischen Grenzen, die bisher unübersteigbare Standesgrenzen gewesen waren, und sie lockerte nachdrücklich die Zunftordnung in Richtung auf Gewerbefreiheit. Gleichwohl waren die ständischen Behärungskräfte so groß, daß die neuen Möglichkeiten der sozialen Veränderung kaum genutzt und mit dem Abbruch des Experiments durch Paul I. wieder unterbunden wurden. Vor allem im Bereich der sozialen Durchlässigkeit war die Wiedereinführung der alten Obrigkeit (1797) von schwerwiegenden Folgen, weil sie die ständische Abgeschlossenheit besonders gegen die in die Unterschicht abgedrängten einheimischen Völker der Esten und Letten bis in die Nationalitätenkämpfe des 19. Jahrhunderts hinein zementierte. Die einmal vollzogene staatliche Kontrolle über die wichtigsten Machtmittel aber wurde mit der Aufhebung der Statthalterschaftsverfassung keineswegs wieder zurückgenommen, so daß Elias nach der Wiederherstellung der alten Verfassung von einer bloßen „Fassadenautonomie“<sup>7</sup> der Städte sprechen kann.

---

<sup>6</sup> Vgl. zu dieser Interpretation des modernen Souveränitätsprinzips das Buch von Panajotis Kondylis, *Konservatismus. Geschichtlicher Gehalt und Untergang*. Stuttgart 1986, S. 72 ff. u.ö.

<sup>7</sup> Elias, *Reval* (wie Anm. 1), S. 195.

## II.

In diese grob skizzierte Gesamtlage möchte ich die Äußerungen dreier Zeitgenossen eintragen, um zu zeigen, wie sich in ihnen aufgeklärte und ständische Argumentationen vermischen, deren polemische Stoßkraft nicht so sehr von der Überzeugungskraft und Konsistenz der Gedanken, sondern von ihrem Einsatz für soziale Besitzstandswahrung, Machterweiterung oder sozialen Aufstieg bestimmt ist. Dabei nutze ich die Tatsache, daß „im literarischen Klima Rigas“ die Zeitströmungen besonders faßbar werden, daß dort „der Gegensatz zwischen aufklärerischem Raisonement und obrigkeitsfrommer Panegyrik“ im wörtlichen Sinne „zu Buche“<sup>8</sup> schlug. Alle drei Vertreter der Zeit haben geschrieben und dabei die Elemente ihres Denkens dargelegt. Und sie nehmen durchaus Bezug aufeinander, weil sie in der Statthalterschaftszeit freundschaftlich oder behördlich miteinander zu tun hatten. Der erste und älteste der drei ist der Rigaer Ratsherr und Bürgermeister Johann Christoph Schwartz, der zweite dessen wenig jüngerer Freund und Verwandter Johann Christoph Berens, ebenfalls Mitglied des alten Rats in der Funktion des Wettherrn, d.h. des Vorsitzenden in Handelsgerichtssachen. Der dritte ist der um eine Generation jüngere Hesse Karl Philipp Michael Snell, der durch Herders Vermittlung zum Rektor der Domschule berufen wurde und in dieser Funktion Angestellter, besser: Untertan der beiden Erstgenannten war, solange die neue Verfassung sie noch nicht entmachtet hatte. Von Schwartz sind über die beiden anderen zwei harte Urteile überliefert: Berens wird der „Furchtsamkeit“<sup>9</sup> bezichtigt, Snell als „boshafter Verläumder und Lästere“<sup>10</sup> angeprangert. Das sind sehr persönliche, moralische Abwertungen, die aber, wie so oft, nur ein Indiz dafür sind, daß gegnerische Positionen im eigenen Denken nicht mehr verortet werden können. Sie ziehen eine Grenzlinie. Schwartz ist ein kompromißloser Vertreter der alten Verfassung, Berens ein Anhänger der Ziele, wenn auch nicht der Auswirkungen der neuen Verfassung, und Snell ist ein vom alten Rat geschädigter, daher höchst parteilicher Verteidiger der Statthalterschaft.

---

<sup>8</sup> Ebenda, S. 71.

<sup>9</sup> Arend Buchholz, *Geschichte der Rigaschen Familie Schwartz*. Berlin 1921, S. 626. Buchholz beruft sich auf dieselbe Quelle, mit der schon Friedrich Bienemann seine Wertung der Position von Berens als „Charakterschwäche“ begründete. Friedrich Bienemann, *Die Statthalterschaftszeit in Liv- und Estland (1783–1796)*. Ein Capitel aus der Regentenpraxis Katharinas II. Leipzig 1886; Nachdr. Hannover-Döhren 1973, S. 11.

<sup>10</sup> Johann Christoph Schwartz, *Bemerkungen über M.C.P.M. Snell's, vormaligen Rektors zu Riga, Beschreibung der russischen Provinzen an der Ostsee*, in: Nordisches Archiv vom Jahr 1806, hrsg. v. Johann Christoph Kaffka. 2. Bändchen, S. 18.

Ich beginne mit Johann Christoph Schwartz. Aufgrund seiner Publikationen gilt er als Vater der livländischen Rechtsgeschichte und wird wegen seiner Objektivität und historischen Genauigkeit gerühmt. So lohnt es sich, ihn auf seinem zentralen Feld, bei seiner Geschichtsauffassung aufzusuchen. Seine beiden ersten größeren Arbeiten, zur Geschichte des Appellationswesens und zur Geschichte der Stadtrechte Rigas, erschienen während der Statthalterschaftszeit, die Stadtrechtsgeschichte sogar im Jahr ihrer definitiven Einführung, 1785. Obwohl Schwartz im Auftrage der Stadt alles zu ihrer Verhinderung aufgebieten hatte, erwähnt er die drohende neue Verfassung in seinem Werk mit keinem Wort. Aber gerade deswegen ist dessen polemischer Charakter für die Zeitgenossen unmißverständlich. Denn mit der Darstellung der ständischen Rechts- und Geschichtsauffassung widerspricht Schwartz von der ersten bis zur letzten Seite seines Buches der neuen Stadtordnung Katharinas. Schwartz' Abhandlung verfolgt zwei Ziele. Im ersten Teil leitet er den Ursprung der Verfassung Rigas aus gotländisch-wisbyschem Recht her.<sup>11</sup> Dazu zerpfückt er jeden Einwand, der auf einen jüngeren Ursprung verweist, bis er zum „Zeitpunkt“ des „höchsten Alters dieser Statuten“<sup>12</sup> vorgedrungen ist und deren „Alterthum“<sup>13</sup> auf die Zeit zwischen 1238 und 1290 festlegen kann, wo „wir aus Mangel näherer Gründe stille zu stehen gezwungen sind“.<sup>14</sup> Damit deutet er an, daß nur mangelnde Überlieferung einen weiteren Rückgang verhindere, so daß die Fiktion eines unvordenklichen und damit Menschenwissen übersteigenden Ursprungs entsteht.

Der zweite Teil ist dem Nachweis der seither ununterbrochenen Dauer dieses alten Rechts gewidmet. Dabei geht es darum, alle Veränderungen, die das alte Recht erfahren hat, als bloße äußerliche Anpassungen entsprechend den akzidentiellen „Umständen der Zeit“<sup>15</sup> bei steter Wahrung der essentiellen Rechtssubstanz herauszustellen. Schwartz zitiert die in älterer Zeit verwendeten Formeln für solche Veränderungen. Das Recht dient dem „Wohl der Stadt“ und zugleich damit der „Ehre Gottes“ (Ebenda, S. 149). Was der Ehre Gottes dient, kann nur gut und richtig sein. Alle zeitbedingten Veränderungen mußten selbst wieder „zur Ehre Gottes“ geschehen, konnten also die Rechtssubstanz gar nicht verändern. Sie geschahen zwar durch Menschen, aber die jeweiligen Ratsmitglieder erfüllten damit den aus alter Zeit herrührenden Willen Gottes und setz-

---

<sup>11</sup> Im Gegensatz zum Ritterrecht, das sächsischer Herkunft sei. Schwartz, Versuch (wie Anm. 3), S. 134f.

<sup>12</sup> Ebenda, S. 169.

<sup>13</sup> Ebenda, S. 235.

<sup>14</sup> Ebenda, S. 169.

<sup>15</sup> Ebenda, S. 159.

ten nicht etwa aus eigenem Willen neues Recht. Jede Veränderung war daher grundsätzlich nur „Verbesserung, wie es sich zu Gottes Ehren geziemete“.<sup>16</sup> Einzig das Ansinnen des schwedischen Königs am Ausgang des 17. Jahrhunderts, für Schweden und Livland gleiches Recht herzustellen, bedrohte diese altrechtliche Kontinuität. Schwartz führt diese Situation besonders aus, damit der Leser die Parallele zur drohend bevorstehenden Statthalterschaftsordnung bemerke. Das absolutistische Ansinnen der Schweden wurde nicht umgesetzt, weil man, wie Schwartz meint, in Stockholm wohl eingesehen hatte, daß die voluntaristische Neusetzung des Königs an zu vielen Stellen „der Verfassung, den Sitten, Gebräuchen und Privilegien dieser (livländischen) Städte entgegen war und folglich daselbst nicht eingeführt werden konnte.“<sup>17</sup> „Folglich (...) nicht konnte“! Damit formuliert Schwartz die ständische Logik der Rechtsgeltung: Die von alters her zur Ehre Gottes bestehende Einheit der Lebensform einer Provinz aus Verfassung, Sitten, Gebräuchen und Privilegien der Stände *kann* nicht aus menschlicher Machtvollkommenheit willkürlich geändert werden, weil sie dann nicht mehr Recht wäre. Das alte rigische Recht, so schließt Schwartz seine Abhandlung mit einer Bestätigungsformel, die zugleich wie eine Beschwörungsformel anmutet angesichts der bedrohlichen Lage am Vorabend der endgültigen Einführung der neuen Verfassung, das alte rigische Recht gelte „noch bis auf den heutigen Tag“.<sup>18</sup>

Schwartz' Arbeit hat den Zweck, in der Harmonisierungszeit zwischen 1783 und 1785 die Position der alten Verfassung stark zu machen. Er führt dazu den ständischen Geschichtsbeweis: hohes Alter und konstante Dauer. Geschichte wird hier nicht als Wandel der Zeiten begriffen, sondern als sich durchhaltende Unveränderlichkeit in der Zeit. Veränderung erscheint als bloße Anpassung, um dem alten Wahren zu stets gleichbleibender Durchschlagskraft zu verhelfen.

Diese Geschichtsauffassung ist nicht mit derjenigen Herders kompatibel, wie es die gemeinsame Betonung der Vergangenheit und des Gewordenseins historischer Erscheinungen nahezulegen scheint. Das Aufsuchen des Ursprungs im organologischen Geschichtsdenken des Spätaufklärers hat nichts zu tun mit dem Altersnachweis des ständischen Geschichtsdenkers. Jenes dient zum Verstehen wesenhaften Wandels, dieses zum Nachweis wesenhafter Unwandelbarkeit. In der biologischen Metaphorik der Zeit unterscheiden sich die beiden Geschichtsvorstellungen in gleicher Weise wie die Epigenesis-Lehre, die die Entstehung des Neuen aus dem

---

<sup>16</sup> Ebenda, S. 150.

<sup>17</sup> Ebenda, S. 267.

<sup>18</sup> Ebenda, S. 272.

Samen erklären will, von der Präformations-Lehre, die auf der bloßen Entfaltung des im Samen Angelegten besteht.

### III.

Ich komme nun zum zweiten Zeugen der Zeit, zu Johann Christoph Berens. Berens hat sich durch sein Studium in Göttingen, durch seine Reisen, die ihn in Paris mit Montesquieu bekanntmachten, durch seine Freundschaft mit Hamann und Herder und vor allem durch sein ständiges Studium der neuesten handelstheoretischen Entwicklungen in England so nachdrücklich aufklärerischem Denken geöffnet, daß er als einer der ersten Aufklärer gilt, die Livland selbst hervorgebracht hat. Zugleich war er durch seine Familie und seine Zugehörigkeit zum alten Rigaer Rat so fest mit ständischem Denken und Verhalten verbunden, daß es bei ihm zu den historisch lehrreichsten Überlagerungen und Widersprüchen kommt. Als Sprachrohr seiner frühen Überzeugungen bediente er sich 1756 seines Freundes Johann Georg Hamann. In dessen Nachwort zu seiner Übersetzung einer Schrift über die Vorzüge des englischen Freihandels steht eine Art Großbürger-Spiegel, der über Denkhorizont, Selbstbewußtsein und Seelenlage eines Rigaer Großkaufmanns der Zeit Auskunft gibt. Diese Schrift ist von historischer Seite bisher kaum genutzt worden. Sie zeigt eine zeittypische Mischung von aufklärerischer und ständischer Argumentation, die nur auf der Folie der damaligen Interessenlage der Rigaer Kaufleute als stimmig erscheint. Es geht um die politische Aufwertung des Kaufmanns in Riga, ausgehend von der Bedeutung des Handels in der aktuellen Entwicklung Englands von einer ständischen zu einer „commercial society“. In typisch aufklärerischer Manier, die stets einen theoretischen Überschuß grundsätzlicher Argumente zur Verschleierung und Durchsetzung konkreter Interessen produziert, wird der Kaufmann zum Prototyp wahren Menschseins stilisiert, der den humanen Fortschritt verbürgt. Der Geist des Handels überwindet auf friedliche Weise alle Grenzen und nähert die Menschen einander an. Dieser Gedanke wird aus David Humes gerade in deutscher Übersetzung erschienenen gesellschaftspolitischen Abhandlungen entnommen und in charakteristischer Weise umgedeutet. War er dort räumlich als Vermittler zwischen verschiedenen Regionen eines Landes gemeint, so versteht Hamann ihn sozial und übersetzt: „Die Kaufleute sind Unterhändler zwischen den verschiedenen Gliedern des Staates“.<sup>19</sup> Damit wird ihm eine

---

<sup>19</sup> *Dangeuil's* Anmerkungen über die Vortheile und Nachtheile von Frankreich und Großbritannien in Ansehung des Handels und der übrigen Quellen von der Macht

Vermittlungsposition zwischen den Ständen zugewiesen mit der aufklärerischen Option, daß „der Handelsgeist (...) vielleicht die Ungleichheit der Stände mit der Zeit aufheben“<sup>20</sup> wird. Doch ist mit dieser Formulierung die Vision einer aufgeklärten Utopie auch schon beendet und das eigentliche Thema angeschlagen. Der Rigaer Großkaufmann will keineswegs die Stände aufheben, sondern seinem Stand die Errungenschaften des englischen Handels sichern und sich als gesellschaftlichen Stand der Zukunft am russischen Hof ins rechte Licht rücken. Man müsse den Kaufmann zum „angesehenen Stand“<sup>21</sup> machen, heißt es, und dann wird die Katze aus dem Sack gelassen: Dieser Stand sollte nicht nur endlich ebenbürtig, sondern wegen seiner Vorzüge über den bisher angesehensten Stand, über den Adel gesetzt werden. „Der Kaufmann ist also gleichsam an die Stelle des Soldaten getreten; sollte folglich sein Stand nicht verdienen, durch gleiche Aufmerksamkeit und gleiche Mittel erhoben zu werden?“<sup>22</sup> Der Kaufmannsstand wird als der wahre Adel herausgestellt, während über den Geburtsadel, der durch Zerstörung und Verbrechen, also durch die Inhumanität seiner Vorfahren zu seinem Ansehen gekommen sei, die schärfsten Urteile gefällt werden. Damit entdeckt sich die Maus des mit hohem aufklärerischen Aufwand kreißenden Bergs: Es geht um das ständische Machtgerangel zwischen Stadtpatriziat und Adel im Blick auf Vorteile, die sich durch Beeinflussung der Petersburger Oberherrschaft erreichen ließen. Dieser Kampf der obersten Stände – meist ging es um den die Stadt benachteiligenden Anspruch des Adels auf alleinigen Güterbesitz – bestimmte die Zeit vor der Statthalterschaft wesentlich. Nie aber hatte selbst der aufgeklärteste Stadtbürger aus dem Stande der ratsfähigen Familien die Konsequenzen seiner dem Zeitgeist entlehnten Kampfangumente über das aktuelle Argumentationsziel hinaus im Blick.

Dies zeigt sich besonders eindrucksvoll an der Schrift von Berens, die ihm das jahrzehntelange Kopfschütteln seiner Freunde und Standesgenossen einschließlich der späteren Geschichtsschreiber über jene Zeit eingetragen hat, an der Schrift „Die bestätigte Municipalverfassung“ von

---

der Staaten; nebst einem Auszuge eines Werkes über die Wiederherstellung der Manufakturen und des Handels in Spanien. Mit einer *Beylage* des Übersetzers, 1756; zit. nach Johann Georg Hamann, *Sämtliche Werke*, hrsg. v. Josef Nadler. Bd. IV, Wien 1952, S. 235. Humes Text lautet: „Hence the origin of *merchants*, one of the most useful races of men, who serve as agents between those parts of the state, that are wholly unacquainted, and are ignorant of each other's necessities.“ (David Hume, *Essays moral, political, and literary*, hrsg. v. Eugene F. Miller. Indianapolis 1987, S. 300).

<sup>20</sup> Hamann, *Werke* (wie Anm. 19), S. 231.

<sup>21</sup> Ebenda, S. 234.

<sup>22</sup> Ebenda.

1783, mit der er den Versuch unternimmt, die neue Stadtordnung Kathari-  
nas zugleich als aufgeklärten Fortschritt *und* als Erhaltung der alten Stän-  
deverfassung zu interpretieren. Im ersten Teil dieser Schrift wird, soweit  
ich sehe, das einzige Mal der Versuch gemacht, den rigischen Wider-  
spruch zwischen autokratischer Gnade und ständischer Autonomie in  
einen notdürftigen theoretischen Zusammenhang zu bringen. Berens hat  
anders als Schwartz durchaus einen Blick für die aufgeklärten Folgen des  
Prinzips der absoluten Souveränität. Das macht seine Haltung zur neuen  
Verfassung zwiespältig, mit deutlichen Sympathien für das Neue. Er blickt  
bewundernd auf die Leistung der Vereinheitlichung, die dem russischen  
„Weltsystem“<sup>23</sup> durch die von der Vernunft der Souveränin gesetzte Neu-  
ordnung zuteil wird. Um das bewunderte Neue und das gewohnte Alte  
zusammenzuzwingen, entdeckt Berens eine „Gleichheit“<sup>24</sup> zwischen der  
ständischen und der souveränen Rechtsauffassung. Er bezeugt damit, daß  
er genau begriffen hat, durch welchen Gegensatz der moderne Staat den  
Ständestaat zerbricht. Aber mit einem grandiosen Kompromiß versucht  
er, für Riga noch einmal ihre Identität zu behaupten. Genau dasselbe,  
was Schwartz in der Herleitung aus unvordenklicher Zeit mit göttlichem  
Siegel als geltendes Recht begründet, kann nach Berens der souveräne  
Wille des Herrschers aus eigener Vernunft setzen: „So schuf *Catharina*  
durch einen großen Gedanken, Errichtungen, zu deren Bestandheit Jahr-  
hunderte in andern Reichen gearbeitet haben.“<sup>25</sup> Auf diese Weise wird  
einerseits dem ständischen Geschichtsdenken eines Schwartz Rechnung  
getragen: Das göltige Recht „kann nur durch Alterthum erhalten wer-  
den“; andererseits wird dem aufklärerischen Souveränitätsgedanken Tri-  
but gezollt: „es gehöret der Geist *Catharinens* dazu, so anzufangen, wie  
Jahrhunderte vollenden.“<sup>26</sup> Mit dieser Gleichsetzung behauptet Berens,  
daß das neue Stadtrecht der ständischen Geschichtsprüfung Genüge lei-  
ste. Es sei durch die Vernunft der Kaiserin nur eine Anpassung des alten  
Rechts an die Zeitumstände, sei deswegen auch keine Verschlechterung,  
sondern eine Verbesserung und „Erweiterung“<sup>27</sup> der überlieferten alten  
Verfassung. In Berens’ Kompromiß schließen sich also objektive Staats-  
raison und provinzielles, ständisches Selbstverständnis nicht aus. Freilich  
brauche der beschränkte Provinzler selbst das nicht zu durchschauen.  
Seine Standesgenossen provozierend, schreibt Berens: In der Hinsicht  
„mag ein guter Liefländer im Grunde nicht mehr bedeuten, als ein guter

<sup>23</sup> Johann Christoph Berens, Die bestätigte Municipalverfassung. Riga 1783, S. XV.

<sup>24</sup> Ebenda, S. XXI.

<sup>25</sup> Ebenda, S. XXII.

<sup>26</sup> Ebenda, S. XXV.

<sup>27</sup> Ebenda, S. XXVI.

Grönländer“. Seine These von der prästabilierten Harmonie zwischen ständischer Autonomie und autokratischer Vernunft bekräftigt Berens mit einer kosmologischen Metaphorik, die zur Absicherung der Allgemeingültigkeit aufklärerischer Einsichten im 18. Jahrhundert Karriere gemacht hat. Er schreibt, den ersten Teil abschließend: „So gedachte ich mir das schön geordnete Weltsystem *Catharinens*, wo jede Provinz sich um seine [sic!] eigene Achse dreht, und wo alle zusammengekommen, nach einer Richtung, einem allgemeinen Gesetz der Bewegung folgen.“<sup>28</sup>

Angesichts dieses theoretischen Aufschwungs ist man erstaunt, wenn man im zweiten Teil der Schrift deren Veranlassung merkt. Sie verdankt ihre Existenz einer Kränkung, die der alte rigische Magistrat durch die neue Verfassung erfuhr. Sie degradierte den alten Rat, der bisher oberste oder doch mittlere Gerichtsinstanz war, zur untersten Instanz eines neuen, vierstufigen Instanzenzugs. Direkt über der alten Obrigkeit wurde der Gouvernementsmagistrat als Berufungsinstanz etabliert, und Berens schreibt seinen Traktat am Tag nach der Wahl der Beisitzer zu diesem neuen Gericht: „An meinen Freund Z –“. <sup>29</sup> Liest man die Liste der Gewählten durch, so stößt man nur auf Mitglieder der Ältestenbänke der beiden alten Gilden bis auf eine Ausnahme mit Namen Thomas Zuckerbecker. Hier hatte ein Großkaufmann und Nichtjurist ohne vorherige Amtsbewährung sensationell direkt von der Jüngstenbank der Großen Gilde unter Umgehung der Ältestenbänke und des Magistrats den Sprung in die neue, übergeordnete Behörde geschafft. Derartiges, in der ständischen Hierarchie der Stadt Unerhörtes, war also durch die neue Stadtordnung möglich. Was hier in der festgefüigten, ständischen Aufstiegsleiter schon als Revolution angesehen wurde, macht deutlich, welche Zumutung die neue Ordnung für die alte Obrigkeit bedeutete. Hier geschieht noch keineswegs, was Schwartz später beklagte, daß „jeder ohne Kultur und Sitten sich in den Kaufmannsstand hineinschieben kann“, sobald er sich „nur ein dazu bestimmtes Vermögen (...) gewissenlos anlügt“, <sup>30</sup> geschweige denn, daß sich, wie die Neuendahlsche Chronik angeekelt bemerkt, „leibhaftige Sansculottes“ <sup>31</sup> unter die Bürger drängen. Nein, Thomas Zuckerbecker war für Schwartz und Berens einer der Ihren. Er war Ältester der Schwarzen Häupter gewesen, gehörte zu einer ratsfähigen Familie Rigas und war zudem ein ganz naher Verwandter von Berens. Je-

<sup>28</sup> Ebenda, S. XIX.

<sup>29</sup> Ebenda, S. XI.

<sup>30</sup> Schwartz, Bemerkungen (wie Anm. 10), S. 100.

<sup>31</sup> J.H.R. Neuendahl, Materialien zur Chronik von Riga von 1783–1797, in: Julius Eckardt, Bürgerthum und Bürokratie. Vier Kapitel aus der neusten livländischen Geschichte. Leipzig 1780, S. 66.

doch der unkonventionelle Aufstieg des jungen Mannes erregte die Ängste der alten Obrigkeit. Berens' Schrift ist eine beschwörende Mahnung an den Neffen, nicht „die Ordnung der Dinge zu stören“,<sup>32</sup> was eben doch trotz allen Harmonisierungsaufwands durch die neue Verfassung möglich wurde. Es war im Ständesystem unbedingt anstößig, daß der unausgewiesene Mann als bloßes Mitglied der Großen Gilde auf einen Platz gehoben wurde, wo ihm „als Obrichter (...) die Rechtssprüche“ seiner „Obern“ zur „Beurtheilung unterworfen sind“. Aber mit einem erneuten verzweifelten Rückgriff auf die Vernunft, nach der „der unverdorbene Menschenverstand einen sicheren Gang“ gehen kann, „wenn die durch Kunst gequälte Urtheilskraft wanket“, nennt Berens diese Situation „eine glückliche Unterordnung!“<sup>33</sup> der Oberen unter die Unteren. Es scheint mir nach dem Ausgeführten festzustehen, daß Johann Christoph Berens sich soweit aufklärerischem Gedankengut geöffnet hatte, daß seine innere Zerrissenheit zwischen allgemeiner Einsicht und ständischem Interesse offenbar wird. Jedenfalls läßt sich seine vermittelnde Position verstehen, ohne daß man den Schwartzschen Vorwurf der Feigheit vor den autokratischen Übergriffen zu Hilfe nehmen muß.

Das bestätigt Berens' Schrift von 1787 über die „Bombe Peters des Großen in der Stadtbibliothek von Riga“, auf die ich noch einen Blick werfen will. Jetzt hat die Perspektive der Entwicklung des Russischen Reichs unter der Autokratie von Peter bis Katharina völlig die gedankliche Führung vor den Interessen der Provinz Livland. Jetzt hat Berens auch das drei Jahre zuvor erschienene erste Buch von Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ gelesen, und der dort entwickelte große Gang der Aufklärung der Menschheit zur Humanität überwiegt die ständischen Existenznöte Rigas. Vor allem wird die Geschichte Rußlands seit Peter in diese Entwicklung als „plastischer Gang des Reichs“ einbezogen. Das so überschriebene Kapitel bei Berens versucht, Herders Schilderung der physiologischen Entwicklung des Lebens auf der Erde<sup>34</sup> metaphorisch als Absicherung der positiven und organischen Entwicklung Livlands im Russischen Reich bis zum Höhepunkt der Statthalterchaftsverfassung zu nutzen. Das sieht so aus: Unter Rurik führte Rußland nur ein „Pflanzenleben“, ging unter dessen Nachfolgern zur „nächsten Bildungsstufe, zu der der Polypen, über“, erreichte vor Pe-

<sup>32</sup> Berens, *Municipalverfassung* (wie Anm. 23), S. XXVII.

<sup>33</sup> Ebenda, S. XXVIII.

<sup>34</sup> Johann Gottfried Herder, *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*. Erster Theil, Riga und Leipzig 1784; zit. nach: Johann Gottfried Herder, *Sämtliche Werke*, hrsg. v. Bernhard Suphan. Bd. 13, Berlin 1887, 3. und 4. Buch, insbes. S. 75, 87f. u.ö.

ter das Entwicklungsstadium des Säugetiers mit einer von der Umwelt unabhängigen, selbständigen Organisation und erreichte durch den großen Zaren und dessen Vernichtung der Schweden mit dem Zugang zur Ostsee den „freyeren Odemzug, zu besserer Umtreibung seiner Lebenssäfte“. Damit trat Rußland in das Stadium des aufrecht gehenden Menschen, dem „gegenwärtig“ in der Statthalterschaftsordnung „die *Meisterhand* (Katharinas) Vollendung giebt“.<sup>35</sup> Die Metaphorik suggeriert noch den Nebeneffekt, daß Rußland eben erst durch die Eroberung Livlands seine menschliche Gestalt erwarb, genauer: seinen Kopf bekam. Hier ist von irgendwelcher Kritik an der neuen Verfassung nichts mehr zu spüren. In einem eigenen Kapitel wird dann die Geschichte Livlands als „Staatsgeschichte einer Kolonie“<sup>36</sup> unter Rückgriff auf die kosmologische Metaphorik dieser Entwicklung zugeordnet: „Die Mächte der Erde ziehen sich nach denselben Regeln der Schwere an, welche die Himmelskörper in ihrer Bahn ordnen: Liefland endete glücklich seine irrende Staatslaufbahn, und folgte der für dasselbe geschaffenen Sonne Rußlands, unter dessen *Erstem Kaiser*.“<sup>37</sup>

Mit dieser Abwertung der vorausgegangenen Geschichte Livlands greift Berens auf die frühe Schrift Hamanns zurück und auf Garlieb Merkels „Die Vorzeit Lieflands, ein Denkmal des Pfaffen- und Rittergeistes“ von 1796 voraus, die unter dem Eindruck des bitteren Kreuzzugskapitels im vierten Teil von Herders „Ideen“ geschrieben wurde. Als Berens schrieb, war aber dieser Teil von Herders Werk noch nicht erschienen. Bei Berens heißt es: Livland wurde durch „Mönche und geistliche Abendtheuerer“, die Ritter, erobert, von denen die einen nur „Christen nicht Menschen“, die anderen nur „Eroberungen und Sklaven“ machen wollten. Wie in der Hamann-Schrift, aber anders als bei Herder und Merkel, werden schon für die Frühzeit Livlands die Kaufleute und der „menschenfreundliche Handel“ von der Verurteilung ausgenommen. Aber sie konnten „die heilige Wuth, die zu der Zeit, vom Jordan bis an die Düna schwärmte, nur mildern, nicht ersticken“.<sup>38</sup>

An diesen Versuchen des aufgeklärten Ratsherrn Berens, die neue Entwicklung mit den alten Zuständen zu vereinigen, läßt sich ablesen, in welcher Weise Theoriestücke den jeweiligen Interessenlagen zu Diensten sind, und wie sehr sie, wenn ein Interessenzwiespalt vorliegt, bis zu offenen Widersprüchen überdehnt werden. Die Souveränitätsidee war

---

<sup>35</sup> Alle Zitate in: Johann Christoph Berens, Die Bombe Peters des Großen in der Stadtbibliothek von Riga. Riga 1787, S. 7.

<sup>36</sup> Ebenda, S. 9.

<sup>37</sup> Ebenda, S. 12.

<sup>38</sup> Ebenda, S. 9

zum Abbau ständischer Herrschaftsstrukturen erdacht, und man konnte ihre aufklärerischen Folgen nicht wollen und zugleich den ständischen Besitzstand wahren. Diesen Gegensatz zu überdecken, war selbst die wildeste Theorie zu schwach. Auch für solche historischen Zwangslagen gilt: You can't have the cake and eat it.

#### IV.

In bezug auf den letzten Zeitzeugen, den ich unter meiner Fragestellung vorstellen möchte, ist zunächst eine kleine Ehrenrettung fällig. Der Rektor der Domschule, Karl Philipp Michael Snell, hatte sein Amt während der Statthalterschaftszeit ausgeübt und mußte es 1787 unter fragwürdigen Umständen verlassen. Die Geschichtsschreibung jener Zeit beruft sich ausschließlich auf die Darstellung dieses Vorgangs durch seine Gegner und verwirft seine eigene Darstellung pauschal als unwahr. Seine berufliche Kompetenz wird nirgends in Frage gestellt. Vorgeworfen wurden ihm aber hohe Schulden, häufiger Besuch von öffentlichen Wirtshäusern, einschließlich „jugendlicher Wildheiten“, und „ungemäßigte Schreibweise“, offenbar in seinen Eingaben an den Magistrat.<sup>39</sup>

Wenn man die Texte kennt, lassen sich Wildheit und Ungemäßigkeit durchaus als politische Vorwürfe verstehen. Der harte Kern aber waren die Schulden. Sie werden von Snell auf die Ausgangsposition seiner Berufung zurückgeführt. Die Stelle des Rektors war bei den vorigen Stelleninhabern immer mit dem einträglichen Amt des Inspektors der Schule verbunden gewesen. Snell holte man nur für das Rektorat, Inspektor blieb mit den zusätzlichen Einkünften der frühere Rektor Schlegel. Snell machte geltend, ihm sei auch das Inspektorat in Aussicht gestellt, dann aber vorenthalten worden, so daß sein tatsächliches Gehalt den Aufwendungen seines Amtes nicht gewachsen gewesen sei. Der Magistrat setzte dagegen, er habe solche Aussicht nie eröffnet. Das überlieferte Ratsprotokoll ist von schöner Mehrdeutigkeit, die beiden Positionen ein gewisses Recht gibt. Dort steht, man habe Snell vor der Berufung darauf aufmerksam gemacht, „daß vor der Hand das Inspektorat mit dem Rektorat *nicht* kombiniert werden könnte“.<sup>40</sup> Die Formulierung „vor der Hand (...) nicht“ enthält sowohl das Eingeständnis der Zusammengehörigkeit der beiden Stellen als auch eine gewisse Aussicht auf künftige Zusammenle-

<sup>39</sup> Bernhard Hollander, *Geschichte der Domschule, des späteren Stadtgymnasiums zu Riga*. Manuskript Riga 1934, hrsg. v. Clara Redlich. Hannover-Döhren 1980, S. 91 f.

<sup>40</sup> Ebenda, S. 94.

gung.<sup>41</sup> Daß zwar nicht der Stadt-Magistrat, wohl aber das Gewissensgericht und der Gouvernements-Magistrat auf Snells Klage hin es auch so gesehen haben, bestätigt der Vergleich vor diesen Gerichten, der Snell bei dessen Weggang die Schulden weitgehend erließ.<sup>42</sup>

Auf dem Hintergrund dieses Konflikts, in dem Schwartz und Berens zu der von Snell beklagten Obrigkeit gehörten, müssen die Aussagen dieses Zeitzeugen, der ein uneingeschränkter Befürworter der neuen Stadtordnung wurde, und seiner Gegner aus dem schrittweise durch diese Ordnung entmachteten alten Rat gesehen werden.

Snell war einer jener Deutschen, die im Zeitalter der Aufklärung nach Livland kamen, meist blieben, oft auch wieder abwanderten. Sie weisen einige Gemeinsamkeiten auf, die es verdienen, genannt zu werden. Sie waren meist junge Akademiker, kamen von deutschen Universitäten, die ihnen mehr oder weniger das Gedankengut der Aufklärung vermittelt hatten, und sie wollten sich in Livland eine Existenz gründen. Das hatte zwei wesentliche Folgen, die von vornherein eine Doppeldeutigkeit in ihr Denken und Verhalten brachte: Erstens fielen ihnen die ungewöhnlich ausgeprägte Obrigkeits- und Zarenverehrung sowie die ungewöhnlich ausgeprägte Geringschätzung und Unterdrückung der einheimischen Bevölkerung der Esten und Letten auf. Zweitens hatten sie notwendigerweise das vorrangige Bestreben des Aufstiegs im fremden Lande. Und dieses Bestreben verlangte vor allem eine Tugend: die Tugend der Anpassung. Nicht Kritik an den neuen Verhältnissen war also in erster Linie von den Neulingen zu erwarten, sondern Einfügung. Und die zahlte sich im neuen Lande relativ schnell aus. Schon mit dem Grenzübertritt konnte man sich über eine fremdsprachige Unterschicht gesetzt fühlen und hatte bei einigem Fleiß die Option, in der deutschen Oberschicht aufzusteigen. Wer also nicht mit fliegenden Fahnen die fremden Wertsetzungen übernahm, hielt sich doch in seinen Urteilen über die politischen Grundbedingungen Livlands sehr bedeckt, zumindest solange, bis die eigene Position einigermaßen gesichert war. Das gilt in gewissem Sinne für alle Ankömmlinge der ersten Generation, für Lenz, Gadebusch, Hupel, Sonntag

<sup>41</sup> Hollander (wie Anm. 39), der Snell nur aus der Perspektive des Magistrats sieht, führt diesen Satz des Protokolls als eindeutigen Beleg für die Falschheit der Position Snells an.

<sup>42</sup> Vgl. dazu: Des Rigaer Rektors und Butzbacher Pfarrers Karl Philipp Michael Snell Selbstbiographie. Mitgeteilt von Wilhelm Diehl, in: Beiträge zur hessischen Schul- und Universitätsgeschichte, hrsg. v. W. Diehl. Bd. IV, Gießen 1918, S. 71 ff. Es ist höchst aufschlußreich, daß Snell ausgerechnet den unorthodox ins Richteramt gelangten Thomas Zuckerbecker (vgl. oben, S. 182 f.) als seinen Befürworter im Gouvernements-Magistrat hervorhebt (Ebenda, S. 72).

ebenso wie für Lindner, Herder, Schlegel etc.<sup>43</sup> Es ist deshalb kein Zufall, daß die ersten substantiellen Kritiker der livländischen Verhältnisse wie Schoultz von Ascheraden, von Meck, Jannau und Merkel aus dem Lande selbst stammten, oder, wie Herder und Snell, sie erst formulierten, nachdem sie das Land wieder verlassen hatten.

Snell versuchte es zuerst mit massiver Anpassung. Er dachte sich in die Probleme Rigas hinein, hörte sich um und war darin offenbar recht erfolgreich. Eine seiner ersten gedruckten Einladungsschriften zu den öffentlichen Schulactus beschäftigte sich mit den Handelsvorteilen Rigas und Rußlands durch die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Amerika. Snell hatte herausgefunden, daß man sowohl als russischer Patriot die Unabhängigkeitsbestrebungen verurteilte als auch als Kaufmann Handelseinbußen befürchtete. So geht er auf die freiheitliche amerikanische Verfassung gar nicht ein, bezichtigt sogar die Holländer, die in Europa ja einmal einen Unabhängigkeitskampf geführt hatten, der „Verführung“<sup>44</sup> der Amerikaner. Er betont nur die neuen Handelschancen für Riga: Der Neubau der zu erwartenden amerikanischen Kriegs- und Handelsflotte werde russisches Holz benötigen, und die gewaltige Zunahme der Negersklaven, die man vor allem in „grob Linnen und Segeltuch“<sup>45</sup> kleide, werde die Nachfrage von russischem Flachs und Hanf erhöhen. Die Erweiterung der Sklaverei wird hier nur als Handelsvorteil angesprochen. Keine Andeutung fällt in Richtung von Snells späterer beredter Verurteilung der Sklaverei, besonders in Livland. Schließlich treibt er die Anpassungsrhetorik so weit, daß sich der russische Flachs zu „unserm Flachs“<sup>46</sup> wandelt, und am Ende der Rede hat sich der Redner mit der Formulierung „wir Rußländer“<sup>47</sup> endgültig eingemeindet.

Snell erlebte offensichtlich das Schlechterwerden seiner finanziellen Lage und damit seines Verhältnisses zum Rat parallel zu den Erfahrungen mit den neuen Möglichkeiten der Statthalterschaftsverfassung und der Herabminderung der Ratsmacht. Nachdem seine Familie ihn verlassen hatte und nach Deutschland zurückgekehrt war,<sup>48</sup> saß er in der Tat verstärkt in Wirts- und Kaffeehäusern herum und verkehrte dort mit allen

---

<sup>43</sup> Nur Eisen von Schwarzenberg hatte sich in Petersburg so früh einen Namen als Fachmann für Landwirtschaft erworben, daß er schon eher als die anderen öffentliche Kritik wagen konnte.

<sup>44</sup> Karl Philip Michael Snell, Von den Handlungsvortheilen, welche aus der Unabhängigkeit der vereinigten Staaten von Nord-Amerika für das russische Reich entspringen. Ein Versuch. Riga 1783, S. 7.

<sup>45</sup> Ebenda, S. 36.

<sup>46</sup> Ebenda.

<sup>47</sup> Ebenda, S. 38.

<sup>48</sup> Selbstbiographie (wie Anm. 42), S. 68.

Teilen der Bevölkerung, um, wie er sagt, die politische Diskussion um die neue Verfassung und alle Meinungen dazu kennenzulernen.<sup>49</sup> Seine beiden Veröffentlichungen zur Lage Livlands und Rußlands enthalten denn auch so viele Insider-Kenntnisse, daß ihre Bekanntmachung in Schlözers Staats-Anzeigen und als freie Buchveröffentlichung in Deutschland den Mitgliedern des alten Rats alles andere als lieb sein konnte, zumal Snell mit dem Haß gegen seine Widersacher nicht hinterm Berge hält. Ich werde aus diesen Veröffentlichungen nur einen Aspekt herausgreifen, um das Verhältnis von aufklärerischem und ständischem Denken nicht nur an der Problematik von Rechts- und Geschichtsauffassung, sondern auch an dem entstehenden Gegensatz zwischen Individuum und Standesgruppierung zu zeigen.<sup>50</sup>

Erfreulicherweise gibt es zu dem Rußlandbuch Snells eine detaillierte, posthum veröffentlichte Rezension seines Hauptgegners, des uns schon bekannten Bürgermeisters im alten Rat, Johann Christoph Schwartz. Schwartz war in der Zeit, in der Snell in finanzielle Nöte geriet, Oberkassenherr, also eine Art Finanzsenator im Magistrat, war also von den Vorwürfen Snells persönlich betroffen. Seine Argumentationslinie in der Rezension ist klar: Durch penible Aufzählung von kleineren und größeren Fehlern und durch subtile Herabwürdigung des Snellschen Charakters soll dessen Glaubwürdigkeit ein für allemal untergraben werden.<sup>51</sup> Das gelang ihm gemeinsam mit Neuendahl<sup>52</sup> so gut, daß Snells Buch fast voll-

<sup>49</sup> Karl Philip Michael Snell, Beschreibung der russischen Provinzen an der Ostsee. Oder: Zuverlässige Nachrichten sowohl von Rußland überhaupt, als auch insonderheit von der natürlichen und politischen Verfassung, dem Handel, der Schiffahrt, der Lebensart, den Sitten und Gebräuchen, den Künsten und der Litteratur, dem Civil- und Militairwesen, und andern Merkwürdigkeiten von Livland, Ehstland und Ingermannland. Mitgetheilt von M. Karl Philip Michael Snell, Stadtpfarrer zu Butzbach im Hessen-Darmstädtischen, (vormals Rector in Riga). Jena 1794, Vorrede (unpaginiert).

<sup>50</sup> Vgl. dazu Kondylis, Konservatismus (wie Anm. 6), S. 161-169.

<sup>51</sup> Gerade bei dieser Linie der Argumentation wirkt es besonders pikant und bestätigt die eher politische als moralische Motivation, wenn man liest, was derselbe Schwartz noch 1782, zwei Jahre nach dem Amtsantritt Snells in Riga, über diesen publiziert hatte. In seinen Zusätzen zu Fischers Ergänzungen der livländischen Bibliothek von Gadebusch brachte er eine sehr freundliche Darstellung vom Lebenslauf des Gelehrten Snell, wonach dieser, nur durch die „Vorstellungen“ des „Generalsuperintendenten Herder“ bewogen, seine „vortheilhafte Lage“ in Gießen aufgegeben und sich nach Riga begeben habe. Über Snells Wirken in Riga fand er damals die rühmenden Worte: „Seine Verdienste und seine *Rechtschaffenheit* haben ihm auch hier das Vertrauen des Publikums erworben.“ (Johann Christoph Schwartz [anonym]: Hrn. J.B. Fischer's Beyträge und Berichtigungen zu Hrn. F.K. Gadebusch livländischer Bibliothek. Zusätze, Berichtigungen und Ergänzungen, in: Nordische Miscellaneen, hrsg. v. August Wilhelm Hupel. 4. Stück, Riga 1782, S. 133; Hervorhebung: H. G.).

<sup>52</sup> Dort steht, daß der „Gewährsmann des *Schlözers*, der ehemalige hiesige Rector *Snell* zu faul war, um sich von unsrer Verfassung zu unterrichten und daß er seine Zeit mehrentheils in lustigen, und oft, besonders zuletzt, in niedrigen Gesellschaften

ständig ignoriert und erst in jüngsten Untersuchungen als historische Quelle herangezogen wurde.

Wenn man das Buch von Snell kennt und die Korrekturen von Schwartz danebenhält, dann fällt vor allem auf, wie vieles Schwartz unbeanstandet läßt und dadurch als authentisch beglaubigt. Das Besondere an Buch und Rezension ist aber der von beiden Seiten unternommene Versuch der moralischen Verunglimpfung des Gegners. An dem Unterschied der dabei zutage tretenden Moralvorstellungen läßt sich der Unterschied zwischen aufklärerischem Individualitäts- und ständischem Gruppendenken sichtbar machen.

Snell nimmt in seinem Buch von vornherein die Perspektive auf ganz Rußland. Darin ist er Berens ähnlich, ignoriert aber die Sonderstellung Livlands in viel schärferer Weise, indem er die kosmologische Metaphorik nicht mehr im Sinne prästablierter Harmonie zwischen Provinz und Reichsganzen, sondern ganz aufgeklärt-kopernikanisch wendet. Die auf den alten Privilegien ihrer Provinz beharrenden livländischen Standesherrn erscheinen ihm als „wunderliche Köpfe (...) fast zu vergleichen mit einem in der Astronomie unkundigen Menschen, der sich einbildet, der ganze Himmel mit seinem unermesslichen Heer sey nur um des Erdballs willen da, und der ganze Himmelslauf sey blos um dieses kleinen Planeten willen also geordnet“.<sup>53</sup> Snell, der von Herder nach Riga vermittelt wurde,<sup>54</sup> hat offenbar Kenntnis von dessen Geschichtsauffassung. Ebenso wie Berens verwendet er willkürlich Herders organologische Metaphorik für sein Rußlandbild. Rußland stehe gegenwärtig noch im Stadium des „ungeschliffenen Jünglings“,<sup>55</sup> der noch viele Mängel im Vergleich mit aufgeklärteren Staaten auszugleichen habe, bis er zum Manne gereift sei. Die sachliche Aufzählung dieser Mängel zeigt, daß Snell von Rußlandbegeisterung weit entfernt ist; aber auch ihm ist Katharina die große Kaiserin, die das Land mit ihrer Statthalterschaftsverfassung auf den rechten Weg gebracht habe. Snell sieht ganz im Sinne des aufgeklärten Staatsdenkens das Ziel der neuen Verfassung darin, die willkürliche Gewalt der Gouverneure und Richter einzuschränken, den „Geist des Despotismus, des Eigennutzes und der Unterdrückung“<sup>56</sup> bei den Zwischeninstanzen aufzuheben, um dadurch die Souveränität der Monarchin zu sichern.

---

und Wirthshäusern zubrachte und daß er eben dieser ungebundenen, anstößigen Lebensart wegen seines Amtes verlustig gehen mußte“. Neuendahl, *Chronik* (wie Anm. 31), S. 53. Neuendahl scheint mit Schwartz bekannt gewesen zu sein, jedenfalls die Schwartzsche Rezension gekannt zu haben.

<sup>53</sup> Snell, *Beschreibung* (wie Anm. 49), S. 69.

<sup>54</sup> *Selbstbiographie* (wie Anm. 42), S. 64.

<sup>55</sup> Snell, *Beschreibung* (wie Anm. 49), S. 6.

<sup>56</sup> *Ebenda*, S. 30.

Hauptmittel dazu sind ihm die Einführung von Wahlen, von befristeter Amtszeit, von Gewaltenteilung. Besonders die gegenseitige „Belauerung“<sup>57</sup> der verschiedenen Verwaltungsebenen verhindere den bisherigen Machtmißbrauch. Schwartz qualifiziert diese Überlegungen Snells als „erbärmliches Raisonement“.<sup>58</sup> Dabei stört ihn vor allem das Wort „Belauerung“. Als Snell später sogar von der Krone sagt, sie „lauere“ nur darauf, die Privilegien einzuziehen, entrüstet sich Schwartz: „welcher Zug des Charakters verräth sich (...) durch die Aeußerung“.<sup>59</sup> Was den Protest von Schwartz hier auslöst, ist die moralisch unverhüllte Kennzeichnung von Machtausübung, sei es durch Kontrolle (gegenseitige Belauerung der verschiedenen Staatsorgane), sei es durch Begehrlichkeit der Steuerbehörde (Lauern auf Gelegenheiten zu Staatseinnahmen). Was sich hier zeigt, ist nicht eine Frage von Charakterlosigkeit oder edlem Charakter, sondern eine grundsätzliche Verschiedenheit der Denkweisen. Der Aufklärer argumentiert auf der Ebene der Trennung von Politik und Moral, um ständische Macht individuell zuordnen und bekämpfen zu können, der ständische Denker besteht auf der Untrennbarkeit von Politik und Moral, um die hierarchische Ordnung aufrechterhalten zu können.<sup>60</sup> Ihm fehlt das Verständnis für das Kontrollinstrument der Gewaltenteilung, weil das moralisch integre Handeln zur Ehre Gottes bzw. zum Wohle des Ganzen durch die ständische Hierarchie selbst gewährleistet ist. Das wird noch deutlicher bei Schwartz' Empörung gegenüber Snells Frontalangriff gegen den alten Rat. Snell schreibt: „Alle diesem aristokratischen Unfug, – diesem abgeschmackten Herrenstolz, dieser tyrannischen Eifersucht, diesem Oligarchenton, diesem Familien-Anhang, diesen Bedrückungen, diesen Bestechungen“ habe Katharinas neue Stadtordnung ein Ende bereitet. Snell spricht dabei ausdrücklich ironisch von dem „rühmlichen Vorbilde der Nobili di Venetia“,<sup>61</sup> was zeigt, daß er seine systematische Einschätzung des Rigaer Rats der Rolle entnimmt, die in Montesquieus Systematisierung der Herrschaftsformen der Stadtstaat Venedig spielt.<sup>62</sup> Schwartz nimmt Snells Vorwürfe erbittert auf, geht auf einzelne ein und schließt dann mit dem Satz: „Solche Verläumdungen verdienen nichts als die tiefste Verachtung zur Antwort.“<sup>63</sup> Nehmen wir einige der Kritikpunkte auf. Den Vorwurf des Herrenstolzes bezieht Schwartz

---

<sup>57</sup> Ebenda, S. 38.

<sup>58</sup> Schwartz, Bemerkungen (wie Anm. 10), S. 8.

<sup>59</sup> Ebenda, S. 110.

<sup>60</sup> Vgl. dazu Kondylis, Konservatismus (wie Anm. 6), S. 136-149.

<sup>61</sup> Snell, Beschreibung (wie Anm. 49), S. 41.

<sup>62</sup> Montesquieu, Vom Geist der Gesetze, übers. u. hrsg. v. Ernst Forsthoff. Tübingen 1992, Buch II, 3, S. 25-28 u.ö.

<sup>63</sup> Schwartz, Bemerkungen (wie Anm. 10), S. 17.

direkt auf die gerichtliche Auseinandersetzung mit Snell. Dieser hatte im Blick auf die schon geltende, aber noch nicht durchgesetzte neue Stadtordnung die gerichtliche Autonomie des Rats bezweifelt und mit Appelation beim Gouvernementsgericht und sogar „mit dem Generalgouverneur“ oder einem Petersburger „Sénateur“<sup>64</sup> gedroht. Damit war der Rat an seiner empfindlichsten Stelle getroffen, und er mußte solche Berufung, solange er noch die Macht hatte, mit scharfem Verweis unterbinden. So habe der Rat in der Tat „auf sein Ansehen gehalten“, <sup>65</sup> wie Schwartz kalt bemerkt, und Snell sei „solche Keckheit, die keine obrigkeitliche Person von ihren Untergebenen dulden darf, nachdrücklich verwiesen worden“. <sup>66</sup> Was der eine als persönliche Anmaßung, als Herrenstolz und tyrannische Eifersucht deutet, sieht der andere als notwendige Maßnahme zur Erhaltung der Autorität seines Standes und damit der gesamten ständischen Ordnung an, die für ihn die einzige Ordnung ist.

Ein anderer Vorwurf betrifft den „Familien-Anhang“ oder Nepotismus des alten Rats. Snell nennt das Prinzip der Selbstergänzung des Rats offen Begünstigung. Schwartz kontert, daß dieses Verfahren nur die Besten an die Spitze bringe, weil die Ältestenbank der Großen Gilde, aus der die Ratsherren gewählt werden, ja schon eine qualitative Auswahl von erprobten Kandidaten durch die Bürgerschaft darstelle. Daß darunter dann auch Familienangehörige der Ratsherren wären, nennt Schwartz mit einer merkwürdigen Formulierung „nicht allein zufällig, sondern auch nicht unnatürlich“. <sup>67</sup> Hier fehlt dem Ständevertreter offensichtlich jedes Gespür für die Intention der aufgeklärten Staatsidee. Und das nicht aus Naivität, <sup>68</sup> sondern aus einem im ständischen Denken legitimen Grunde. Die ständische Hierarchie ist danach selbst der sicherste Garant für die nach oben immer mehr hervortretende fachliche Qualität und menschliche Integrität.

---

<sup>64</sup> Ebenda, S. 12.

<sup>65</sup> Ebenda, S. 11.

<sup>66</sup> Ebenda, S. 12.

<sup>67</sup> Ebenda, S. 11.

<sup>68</sup> Naiv ist Neuendahl, der ganz ungeniert die Vorzüge des Nepotismus rühmt. Es wäre gut, wenn man schon von der Schule her befreundet sei. Für die Kanzleibeamten hätte das folgenden Vorteil: „Sie theilten einander ihre Kenntnisse und Erfahrungen mit; was Einem Widriges begegnete, ward angesehen, als sei oder könne es Allen widerfahren. Einer warnte daher den Andern vor bevorstehenden Verantwortungen und Unannehmlichkeiten. Dieser Geist der Eintracht ruhete auf ihnen bis in's hohe Alter.“ (Neuendahl, Chronik [wie Anm. 31], S. 20). Elias verwendet dieses Zitat mit Recht zum Erweis der ständischen Seilschaftsgesinnung (Elias, Reval [wie Anm. 1], S. 72), die aber im unangefochten ständischen Denken ebenfalls mit Recht als „Geist der Eintracht“ unter den Standesgenossen verstanden wird.

Als letztes Beispiel diene der gravierende Vorwurf der Bestechung. Snell meint damit etwas ganz Bestimmtes, nämlich daß der alte Rat, um den Beschluß der Statthalterschaftsordnung in Petersburg zu verhindern, Gelder aus dem Stadtsäckel zur Bestechung der Petersburger Senatoren genommen habe. Schwartz gibt zu, daß man selbst bei der Krone den Verdacht gehabt und eine Untersuchung eingeleitet habe, die aber ergebnislos geblieben sei. Aber das ist nicht der entscheidende Punkt. Bestechungen der russischen Regierungsinstanzen durch die Ritterschaft und die Städte waren während des ganzen Jahrhunderts gang und gäbe. Besonders aktuell wurden sie, wenn die Zarenherrschaft wechselte und die jeweils erneute Bestätigung der livländischen Privilegien anstand. Nur waren das im ständischen Denken nicht Bestechungen im niederen Sinne zu persönlichem Vorteil, sondern Aufwendungen der ständischen Obrigkeiten zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Lande. Auch hier waren Moral und Politik nicht getrennt. Schwartz selbst war in den 50er Jahren mit seinem Bruder als Beauftragter der Stadt in Petersburg gewesen, um ein für Riga ungünstiges Handelsgesetz mit dem Einsatz von städtischen Geldern abzuwenden. Das war ein langwieriger und ehrenvoller Auftrag zum Wohle der Stadt. „Die beiden ehrenhaften Brüder mußten, da sie kein andres Mittel hatten, ans Ziel zu kommen (...) zur Bestechung ihre Zuflucht nehmen.“<sup>69</sup> Snells Interpretation solcher Bestechungen besagt: Der alte Rat hat Stadtgelder für die Erhaltung seiner persönlichen Machtstellung mißbraucht. Schwartz' Interpretation lautet: Die Erhaltung der Macht des Rats ist kein bloßes individuelles Interesse von Mitgliedern einer Gruppe, sondern dient der Aufrechterhaltung der gesamten ständischen Hierarchie, die durch ihren Aufbau und durch ihre Spitzen die einzig mögliche Gesamtordnung garantiert.

So stehen einander zwei ganz verschiedene Vorstellungen von Unmoral gegenüber: Im ständischen Denken ist derjenige unmoralisch, der am ständischen Systemzusammenhang rüttelt, welches in sich moralisch, weil letztlich göttlich verbürgt ist. Deswegen hat diese Art Unmoral immer einen Hauch von Luciferischem an sich: Der schlimmste Ausdruck, den Schwartz zur Kennzeichnung der Snellschen Angriffe gegen die Autonomie des Rats findet, ist daher bezeichnenderweise der Vorwurf der „Lästerung“.<sup>70</sup>

Für Snell ist derjenige unmoralisch, der die Etablierung seiner individuellen Macht oder der Macht eines Kollektivs über das Staatswohl stellt und damit die Allgemeinheit der Bürger betrügt. Diese aufklärerische Be-

<sup>69</sup> Buchholz, Geschichte (wie Anm. 9), S. 103.

<sup>70</sup> Schwartz, Bemerkungen (wie Anm. 10), S. 10 u. 18.

wertung des Moralischen ist natürlich zu nichts anderem bestimmt, als die Identität von Moral und Politik in der ständischen hierarchischen Ordnung zu durchbrechen. Die aufklärerische Trennung von Politik und Moral hat das Ziel, die Moral als Kriterium gegen ständische Macht einsetzen zu können, was innerhalb des ständischen Denkens ausgeschlossen ist. In dem Maße, wie die Moral individualisiert und in den allgemeinen Menschenrechten des einzelnen festgeschrieben wurde, konnte sie als politisches Instrument gegen die Ständeherrschaft eingesetzt werden. Ständische Macht wird vom aufklärerischen Denken nicht mehr als integrales Element einer hierarchischen Weltordnung begriffen, sondern als angemaßter Herrschaftsanspruch einer Gruppe von Individuen, die durch Gewaltenteilung und Kontrolle im Zaum gehalten werden muß. Vorwürfe, wie sie Snell gegen den Rat erhob: Bestechung, Bereicherung, Nepotismus, Begünstigung etc., die von der selbstverständlichen Annahme einer ständigen Gefährdung der moralischen Integrität der Machthaber ausgeht, lösen beim Ständevertreter Schwartz nur Ekel und Verachtung aus. So stehen der moralische Vorwurf der unlauteren Selbstbegünstigung und der moralische Vorwurf des boshaften Charakters gegeneinander und sind doch nur die Signatur zweier unversöhnlicher Denkweisen, die ihren Sinn aus der Konkurrenz um Machtpositionen beziehen.

Die Schriften der drei Zeitgenossen der Statthalterschaftszeit in Riga haben gezeigt, in welcher Weise die jeweiligen Positionen und Interessenlagen die Auswahl der Argumentationen bestimmten. Der Kampf zwischen der modernen Souveränitätsidee und den ständischen Zwischengewalten erwies sich dabei als Grundlage, aus der die Gegensätze zwischen Individualisierung und Gruppenzugehörigkeit sowie der Einsatz zweier verschiedener Moralvorstellungen im Arsenal der Argumente folgten. Fragt man nach dem historischen Ertrag dieser Untersuchung, so wird man sagen können, daß sich für die drei Autoren individuelle Profile ergeben, in denen sich aufklärerische und ständische Motive je nach Interessenlage und Argumentationsziel auf charakteristische und alles andere als widerspruchsfreie Weise mischen. Der in seinem Patrizierstand und Amt fest eingefügte Schwartz kann das ständische Denken gegen die neue Stadtordnung am kompromißlosesten vertreten. Der zum gleichen herrschaftlichen Stand gehörende, aber sich aus kaufmännischem Interesse modernen Ideen öffnende Berens hat die meiste Mühe, seine beiden in sich widersprüchlichen Interessen gedanklich zu verbinden. Das gleichbleibende, dringende Interesse an der Erringung eines Standes durch Aufstieg beim Fremdling Snell führt zum Ideologiewechsel zwischen ständischer Anpassung und Ausnutzung der aufklärerischen Möglichkeiten der neuen Statthalterschaftsverfassung.



# Aufklärungsbedingte Wandlungen des wirtschaftlichen Denkens in Estland

von Otto-Heinrich Elias

Garlieb Merkel schreibt in seinen „Letten“ an einer wenig hervorgehobenen Stelle, bei seinen vielen Gesprächen mit Gutsbesitzern sei nur in zwei Fällen der wirklich entscheidende Punkt der Bauernfrage zur Sprache gekommen; in beiden Fällen habe er die Debatte abbrechen müssen, weil sich seine Kontrahenten zu sehr aufgeregt hätten. Der eigentliche Grund, weshalb sie sich noch nicht einmal auf eine Normierung der bäuerlichen Leistungen einlassen könnten, geschweige denn auf eine rechtliche Bauernbefreiung, so hätten diese Herren ausgeführt, seien die in letzter Zeit ungeheuer gestiegenen Preise der Landgüter, deren Eigentümer also gezwungen seien, mindestens die Zinsen des in ihrem Besitz steckenden Kapitals herauszuwirtschaften, andernfalls drohe ihnen der Konkurs, und der gesamte Gutsbesitz würde im Laufe der Zeit in die Hände der wohlhabenden Stadtbürger übergehen. Außerdem sei der Lebensstandard gestiegen, und in dieser Hinsicht müßten sie ihren Familien ja auch etwas bieten. Unter diesen Bedingungen könne man sich keineswegs auf die Methoden festlegen, mit denen man den erforderlichen Gewinn erwirtschaftete, denn man müsse die „Ökonomie aufs Höchste treiben“.<sup>1</sup>

Hier wird offensichtlich auf verschiedenen Ebenen argumentiert. Merkel glaubt, mit Feudalherren zu sprechen, er stößt aber auf Agrarkapitalisten. Er ahnt zwar, daß er hier auf den Nervus rerum gestoßen ist, reagiert aber, wie meistens, lediglich moralisch: Habgierigen Gutskäufern, die nichts als „schändliche Spekulation“ im Sinne hätten, geschehe es ganz recht, wenn sie sich dabei ruinierten. Merkel erkennt im kapitalorientierten Wirtschaftsverhalten seiner Kontrahenten durchaus nicht die partiell progressive Tendenz, nicht deren Zusammenhang mit der aktuellen rechtlichen und ökonomischen Situation.

Dieses Zitat bietet mehr als eine Episode, es dient uns zum Anlaß der Frage, ob nicht entscheidende Weichenstellungen des Übergangs vom Feudalismus zum Kapitalismus bereits durch die Reformen der Aufklärung erfolgt sind, also in der Regierungszeit der Kaiserin Katharina. Die

---

<sup>1</sup> Garlieb Merkel, Die Letten vorzüglich in Liefland am Ende des philosophischen Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Völker- und Menschenkunde. Leipzig 1797, in: Freimütiges aus den Schriften Garlieb Merckels, hrsg. v. Horst Adameck. Berlin 1959. Die zitierte Stelle steht im 7. Abschnitt, in dieser Ausgabe S. 144 f.

Formulierung der Fragestellung nimmt den Titel einer Arbeit von Juhan Kahk auf, der sich mit dem Übergang von der feudalen Landwirtschaft zum Kapitalismus im 19. Jahrhundert eingehend beschäftigt hat, aber in seinen Arbeiten oft weit ins 18. Jahrhundert zurückgreift.<sup>2</sup> Wir können also in manchem bei ihm anknüpfen. Es sei ferner verwiesen auf Georg Sacke, der bei der Behandlung der „Katharinischen Reformen“ deren Tendenz betont hat, das Bürgertum und die Entwicklung der Geldwirtschaft zu fördern.<sup>3</sup>

### Langfristig wirksame wirtschaftliche Bindungen

Unter den „Katharinischen Reformen“ versteht man in der Regel die sogenannte Statthalterschaftsverfassung, die in den Ostseeprovinzen 1783 bis 1785 eingeführt wurde, also die Verwaltungsreform.<sup>4</sup> In Liv- und Estland bewirkte sie nicht weniger als eine Aufweichung der tradierten Sozialordnung, d.h. die korporativen Rechte der Ritterschaften und der städtischen Gilden wurden auf so viele neue Berechtigte ausgedehnt, daß man die Klagen nachvollziehen kann, diese Rechte seien eigentlich abgeschafft worden. Natürlich stimmte das so nicht. Es handelte sich allerdings um einen starken Liberalisierungsschub mit weitreichenden ökonomischen Konsequenzen. Die Rittergüter wurden allodifiziert, also von den Resten lehnsrechtlicher Bindungen befreit, sie waren auf einen Schlag frei übertragbar, auch unter allen Angehörigen des Dienstadels (und das war jeder Staatsbedienstete vom Major an aufwärts). In den Städten galt völlige Handelsfreiheit unter der einzigen Voraussetzung, daß die Kaufleute ihre staatlichen Steuern ordentlich entrichteten. Es gab weiterhin „Adel“, und es gab immer noch „Gilden“, aber das waren jetzt ganz andere Körperschaften mit erweitertem Personal und erleichtertem Beitritt.

<sup>2</sup> Juhan Kahk, *Peasant and lord in the process of transition from feudalism to capitalism in the Baltics*. Tallinn 1982; ders., *Die Krise der feudalen Landwirtschaft in Estland (Das zweite Viertel des 19. Jahrhunderts)*. Tallinn 1969; ders., *Bauer und Baron im Baltikum. Versuch einer historisch-phänomenologischen Studie über die Gutsherrschaft in den Ostseeprovinzen*. Tallinn 1999 (zitiert wird das Manuskript).

<sup>3</sup> Georg Sacke, *Adel und Bürgertum in der Regierungszeit Katharinas II. von Rußland*, in: *Revue belge de philosophie et d'histoire* 17 (1938), S. 815-852.

<sup>4</sup> Friedrich Bienemann, *Die Statthalterschaftszeit in Liv- und Estland (1783-1796). Ein Capitel aus der Regentenpraxis Katharinas II.* Leipzig 1886; Otto-Heinrich Elias, *Reval in der Reformpolitik Katharinas II. Die Statthalterschaftszeit 1783-1796*. Bonn-Bad Godesberg 1978 (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte. 3); Gert v. Pistohlkors, *Die Ostseeprovinzen unter russischer Herrschaft 1710/95-1914*; in: *Baltische Länder*, hrsg. v. dems. Berlin 1994 (Deutsche Geschichte im Osten Europas), S. 265-450.

Eine geburtsständisch abgeschottete Gesellschaft wäre durch diese Reform durchlässig und erweiterungsfähig geworden.

Der baltische Adel hat bekanntlich nach dem Tode Katharinas im Jahre 1796 bei ihrem Nachfolger Paul erreicht, daß die Statthalterschaftsverfassung in den Ostseeprovinzen einschließlich der freien Konvertibilität der Rittergüter wieder abgeschafft wurde. Sie hat demnach nicht einmal anderthalb Jahrzehnte gegolten. Gleichwohl hat sie nachhaltig mentalitätsverändernd gewirkt, zumal viele ihrer fiskalischen Regelungen weiterhin in Geltung blieben. Dazu kam, daß die Ostseeprovinzen gerade in der katarinischen Zeit in sehr viel umfassenderer Weise den Einflüssen des Russischen Reiches ausgesetzt waren, so daß deren Sonderstatus auch in anderen Bereichen in Frage gestellt oder, wenn man so will, angegriffen war.

Der russische Zolltarif von 1766 hatte Liv- und Estland noch nicht mit dem Reich verbunden, die Ostseeprovinzen galten zunächst weiterhin als Zollausland (bis 1782).<sup>5</sup> Dies richtete sich gegen die baltischen Hafenstädte zugunsten der Sonderstellung von St. Petersburg. Gegenüber dem Land selbst öffnete sich Rußland schon damals (1766), indem dem Adel Liv- und Estlands durch eine Zusatzbestimmung exklusiv gestattet wurde, für den Eigenbedarf der Provinzen weiterhin Brennereien zu betreiben und zusätzlich Branntwein an die russische Monopolverwaltung über die Grenze zu liefern.<sup>6</sup>

Vermutlich verband diese unscheinbare Bestimmung die Ostseeprovinzen stärker mit dem Russischen Reich als die spätere Statthalterschaftsepisode. Sie bewirkte die Umstellung vieler Gutswirtschaften auf Brenneibetrieb und dadurch eine Umlenkung der Warenströme. Bekanntlich galt in Rußland ein Monopol der Krone für Alkoholvertrieb, d.h. der Staat verpachtete den Vertrieb distriktweise gegen eine feste Zahlung an private Unternehmer.<sup>7</sup> Zeitweise wurde ein Drittel des Staatshaushaltes

---

<sup>5</sup> Elias, Reval (wie Anm. 4), S. 44.

<sup>6</sup> August Wilhelm Hupel, *Topographische Nachrichten von Lief- und Ehistland*. Bd. 1-3, Riga 1774–1782, hier Bd. 1, S. 81. Streng verboten wurde der Verkauf nach Rußland an Privatleute; diese Bestimmung unterlief der russische Kaufmann Leluchin, indem er den berühmten Rigaer Kräuterlikör „Kunzens Balsam“, als Medikament deklariert, in großen Mengen nach Rußland transportierte: „Der Balsam wurde nicht nur für äußere Wunden, sondern auch zur inneren Stärkung gebraucht, und vertrat die Stelle des Franzbranntweins und des Aracks. Wer das nicht wußte, hätte glauben müssen, ganz Rußland läge an Wunden krank, wenn er die Reihe von Wagen sah, welche mit Balsam beladen aus Riga zogen, so ungeheuer war der Gebrauch dieses universellen Heilmittels.“ Ambrosius Bethmann Bernhardi, Züge zu einem Gemälde des russischen Reichs unter der Regierung von Catharina II. Bd. 1-3, o.O. 1798–1807, hier Bd. 1, S. 197-201.

<sup>7</sup> Bernd Knabe, *Bevölkerung und Wirtschaft Rußlands in der Ära Katharinas II.*, in: *Handbuch der Geschichte Rußlands*. Bd. 2: Vom Randstaat zur Hegemonialmacht, hrsg. v. Klaus Zernack. Lieferung 9, Stuttgart 1989, S. 673 f.

von den Erträgen der Alkoholverpachtung bestritten. „Der Branntwein ist unser Ostindien“, soll die Zarin gesagt haben.<sup>8</sup> Der Branntweinbedarf der Metropole St. Petersburg sowie der umliegenden Distrikte wurde ab 1766 zunehmend durch Lieferungen aus den Ostseeprovinzen bestritten.

Die Umstellung der Gutswirtschaften auf Brennereibetrieb beruhte auf wenigen einleuchtenden Prinzipien:<sup>9</sup> Das geerntete Getreide wurde nicht im Korn verkauft, sondern in einfachen Brennvorrichtungen zu sogenanntem Halbbrand, 50%igem Alkohol, verarbeitet. Dafür konnte man einen höheren Erlös erzielen, als der Verkauf des Rohstoffs erbracht hätte. Mit den Rückständen des Brennvorgangs, der sogenannten Schlempe, mästete man Ochsen, die ebenfalls guten Gewinn erbrachten. Der Mist des Mastviehs wiederum verbesserte die Ackerkrume, so daß man mehr Getreide ernten und brennen konnte als vorher. Es handelte sich also um ein Verfahren in drei Stufen, von denen jede einzelne zur Verbesserung der Ertragslage beitrug. Kahk hat eine spätere Phase untersucht, in der die baltische Gutswirtschaft durch die Überproduktionskrise des 19. Jahrhunderts in die Situation geriet, den Branntwein billiger verkaufen zu müssen, als der Rohstoff wert war. Er ist zu dem Ergebnis gekommen, daß sich die Produzenten durchaus Dumpingpreise leisten konnten, solange sich nur das Gesamtsystem auszahlte.<sup>10</sup> Die zeitgenössischen Klagen darüber, daß das Produkt billiger würde als der Rohstoff, sind aber noch aus einem anderen Grund unberechtigt. Die Kontrakte mit der Monopolverwaltung wurden im Herbst abgeschlossen, wenn der Umfang der Ernte feststand. Durch die großen Quantitäten, die dadurch vom Markt genommen wurden, stieg der Preis für die Restmenge, so daß er bei Fälligkeit des Warentermingeschäfts mit Branntwein über dem Herbstpreis lag. Die Klage „Hätten wir doch unsere Ernte lieber als Korn verkauft!“ ist nicht schlüssig, denn wenn die gesamte Ernte zugleich auf den Markt gekommen wäre, dann wäre der Preis eher noch gesunken. Nur durch die gesicherte Abnahme der erhöhten Produktion durch die russische Monopolverwaltung konnte das System überhaupt hochgefahren werden.

---

<sup>8</sup> Sacke, Adel (wie Anm. 3), S. 836.

<sup>9</sup> Hierzu wird generell verwiesen auf die unter Anm. 2 aufgeführten Publikationen von Juhan Kahk. Ergänzend: Vom Branteweinhandel in Rußland, in: August Wilhelm Hupel, Der nordischen Miscellaneen siebentes Stück. Riga 1783, S. 245-250; Anfragen wegen des bisherigen Branteweinbrandes in Lif- und Ehistland, in: Ebenda, S. 259-266; O.F. v. Pistohlkors, Das Branntweinbrennen nebst dem dazu gehörenden Mälzen und Mästen in Hinsicht auf Lief- und Ehistland. Riga 1796 (Ökonomisches Handbuch für Lief- und Ehistländische Gutsherren wie auch für deren Disponenten. 2).

<sup>10</sup> Kahk, Krise (wie Anm. 2), S. 74.

## Ein System zur Gewinnmaximierung

„Der Roggen ist die Hauptfrucht dieser Provinzen und man kann dreist behaupten, daß diese Kornart nirgends in Europa so trefflich und gleichmäßig gedeiht, als in den Ostseeländern. Unsere ausgedehnten Kornfelder waren von jeher der Stolz des Landes, obwohl ihre übermäßige Größe dem Auge ebenso wenig behagt, wie die endlosen Weinfelder des südlichen Frankreichs.“<sup>11</sup> Mit diesen Worten schildert einer der besten Kenner der baltischen Agrarverhältnisse, wie stark die Landschaft der Ostseeprovinzen von deren landwirtschaftlicher Hauptkultur geprägt wurde. Im 17. Jahrhundert hatte der Getreideanbau eine exportorientierte Ausweitung erfahren,<sup>12</sup> der in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein durch die Menschenverluste des Nordischen Krieges bedingter Produktionsrückgang folgte. Erst in der zweiten Jahrhunderthälfte nahmen die Ernteerträge wieder zu, diesmal vor allem im Zeichen der Branntweinbrennerei. „Jetzt erhoben sich neben den oft noch ärmlichen Gutsgebäuden stattliche Branntweinsküchen und bald folgten große Mastställe, beide die Quelle reichen Gewinns für die Eigentümer.“<sup>13</sup> Das Brennereisystem brauchte allerdings eine gewisse Anlaufzeit. Als Eugenius von Rosen 1786 das stark heruntergewirtschaftete väterliche Gut Mehntack/Mäetaguse mit sechs Haken Wirtschaftsfläche übernahm, stellte er auf Brennerei um.<sup>14</sup> Für eine Ausbeute von einem Faß benötigte er vier Tonnen Roggen. Von der Schlempe konnte er 30 Ochsen mästen. Pistohlkors zufolge war das für ein Gut dieser Größe die tägliche maximale Brenn- und Mastleistung.<sup>15</sup> Rosen hatte allerdings im ersten Jahr nur einen Ernteüberschuß von 200 Tonnen, so daß er 25 Last Getreide zu je 80 Rubel zukaufen mußte, um die Saison durchzustehen. Auf den Rat seines erfahrenen Freundes Wrangell von Erras/Erra setzte er weiterhin Geld zu, obwohl er selbst als Niederlandgerichtsassessor des Kreises Wesenberg/Rakvere nur

<sup>11</sup> [Alexander von Hueck,] *Darstellung der landwirthschaftlichen Verhältnisse in Esth-, Liv- und Curland*. Leipzig 1845, S. 238.

<sup>12</sup> Arnold Soom, *Der Herrenhof in Estland im 17. Jahrhundert*. Lund 1954.

<sup>13</sup> Hueck, *Darstellung* (wie Anm. 11), S. 113; er datiert den Beginn der Branntweinkonjunktur erst auf 1790; anders Benita Meder, *Der Strukturwandel in der baltischen Lebensart um die Mitte des 18. Jahrhunderts*. Dortmund 1961 (Veröffentlichungen der Ostdeutschen Forschungsstelle im Lande Nordrhein-Westfalen. B3), die sich auf einen breiten Zitatenschatz aus gedruckten Quellen, vor allem auf Hupel, stützt.

<sup>14</sup> Eugenius von Rosen, *Die sechs Decennien meines Lebens*. Riga 1877, S. 141-155. Für das Folgende ergeben sich folgende Mengenverhältnisse, wenn man Revaler Getreidehohlmaß zugrundelegt: 1 Last = 24 Tonnen = 72 Lof; 1 Tonne = 118,8 l; demnach sind 4 Tonnen 475,2 l; 1 Faß (Flüssigkeitshohlmaß) = 145 l; demnach standen der Rohstoff Roggen und das Produkt Halbbrand im Verhältnis 3,28:1.

<sup>15</sup> Pistohlkors, *Branntweinbrennen* (wie Anm. 9), S. 202.

300 Rubel jährlich verdiente. Vermutlich verschuldete er das bereits verschuldete Gut erst einmal noch weiter. Nach sechs Jahren war der Durchbruch erreicht. Als Rosen die benötigten 800 Tonnen Roggen (= 34 Last) aus eigener Ernte verarbeiten konnte, entsprachen seine 200 Faß Branntwein einem Marktwert von 3 400 Rubel, dazu kamen noch 900 Rubel für die Ochsen. Obwohl er seinem Vater eine hohe Arrende zahlen mußte, schrieb er schwarze Zahlen. Rosen konnte nun auch das elterliche Gut Kallina/Kalina (5 Haken), das ebenfalls verpachtet gewesen war, übernehmen und auf Brennerei umstellen. Auch hier mußte er anfangs finanziell zusetzen.

Ein gewisser Nachteil lag auch darin, daß man das System, wenn es einmal in Gang gekommen war, schwer wieder abschaffen konnte. Wurden die Böden nicht regelmäßig stark gedüngt, ließen sie sehr rasch im Ertrag wieder nach. Viele landwirtschaftliche Techniken, die im 19. Jahrhundert unter dem Einfluß sinkender Agrarpreise ausprobiert wurden, Kleeanbau, Schafzucht, erweiterte Fruchtfolge und dergleichen, hatten zum Ziel, die Stickstoffbilanz auf andere Weise zu verbessern.<sup>16</sup> Bis zum Jahrhundertende bestand allerdings kein Anlaß für derartige Experimente, denn das Branntweinsystem funktionierte vorzüglich.

Der hohe Bedarf an Brennholz, der den ohnehin empfindlichen Holz-mangel des Landes noch verschärfte, wurde zwar oft beklagt, die Klagen blieben aber praktisch folgenlos. Gegen die Verwüstung der Wälder wurde nichts unternommen.

Ein letzter Nachteil war die Arbeitsintensität des Systems. Das mußte Gutsbesitzer nicht bekümmern, die einfach die Verpflichtungen ihrer Bauern erhöhen konnten. Die Arbeit der Bauern war umsonst, wer den Ärger nicht scheute und die entsprechende Kommandogewalt geltend machen konnte, die man Rosen zufolge am besten als Offizier erwarb, der konnte den Intensivbetrieb durchdrücken. Gebrannt wurde vom 1. Oktober bis Ende April, auf vielen Gütern Tag und Nacht hindurch, wobei sich die Bauern in der rauchigen und übelriechenden Branntweinküche abwechseln mußten. Viel Arbeitszeit verschlangen auch der Transport des Mistes auf die Felder und die Fahrten zur Ablieferung des Endprodukts beim russischen Branntweinpächter. Die mit Branntweinfässern beladenen langen Wagenzüge nach Pleskau oder Reval waren auch das 19. Jahrhundert hindurch eine gewohnte Erscheinung im Baltikum.<sup>17</sup> Le-

---

<sup>16</sup> Kahk, Krise (wie Anm. 2), *passim*.

<sup>17</sup> Alexander von Rennenkampff, Ein Sommerritt durch Livland, in: Aus vergangenen Tagen. Der „Aldivländischen Erinnerungen“ Neue Folge, hrsg. v. Friedrich Biene-mann. Reval 1913, S. 3; für das Ende des 19. Jahrhunderts: Leonhard von Krusen-stjern, Erinnerungen, hrsg. v. Arvid von Krusenstjern. Schorndorf o.J., S. 104f.

diglich die Mast der im Einkauf nicht billigen ukrainischen oder kaukasischen Ochsen wurde von Spezialarbeitern übernommen, die pro Tier eine Mastprämie von 8 Rubel erhielten. Ein Mastochse erbrachte in St. Petersburg beim Verkauf 30 Rubel.<sup>18</sup>

Es spricht vieles dafür, daß die Brennereiwirtschaft das Verhältnis zwischen Gutsherren und Bauern nachteilig beeinflusste. Die Belastung der bäuerlichen Arbeitskraft stieg gerade im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts noch einmal beträchtlich an. Der Bauer kam kaum noch zur Bestellung seiner eigenen Wirtschaft und verarmte. Viele Mißstände, die Merkel beschrieb, hingen mit der Brennerei zusammen. Er sah die Einzelheiten schon, er erkannte nur nicht, daß hier eine relativ junge Technologie den Gutsbetrieb substantiell verändert und die Lage der Bauern noch einmal verschlechtert hatte.<sup>19</sup> Eugenius von Rosen, der sich selbst als Patriarchen beschreibt, der seine Bauern gut behandelt, hatte am Gutshaus von Mehnack die Inschrift angebracht: *Grata est tellus atque colendo juvat mens grata coloni* (Dankbar ist die Erde für ihre Bearbeitung, welche auch auf den Ackersmann erfreulich zurückwirkt). Er sagt allerdings selbst, daß diese Weisheit nur von wenigen seiner Standesgenossen berücksichtigt werde.

## Versuch einer Quantifizierung

Den Nachteilen des Systems stehen eindeutige Vorteile gegenüber. Ein ungedüngter Acker brachte das dritte Korn, ein stark gedüngter das sechste Korn und mehr. Es konnte also eine Verdoppelung, wenn nicht Verdreifachung der Erträge erzielt werden. Der Versuch, diese Steigerung auf ganz Estland hochzurechnen, ist mit vielen Unsicherheiten behaftet, soll aber trotzdem unternommen werden. 1771 schätzte der Revaler Gymnasialprofessor Franz Ulrich Albaum die durchschnittliche estländische Roggenernte auf 11 000 Last.<sup>20</sup> 25 Jahre später berichtet Stadthaupt Wilhelm

<sup>18</sup> Bei einer Brennkapazität von einem Faß täglich konnte man 30 Ochsen mästen; Rosen, *Decennien* (wie Anm. 14), S. 152; Ochsenpreis für 1797 Tallinna Linnaarhiiv (Revaler Stadtarchiv) (TLA), *Gouvernementsrescripte* 1797, f. 353.

<sup>19</sup> Merkel, *Letten* (wie Anm. 1), S. 68, mokiert sich lediglich über einen Gutsbesitzer, der seinen Ruhm darin suchte, „jährlich tausend Fuder Dünger mehr als sein Vorgänger ausführen zu lassen“; er erwarb allerdings erst später selbst praktische Erfahrungen in der Landwirtschaft: Jürgen Heeg, *Garlieb Merkel als Kritiker der livländischen Ständegesellschaft. Zur politischen Publizistik der napoleonischen Zeit in den Ostseeprovinzen Rußlands*. Frankfurt a.M. (u.a.) 1996 (Europäische Hochschulschriften. III/718), S. 130.

<sup>20</sup> [Franz Ulrich Albaum,] *Über die freye Ein- und Ausfuhr des Getraides in Betracht Estlands*, in: [Friedrich Konrad Gadebusch,] *Abhandlung von Livländischen Geschichtsschreibern*. Riga 1772, S. 19. Gemeint ist die verfügbare, in den Handel gelangende Ernte, unter Ausschluß des Eigenbedarfs.

Hetling, über Reval würden im jährlichen Schnitt 4000 Last Roggen ausgeschifft, dieselbe Menge, wenn nicht mehr, über Pernau und Narva.<sup>21</sup> Die in Estland hergestellte Branntweinmenge soll gegen Ende des Jahrhunderts maximal 1000000 Eimer im Jahr betragen haben.<sup>22</sup> Geht man nur von einer durchschnittlichen Produktion von 500000 Eimern pro Jahr aus, so entspräche das weiteren 7000 Last Roggen, also einer erheblichen Erhöhung der verfügbaren Ernte, den Eigenbedarf des Landes an Brotgetreide und Saatgut allerdings nicht mitgerechnet. In Livland wurde ebenfalls viel gebrannt, jedoch blieb der Getreideexport in Riga mit seinem anders beschaffenen, weitaus größeren Hinterland mit durchschnittlich 20000 Last auch sehr viel höher als in Reval.<sup>23</sup> Dort ging die Getreideausfuhr im Schnitt nicht zurück, allerdings kamen auch keine Spitzenjahre mehr vor. Die Produktionsspitzen günstiger Jahre wurden von der Brennerei verarbeitet. Petri berichtet, daß man in diesen Jahren in Reval viele der charakteristischen Kornböden der Bürgerhäuser zu Wohnungen umgebaut habe, weil man keinen Lagerraum mehr benötigt habe.<sup>24</sup>

<sup>21</sup> Bürgerhaupt Wilhelm Hetling an den Sekretär des Generalgouverneurs Browne, Makarow, 5. Oktober (1790). TLA, Statthalterschaftszeit, 105b.

<sup>22</sup> Kahk, Bauer (wie Anm. 2), S. 38, nach Hupel. 1 Eimer (russ. wedro) = 12,3 l. In Liv- und Estland zusammengenommen sei die Produktion zwischen 1777 und dem Jahrhundertende von 1000000 Eimer auf mehr als 2000000 Eimer pro Jahr gestiegen. Im ganzen Russischen Reich wurden jährlich 5000000 Eimer verbraucht; Knabe, Bevölkerung (wie Anm. 7), S. 673. Die von Hueck, Darstellung (wie Anm. 11), S. 113, nach Friebe genannte Zahl von 400000 Faß nur für Livland im Jahre 1794 kann demnach nicht stimmen (das wären allein fast 5000000 Eimer!). Der Rückschluß von diesen gewaltigen Mengen auf eine entsprechend erhöhte Getreideproduktion ist allerdings nicht ganz zwingend, weil die baltischen Brennereien auch aus Rußland angeliefertes Getreide verarbeiteten, dessen Menge nicht bekannt ist. Andererseits weist die Tabelle, die Kahk, Krise (wie Anm. 2), S. 63, mitteilt, wohl zu geringe Zahlen aus: 1798 nennt sie (für Estland?) eine Lieferung an die Krone und an Pächter von 295000 Eimern, eine detaillierte Liste für das gleiche Jahr (TLA, Publikate der Gouvernementsregierung 1797–1800) addiert sich auf eine Summe von 316800 Eimer allein von nordestländischen Gütern für das Gouvernement St. Petersburg; es fehlen hier die Lieferungen in andere Gouvernements, beispielsweise nach Pleskau.

<sup>23</sup> Christian Wilhelm Friebe, Physisch-ökonomische und statistische Bemerkungen von Lief- und Ehistland oder von den beiden Statthalterschaften Riga und Reval. Riga 1794, S. 325.

<sup>24</sup> [Johann Christian Petri,] Briefe über Reval nebst Nachrichten von Ehst- und Lief-land. Ein Seitenstück zu Merckels Letten. Von einem unpartheiischen Beobachter. Deutschland 1800, S. 4. Ebenda, S. 67, einige unfreundliche Bemerkungen über die psychischen Folgen des üblich gewordenen starken Eigenverbrauches: „Denn der Branntwein selbst, verbunden mit der Menge der Speisen, die man dabei zu sich nimmt, verursacht einen solchen Drang des Bluts nach dem Kopfe und eine solche Trägheit im ganzen Seelen-Organ, daß man beinahe alle Wissbegierde verliert, und bei diesem Verluste nur nach solchen Vergnügungen trachtet, die keine Thätigkeit des Geistes, sondern nur eine gesunde Beschaffenheit der Sinne erfordern. Dahin ist es denn auch mit den meisten Einwohnern jener Gegend gekommen.“

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß die Ostseeprovinzen an der Agrarkonjunktur des ausgehenden 18. Jahrhunderts überdurchschnittlichen Anteil hatten, und zwar wegen der besonderen Möglichkeiten des Brennereisystems. Zur Erhöhung der Produktion kam eine Verdoppelung der Preise im untersuchten Zeitraum, an der die Papiergeldinflation des Russischen Reiches keinen Anteil hatte, weil die wesentlichen Preise weiterhin in Silberrubel ausgedrückt wurden. Die Last Roggen stieg von 40 auf 80 Rubel, das Faß Brantwein von 8 auf mehr als 20 Rubel, das Pfund Rindfleisch von 3 auf 5,5 Kopeken.<sup>25</sup> Rindfleisch war übrigens wegen der starken Ochsenmästung besonders billig und galt in Reval als Nahrungsmittel der Armen.<sup>26</sup> Diese pauschalen Werte berücksichtigen freilich nicht die kurzfristige Preisentwicklung, die von den jeweiligen Ernteerträgen und von politischen Vorgaben beeinflusst war. In den Graphiken von Kahl sind drei außergewöhnliche Preisspitzen ablesbar: 1788, 1794 und 1800.<sup>27</sup> Alle drei wurden durch schlechte Ernten entweder in den Ostseeprovinzen selbst oder in anderen Gegenden des Reiches ausgelöst, auf die die Regierung mit Getreideausfuhrverboten reagierte.<sup>28</sup> Im Jahr 1788 kam der überdurchschnittliche Bedarf der Flotte während des schwedisch-russischen Krieges noch hinzu.<sup>29</sup> Diese Verbote führten zu einem Preisverfall im jeweils folgenden Jahr; nach Freigabe der Ausfuhr pendelten sich die Preise dann auf steigendem Niveau wieder ein. Die Ertragslage der Güter wurde von derartigen Preisbewegungen wenig beeinflusst, weil sich Ertrag und Preis gegenseitig ausgleichen, d.h. bei sinkendem Ertrag steigt der Preis und umgekehrt.

<sup>25</sup> Daten zur Preisentwicklung findet man verstreut in fast allen zeitgenössischen Publikationen; sie werden von den fortlaufenden Angaben in den Revaler Ratsprotokollen (bzw. den Protokollen des Sechsstimmigen Stadtrats 1785–1796) bestätigt. TLA, Serie Ab. Vgl. Elias, Reval (wie Anm. 4), S. 158 ff., und das Quellenverzeichnis S. 211–214.

<sup>26</sup> Elias, Reval (wie Anm. 4), S. 159. Bereits 1783 stellte der Revaler Rat fest, daß „der arme Teil der hiesigen Bürger und Einwohner hauptsächlich mit dem Rindfleisch, da der Mangel an Fischen einleuchtend ist, sich ernähren muß“. TLA, Prot. publ. 28. April 1783, Ab 221, f. 95v. Auch Fische waren also immer noch billiger als Getreide. – Die von Pullat vertretene, auf dem Preis des groben Roggenbrotes gestützte These, der Lebensstandard der „gemeinen Leute“ in Reval sei in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts abgesunken, sollte unter dem Aspekt überprüft werden, daß durch das Brantweinsystem Getreideprodukte relativ teuer wurden, Rindfleisch dagegen relativ billig. Raimo Pullat, Die Stadtbevölkerung Estlands im 18. Jahrhundert. Mainz 1997 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte. Abt. Universalgeschichte. Beiheft 38), S. 210 u. 266.

<sup>27</sup> Kahl, Krise (wie Anm. 2), nach S. 81.

<sup>28</sup> TLA, Ab 298, Journal des Sechsstimmigen Stadtrats 11. November 1787, 30. Dezember 1787, 7. Februar 1788 u.ö.; ebenda, Ab 314, Befehle des Gouvernementsmagistrats, September 1794, f. 79; Georg Friedrich von Bunge, Chronologisches Repertorium der russischen Gesetze und Verordnungen für Liv-, Ehst- und Curland. Bd. 1–3, Dorpat 1823–1826, hier Bd. 2, S. 268.

<sup>29</sup> Elias, Reval (wie Anm. 4), S. 165.

## Wandlungen der Mentalität

Es liegt auf der Hand, daß derartigen tiefgreifenden Entwicklungen auch Veränderungen der Mentalität entsprechen. Die neue Zeit hat neue Bedürfnisse. Das kommt in vielen Memoiren und Berichten zum Ausdruck. Als der junge Alexander von Rennenkampf nach der Jahrhundertwende eine kleine Kavaliertour durch Livland unternahm, besichtigte er unterwegs viele adlige Landsitze.<sup>30</sup> Er rühmt die Eleganz der Einrichtungen, den Aufwand an Möbeln, Kunstgegenständen, Büchern und Musikinstrumenten, die Parkanlagen, Obstgärten und Treibhäuser. Ein scheuer Seitenblick gilt den grauerregenden „Wohnungen des Landvolks“, aber auch den wenigen „armen Edelleuten“, verschuldeten Gutsbesitzern, die „ärmlich genug in ihren Häusern leben“.

Auf eine andere Haltung stößt er bei der verwitweten Baronin Boye auf Lindenhof/Liepa. Die Baronin, eine ehemalige Gouvernante, alleinerziehende Mutter mehrerer Söhne und Mittelpunkt eines geselligen Kreises fortschrittlicher Hofmeister und Rigaer Intellektueller, praktiziert die Autarkiewirtschaft. Sie trägt nur Kleider und benutzt nur Möbel, die auf ihrem Gut aus eigenen Mitteln angefertigt wurden. Als glühende Verehrerin Rousseaus hängt sie dem Ideal des einfachen Lebens an und huldigt damit einem Lebensstil, den der baltische Adel in seiner Mehrheit längst hinter sich gelassen hatte.<sup>31</sup> Die ins Land strömenden Branntweinrubel bewirkten einen Einfuhrboom an Luxuswaren, wovon noch die Rede sein wird. Der Besitzer des nächsten Gutes hält dem jungen Rennenkampf beim Gang über die Felder ein Kolleg über die Notwendigkeit genauen Rechnens. „Alle Welt baut Korn, und einer verdirbt dem anderen die Preise.“ Er hält mehrere 100 Kühe, deren Milch ein Käsemacher aus der Schweiz verarbeitet, aber die Märkte in Riga und St. Petersburg sind zu weit entfernt, und der Absatz ist zu unsicher. Das in den Kühen steckende Kapital verzinst sich also nur mit 1,5%, „und das nur mit vieler Mühe und strenger Ordnung (...) Aber das sechste, achte Korn muß ich doch ernten, also muß ich düngen und den fehlenden Dünger heranschaffen. (...) Es ist eine dumme Quälerei mit der Landwirtschaft“, urteilt dieser Landwirt, dessen Besitz übrigens offensichtlich glänzend floriert.<sup>32</sup> Von

<sup>30</sup> Rennenkampf, Sommerritt (wie Anm. 17), passim.

<sup>31</sup> Ebenda, S. 13ff. Auch in den Jugenderinnerungen des Peter Philipp von Drachenfels, in: *Altivländische Erinnerungen*, hrsg. v. Friedrich Bienemann, Reval 1911, S. 1-38, kommt das von der älteren Generation gepflegte Autarkieprinzip zum Ausdruck: „Nur für Kolonialwaren und für die Kleidung der Herrschaften mußte Geld ausgegeben werden“, S. 8. Zur Baronin Boye vgl. Karl Theodor Hermann, *Erinnerungen*, in: Ebenda, S. 39-75, hier S. 50f.

<sup>32</sup> Rennenkampf, Sommerritt (wie Anm. 17), S. 23f.

echten Schwierigkeiten kann wohl keine Rede sein, aber es wird genau kalkuliert. Das ist ein Zug der Zeit.

Vielbewundertes Vorbild in dieser Hinsicht war Gotthard Johann von Manteuffel auf Parmel/Liivi. Eugenius Rosen war fasziniert von diesem Mann und berichtet: „Er war als Wirt in seiner Ausdauer und umfassenden, unermüdlichen Tätigkeit ein Marc Aurel, in seiner Energie und Produktion ein Napoleon und in seiner Verwertung des herrlichen Naturreichtums in Parmel ein Apollo. Schade, daß er außer vortrefflichen Eigenschaften auch solche besaß, die sich nicht immer mit Menschenliebe und Seelengröße vertragen.“ Manteuffel hatte als leichtsinniger Schuldenmacher angefangen und sich aus Trotz gegen seine Gläubiger zum Musterlandwirt entwickelt. Er hatte noch nicht einmal das dritte Korn geerntet, aber bald strotzten seine Felder vor Fruchtbarkeit. Er betrieb eine Holländerei und zusätzlich noch Ochsenmast. Er hatte das sortenreinste Getreide, den wohlschmeckendsten Branntwein und die haltbarsten Scheunendächer. Alles, was er anfaßte, geriet aufs beste. Seine Bauern wurden von ihm regelrecht dressiert; beim Dreschen tanzten sie über das Getreide. Rosen berichtet: „Seine Wirtschaftsdienstboten (...) mußten sich in Allem nach seinem Willen fügen und es herrschte ein Gehorsam und eine Kraftausübung, welche die größten Anstrengungen kaum fühlbar machte. Als damals der Menschenverkauf noch erlaubt war, erhielt er für einen von ihm abgerichteten Bedienten 1000 Rubel Silber und der Käufer fand in einigen Jahren seine ganze Wirtschaft ungemein verbessert.“<sup>33</sup>

Die von Henning von Wistinghausen gesammelten Daten zur Geschichte der Rittergüter in Estland ermöglichen es, den Werdegang Manteuffels im Detail nachzuzeichnen.<sup>34</sup> Er beginnt 1774 mit seinem Erbgut Münkendorf/Muuga, für das ihm beim Erbgang 20000 Rubel (Silber) angerechnet wurden. 1780 gibt er das Gut Pajak/Pajaka für 42500 Rubel ab, 1793 verkauft er Altparmel/Liivi und Neuparmel/Ubasalu für 120000 Rubel und übernimmt Kirna und Reopal/Reopalu für 84000 Rubel. Die Güter werden flächenmäßig immer kleiner, d.h. er geht von 6000 ha auf 1340 ha herunter, aber der Preis steigt im Verhältnis zur Fläche immer höher. Es ist der Intensivierungsprozeß, der hier quantifizierbar wird. Man kann Manteuffel sicher nicht als Spekulant bezeichnen, obwohl er die Wertsteigerung der von ihm bewirtschafteten Güter kassiert; eher ist

<sup>33</sup> Rosen, Decennien (wie Anm. 14), S. 268–277.

<sup>34</sup> Henning von Wistinghausen, Quellen zur Geschichte der Rittergüter Estlands im 18. und 19. Jahrhundert (1772–1889). Hannover-Döhren 1975 (Beiträge zur baltischen Geschichte. 3). Ergänzend: Baltisches Historisches Ortslexikon, hrsg. v. Heinz von zur Mühlen, bearb. v. Gertrud Westermann. Teil I: Estland (einschließlich Nordlivland). Köln/Wien 1985.

er ein Agrarunternehmer, der nicht an der Scholle hängt, sondern sich von Zeit zu Zeit neue Aufgaben sucht. Ein Einzelfall war er nicht.

Die von Wistinghausen zusammengetragenen Daten gestatten in dieser Hinsicht eine Aussage über die Auswirkungen der Allodifikation der Rittergüter, also ihrer 1783 ausgesprochenen Überführung in Privateigentum. Der größere Teil der Güter ist nach wie vor fest in der Hand bestimmter Familien, aber bei einem kleineren Teil, vorsichtig gesprochen bei einem Viertel, geraten die Besitzverhältnisse in Bewegung, hier kommt es zu häufigerem Wechsel, hier werden möglicherweise Überschüsse oder ausgezahlte Erbschaften angelegt, wird mit der Brennerei und der Viehwirtschaft experimentiert; wenn es nicht funktioniert, wird unter Gewinnmitnahme wieder verkauft. Das ist dann Spekulation.

Derartige Techniken kamen als Begleiterscheinungen der großen europäischen Agrarkonjunktur andernorts in sehr viel ausgeprägter Form vor. Wilhelm Abel hat für schlesische Rittergüter regelrechte Spekulationstabellen aufgestellt.<sup>35</sup> So etwas kann man für einige estländische Güter auch tun. Das Gut Heinrichshof/Kolu in Wierland, 1771 von Fonäl/Vohnja abgetrennt, geht bis 1799 durch sechs Hände und steigt im Wert von 30 000 auf 62 000 Rubel.<sup>36</sup> Jerwajöggi/Jervajõe in Jerwen hat von 1785 bis 1796 auch sechs Besitzer und steigt von 11 000 auf 31 000 Rubel Silber und 4 500 Rubel Banco<sup>37</sup> (im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts wird ein gespaltener Preis üblich, außerdem wird für das Inventar oft ein Zusatzbetrag ausgemacht). Das Gut Putkas/Putkaste in der Wiek geht zwischen 1781 und 1797 von einem Stenbock an einen Ungern-Sternberg, der es zwischen einem weiteren Ungern-Sternberg und einem Aderkas teilt; die Preissteigerung von 45 000 Rubeln auf 100 000 Rubel in 16 Jahren beträgt mehr als 100%.<sup>38</sup>

Abschließend noch ein besonders interessanter Fall. Der Gouverneur der Estländischen Statthalterschaft, Heinrich Johann von Wrangell, verkauft 1792 sein Gut Koppelman/Koppelmaa 20 km südwestlich von Reval an den Kollegienrat August von Kotzebue für 17 500 Rubel, der es nach einem Jahr an den Revaler Bürgermeister Heinrich Johann Strahlborn weitergibt, und zwar für 20 000 Rubel.<sup>39</sup> Die Gewinnmitnahme ist

<sup>35</sup> Wilhelm Abel, *Geschichte der deutschen Landwirtschaft vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert*. Stuttgart 1962, S. 305; Hueck, *Darstellung* (wie Anm. 11), S. 112, teilt für Livland mit, von 1765 bis 1770 seien acht Güter verkauft worden, von 1796 bis 1800 aber deren 84. In Estland habe die Zeit der erhöhten Fluktuation bis 1810 gedauert und bis 1820 allmählich nachgelassen.

<sup>36</sup> Wistinghausen, *Quellen* (wie Anm. 34), S. 105.

<sup>37</sup> Ebenda, S. 163.

<sup>38</sup> Ebenda.

<sup>39</sup> Ebenda, S. 34.

das Vierfache seines Jahresgehalts von 600 Rubel.<sup>40</sup> (Der Lustspieldichter und Theaterfachmann Kotzebue verfügte freilich noch über andere Einnahmequellen.)

Derartige Vorgänge waren völlig legal und werden hier lediglich als Belege eines zunehmenden Sinns für wirtschaftlichen Erfolg vorgetragen, der sich mit aufgeklärter Gesinnung offensichtlich gut vertrug. Kotzebue war in Reval Mitglied eines Freimaurerzirkels, in dem mit Sicherheit den Idealen der Aufklärung rhetorisch gehuldigt wurde; diese Ideale stießen allerdings sehr schnell an ihre Grenzen, wenn die Lage der Bauern ins Spiel kam. Davon wird noch die Rede sein.

Auch in manchen Fällen, in denen ein Gut fest in Familienbesitz blieb, trat eine Kommerzialisierung des Erbgangs ein. Der Erbe mußte die Miterben auszahlen, oder das Gut wurde geteilt.<sup>41</sup> Das Majorat als Mittel gegen Besitzzersplitterung wurde im 18. Jahrhundert offensichtlich selten praktiziert; die meisten derartigen Stiftungen, die Wistinghausen erwähnt, fallen in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts. Mancher Vater dachte nicht ans Abtreten; Eugenius Rosen berichtet von seinem Schwager Anrep, der ein Staatsgut pachtete, obwohl sein Vater vier Güter besaß. Rosen selbst mußte für Mehntack, sein zukünftiges Erbe, dem Vater eine jährliche Pacht von 1 700 Rubel entrichten; davon waren 700 Rubel Schuldenzinsen, der Vater hatte also das Gut bereits mit der Hälfte seines Wertes verschuldet. 1 000 Rubel verbrauchte der alte Herr als Altersrente in Narva. Der Sohn bekam trotz seiner Anfangsschwierigkeiten keinen Nachlaß, denn sein Vater „war gut zu leben gewohnt“. <sup>42</sup> Es wurde bereits berichtet, wie Eugenius aus dem Gut eine Rendite von 20% herauswirtschaftete und damit das Blatt zu seinen Gunsten wendete.<sup>43</sup>

---

<sup>40</sup> Henning von Wistinghausen, *Die Kotzebue-Zeit in Reval im Spiegel des Romans „Dorothee und ihr Dichter“* von Theophile von Bodisco, in: *Aufklärung in den baltischen Provinzen Rußlands. Ideologie und soziale Wirklichkeit*, hrsg. v. Otto-Heinrich Elias (u.a.). Köln (u.a.) 1996 (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte. 15), S. 255-304, hier S. 273.

<sup>41</sup> „Wir sind ärmer geworden, weil viele Kinder eines Vaters sein Erbe in kleine Besitzungen zerteilten, noch mehr aber, weil veränderte Lebensweise uns der weisen Sparsamkeit unserer Väter entfremdet hat“, konstatierte Rennenkampff, Sommerritt (wie Anm. 17), S. 12.

<sup>42</sup> Rosen, *Decennien* (wie Anm. 14), S. 121 u. 141.

<sup>43</sup> Einen mittleren Preis von 3 000 Silberrubel pro Haken zugrundegelegt, betrug der Wert von Mehntack um 1790 etwa 20 000 Silberrubel. Zieht man von dem erwirtschafteten Wert ein Drittel für Investitionen, Mast- und Transportkosten ab, ergibt sich ein jährlicher Reingewinn von 3 000 Rubel, also von 20%. Diese Rechnung ist rein hypothetisch. 1799 mußte Rosen Miterben auszahlen und verkaufte Mehntack und Kallina für zusammen 50 000 Silberrubel. – Hueck, *Darstellung* (wie Anm. 11), S. 335-338, gibt Zahlen, die für seine Zeit (vor 1840) auf eine Rendite von 2,5 bis 13% hinauslaufen, er bezeichnet sie aber selbst als „nur ganz allgemeine Andeutungen“. Die meisten Werte liegen um 5%.

Rosens Vater ist offensichtlich ein Beispiel dafür, daß aufwendige Lebenshaltung mit dem persönlichen Einkommen in ein Mißverhältnis geraten konnte, was dann in manchen Fällen mit dem Konkurs bzw. der Versteigerung endete. Bei Wistinghausen werden einige solcher Fälle dokumentiert, ohne daß die persönlichen Hintergründe in den Blick kommen.<sup>44</sup> Viele sind es nicht. Aber die Berichte über die zunehmende Verschuldung, ja Verarmung des Adels<sup>45</sup> kontrastieren aufs auffälligste mit der blühenden Getreide- und Branntweinkonjunktur. Alexander von Hueck sieht einen der Gründe dafür in der mangelnden Professionalität des gutsherrlichen Wirtschaftens. Eine allgemein nachvollziehbare Methode des Erfolges, geschweige denn eine wissenschaftliche Landwirtschaft gab es (noch) nicht. Die meisten Gutsbesitzer hatten gar keinen Überblick über die Rentabilität der einzelnen Kulturen und Unternehmungen.<sup>46</sup> Sie waren Dilettanten. Investiert wurde nicht in den eigenen Betrieb – abgesehen vom Bau der Branntweinküche und der Anschaffung der Destilliergeräte –, sondern in die Karriere der Söhne im Staatsdienst. Wurde diese Laufbahn aber, wie so oft, mit dem Erreichen eines der unteren Offiziersränge abgebrochen, blieben von dem Ausflug in die große Welt nur die Ansprüche auf einen hohen Lebensstandard übrig.<sup>47</sup> „Der größte Teil der Edelleute Ehstlands, auch viele Livländer, hatten jung das väterliche Haus verlassen, kehrten nach längerer Dienstzeit ohne Kenntnis der Wirthschaft heim und gefielen sich nun aus Trieb zur Thätigkeit in allotriis, die aber allzu oft zugleich den Ertrag des Bodens verschlangen. Dazu gehörten die Jagd, die Jagdgesellschaften, die Anlage prächtiger Gärten (der Sinn für diese erwachte seit 1790; O.-H. E.) und Parks, die

<sup>44</sup> Wistinghausen, Quellen (wie Anm. 34), z.B. S. 28 f. Manche Güter werden öfters versteigert, ohne daß die Ursachen ersichtlich sind. Vom Konkurs eines verschuldeten jungen Herrn, in dem drei Güter der Familie Rosenkampff untergingen, berichtet Rosen, Decennien (wie Anm. 14), S. 123.

<sup>45</sup> Kahk, Krise (wie Anm. 2), S. 121–125; Pistohlkors, Ostseeprovinzen (wie Anm. 4), S. 322; die wachsende Verschuldung führte 1802 zur Gründung einer vom Zaren mit 2,5 Millionen Silberrubel zu günstigem Zins ausgestatteten Kreditkasse; ebenda, S. 327. In Preußen heizten derartige Kreditkassen die Spekulation erst an; vgl. Hans-Ulrich Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Erster Band: Vom Feudalismus des Alten Reiches bis zur Defensiven Modernisierung der Reformära 1700–1815. München 1987, S. 85.

<sup>46</sup> Hueck, Darstellung (wie Anm. 11), S. 110, 125 f. u. 206 f.

<sup>47</sup> Anonym, Reminiszenzen aus der Mitte des 19. Jahrhundert 1840–1860, in: Erinnerungen (wie Anm. 31), S. 301–344, hier S. 314. Der Verfasser greift in die Zeit vor Wiedegründung der Universität Dorpat zurück: „Wer für voll gelten wollte, mußte wenigstens einige Jahre unter der Fahne gestanden und das Recht erworben haben, zeitlebens eine Kavalleriemütze zu tragen.“ Daraus resultiere ein für die Ostseeprovinzen typischer Dilettantismus auf allen Gebieten. Anders Rosen, Decennien (wie Anm. 14), S. 298, der feststellt, aus den ehemaligen Offizieren würden gerade die besten Landwirte hervorgehen.

schlecht zu den vernachlässigten Feldern und kahlen Weideplätzen, noch schlechter zu den zerlumpten Bewohnern der Hütten paßten. Zu dieser kostspieligen Thätigkeit gehörte besonders, zumal in Esthland, die Erbauung großer Gebäude, wodurch Mancher sein Gut nach Ruinirung der Bauerschaft und der Felder vollends einbüßte.“ Hueck erwähnt ferner das Anlegen von Sammlungen, eines „zehrenden Inventariums an Equipagen, Pferden, Möbeln u. dgl.“ sowie von unrentablen Fabriken.<sup>48</sup>

Das Fazit ist zwiespältig: Die zeitbedingten Einflüsse und Anregungen konnten sehr verschiedenartige Ergebnisse zeitigen. Entscheidend ist, daß die Methode erfolgreichen Wirtschaftens im vorwissenschaftlichen Zeitalter noch nicht vermittelbar war.<sup>49</sup> Die tüchtigen Landwirte, von denen die Rede war, waren begabte Empiriker.<sup>50</sup> Der Fall Rosen beweist, daß ein umsichtig wirtschaftender Gutsherr, der die Konjunktur zu nutzen verstand und investive Schulden nicht scheute, selbst eine hohe Verschuldung wieder abtragen konnte. In der Phase der florierenden Brennereikonjunktur, d.h. solange der Preis einer bestimmten Menge Branntwein höher lag als der des dazu verarbeiteten Getreides, gab es keine strukturbedingten Konkurse estländischer Gutswirtschaften, vielmehr müssen persönlich bedingte Faktoren zumindest mitgewirkt haben. Der Scheitelpunkt der Entwicklung liegt etwa im Jahre 1805; ab 1820 war die Überproduktionskrise in vollem Gange. Von da an sehen die Dinge anders aus.

## **Bauer und Branntwein**

Im Rahmen dieses Beitrags kann auf die Lage der Bauern nur beiläufig eingegangen werden. Warum sich ihre Lage hinsichtlich ihrer zeitlichen Beanspruchung verschlechtert hatte, wurde bereits erwähnt. In das Brannt-

---

<sup>48</sup> Hueck, Darstellung (wie Anm. 11), S. 126. Sirje Kivimäe zufolge haben sich viele estländische Adelsfamilien durch aufwendige Schloßbauten ruiniert (mündlich).

<sup>49</sup> Ausdruck dieser Situation war die bereits 1792 erfolgte Gründung einer baltischen Organisation zur Verwissenschaftlichung der Landwirtschaft. Vgl. Hans Dieter von Engelhard, Hubertus Neuschäffer, Die Livländische Gemeinnützige und Ökonomische Sozietät (1792–1939). Ein Beitrag zur Geschichte des Ostseeraums. Köln/Wien 1983 (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte. 5); Kahk, Krise (wie Anm. 2), S. 55–59.

<sup>50</sup> Bezeichnend ist die zögerliche Aufnahme landwirtschaftlicher Technik. Rennenkampff, Sommerritt (wie Anm. 17), S. 24f., berichtet 1803 von einem Gutsbesitzer, der sich aus den vielen untauglichen, meist von reisenden englischen Mechanikern angebotenen Dreschmaschinen ein brauchbares Modell herausgesucht und langfristig erfolgreich eingesetzt hatte. Zur Weitergabe dieser Erfahrung kam es offensichtlich nicht. Als dagegen 1844 ein Herr von Staden in Karolen/Karula eine funktionierende Dreschmaschine betrieb, wurde sie von 40 Landwirten nachgebaut. Vgl. Hueck, Darstellung (wie Anm. 11), S. 245.

weinsystem waren sie noch auf eine andere Weise einbezogen: als Kunden. Der Adel hatte das Recht, sein Produkt den eigenen Bauern zu verkaufen, und er machte regen Gebrauch davon. Es entstand ein enges Netz von Dorfkrügen, das estnische Autoren als Mittel gezielter Volksvergiftung angeprangert haben.<sup>51</sup> Der junge Rennenkampf hat einen solchen Krug sehr eindrucksvoll beschrieben: „(...) man tritt in einen großen, finstern, von ganz schwarz berauchten Wänden umgebenen Raum, dessen Fußboden keine andere Bekleidung hat, als eine Dreschtenne; in einer Ecke brennt ein Feuer in einer gemauerten kleinen Wölbung, die als Herd und Ofen zugleich dient und wo der Rauch, weil es hier keinen Schornstein gibt, sich im ganzen Raume ausbreitet und zum Dache hinauszieht. Lichter, zur Erleuchtung des Raumes, gibt es nicht; man steckt dagegen zwei Ellen lange Kienspalte, angezündet an einem Ende, mit dem andern in die löchrige, schwarze Mauer, und dies prasselnde, abwechselnd auflodernde und schwankende Feuer gibt der Beleuchtung um so mehr etwas Abenteuerliches und sogar Grauenhaftes, wenn dieser Raum voller betrunkenen Bauern ist und in dem betäubenden Lärm die taumelnden, schwarzen Gestalten, mit fliegenden Haaren, die wunderlichsten roten Lichter und schwarzen Schatten durcheinanderwerfen, daß man eine Höllenszene von Breughel zu sehen glaubt.“<sup>52</sup>

Die Quantifizierung des Eigenverbrauchs der Güter ist für das 18. Jahrhundert kaum möglich. Kakh hat für die 1830er Jahre festgestellt, daß viele kleine Gutsbrennereien nur für den Eigenbedarf arbeiteten und daß auch bei den großen ein erheblicher Teil des Produkts im Lande blieb.<sup>53</sup> Der betrunkene, faule und allen technischen Neuerungen abhold Bauer ist ein Topos in der Memoirenliteratur, selbst in dem Teil, der sich bauernfreundlich gibt.<sup>54</sup>

Dem Hofmeister und späteren Dorpater Gymnasiallehrer Karl Theodor Hermann ist es gelungen, das prekäre Verhältnis Gutsherr – Bauer in einem einzigen Satz zusammenzufassen, dem nichts mehr hinzuzufügen ist: „Die Zustände waren unheilbringende nicht bloß für die Bauern, sondern auch für die Herren: in jenen wurde der Trieb zu freier Betätigung gänzlich erstickt, sie taten nicht mehr, als sie mußten und verloren

<sup>51</sup> Kakh, Bauer (wie Anm. 2), S. 30 u. 38. Anfang des 19. Jahrhunderts hatte jedes Gut mindestens einen, manche bis zu drei Krügen. Ders., Aufklärung und nationale Identität. Der Einfluß der progressiven Ideen auf die mentale Selbstfindung der Esten, in: Aufklärung (wie Anm. 40), S. 41-56, hier S. 47f. Die dort genannten Veröffentlichungen von Otu Ibius waren dem Verfasser nicht zugänglich.

<sup>52</sup> Rennenkampff, Sommerritt (wie Anm. 17), S. 4.

<sup>53</sup> Kakh, Krise (wie Anm. 2), S. 76; Hueck, Darstellung (wie Anm. 11), S. 218, meint, daß etwa ein Viertel der Produktion im Lande verbraucht wurde.

<sup>54</sup> Rosen, Decennien (wie Anm. 14), S. 284.

selbst die Fähigkeit, durch eigenes Nachdenken ihren Zustand zu verbessern, die Herren dagegen fanden durch die Trägheit und Übelwilligkeit ihre Willkür und gesetzlose Eigenmächtigkeit gerechtfertigt, und das verderbte den Charakter beider.“ Hermann berichtet auch, daß er als Hofmeister in Kokenhof 1802 mit geladenen Pistolen auf dem Nachttisch schlafen mußte, weil ein Bauernaufstand befürchtet wurde.<sup>55</sup> Lokale Bauernunruhen gab es in dieser Zeit immer wieder an verschiedenen Orten; diese Vorgänge sind gewiß nicht allein die Folge des Branntweinsystems, aber doch der Ausdruck einer sich durch die Intensivierung der Landwirtschaft insgesamt verschärfenden Situation.<sup>56</sup>

### Der städtische Aspekt

Die städtischen Verhältnisse interessieren im gegebenen Zusammenhang vor allem hinsichtlich der Frage, ob der Adel tatsächlich fürchten mußte, bürgerliche oder dienstadlige Aufsteiger könnten alle Landgüter in ihre Hand bringen. Zum anderen wurden in der Stadt ebenfalls erhebliche Mengen Branntwein verarbeitet, verbraucht oder weitertransportiert. Wie war also die wirtschaftliche Lage in Reval?<sup>57</sup> Dort gab es nach Einführung der allgemeinen Handelsfreiheit mehrere deutlich unterscheidbare Gruppen von Kaufleuten: Die erste bestand aus den alteingesessenen wohlhabenden Handelshäusern, die auf eine einigermaßen ausgeglichene Im- und Exportbilanz Wert legten. Exportiert wurden Getreide und andere Landesprodukte, importiert wurden Salz, Weine, Kolonialwaren, Austern, Champagner, Stoffe, Möbel, Kunstgegenstände, kurz, es ging um die Bedürfnisse der neuen Zeit. Zu nennen sind hier die Namen Clayhills, Duborg, Oom, Frese, zur Mühlen, Hoeppener. Eine zweite Gruppe, lauter *Homines novi*, Zugewanderte also, bestand aus reinen Importeuren. 1782 fielen endgültig die Zollschranken zwischen dem Russischen Reich und den Ostseeprovinzen. Reval erlangte dadurch seine alte Bedeutung als Einfuhrhafen eines weiteren, russischen Hinterlandes zurück. Russische Schiffe wurden von nun an beim Zoll begünstigt; deshalb entdeckten die Revaler ihre Liebe zur Seefahrt: Die Zahl ihrer Schiffe stieg von drei auf 24.<sup>58</sup> Eine Importkonjunktur begann bereits in den 80er Jahren; nach dem schwedisch-russischen Krieg nahm sie gewaltige Ausmaße

---

<sup>55</sup> Hermann, *Erinnerungen* (wie Anm. 31), S. 62 ff.

<sup>56</sup> Kahk, *Bauer* (wie Anm. 2), S. 104–113 u.ö.

<sup>57</sup> Zu diesem Abschnitt wird generell verwiesen auf Elias, *Reval* (wie Anm. 4).

<sup>58</sup> Otto-Heinrich Elias, *Revaler Handelsschiffahrt im 18. Jahrhundert*, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* N.F. 15 (1967), S. 16–28.

an. Das Unerwartete geschah: Reval überrundete Riga als Einfuhrhafen nicht nur in einem, sondern in fünf verschiedenen Jahren.<sup>59</sup> Im Export wurde Reval von Pernau und Narva übertroffen, aber im Import nahm es zeitweilig die zweite Stelle der Ostseehäfen hinter St. Petersburg ein. Obwohl Riga wieder aufholte, blühte diese Konjunktur über die Jahrhundertwende hinaus bis an die Schwelle der Napoleonischen Kriege.

In diesem Zusammenhang tauchen neue Namen auf: Jürgens, Hambeck, Baroth, Sparrow, Baumann, Reichardt. Diese Kaufleute waren außerordentlich vielseitig, sie waren zugleich Reeder, Bankiers, Fabrikanten, Heereslieferanten und Bauunternehmer. Jürgens hatte sechs eigene Schiffe und soll zeitweilig den größten Umsatz aller russischen Kaufleute überhaupt gemacht haben. Eine Goldgräberatmosphäre lag über der Stadt, mit allen ihren Vor- und Nachteilen. Einerseits wurde viel Geld verdient, andererseits gibt es kaum eine Art von Wirtschaftskriminalität, die nicht in den Akten dieser Zeit auftaucht: Zollbetrug, Banknotenfälschung, Beamtenbestechung, Schmuggel, Strandraub. Der Besitzer des Revaler Schiffes namens „Spekulation“ wurde in Libau beim Schmuggeln erwischt und mußte aus der Bürgerschaft ausgeschlossen werden.

Eine dritte Gruppe von Kaufleuten wurde ursprünglich als Bauerhändler bezeichnet, d.h. es handelte sich eher um Krämer, die den kleinen Warenstrom zwischen Stadt und Land in der Hand hatten. In diesem Bereich waren die Umsätze rückläufig, und es gab viele Kümmerexistenzen. Andere lebten fast nur noch von der Brau- und Schankgerechtigkeit, denn es liegt auf der Hand, daß auch in einer Hafen- und Garnisonsstadt ein ergiebiger Markt für geistige Getränke bestand. Das Brau- und Schankrecht war in Reval Privileg der sogenannten Brauergilde, die wiederum weitgehend mit der Großen Gilde identisch war. Obwohl die Große Gilde in der Statthalterschaftszeit nicht mehr bestand, verstanden es die Revaler, die Brauergilde und damit das lukrative Schankrecht gegen alle Angriffe der russischen Monopolverwaltung zu verteidigen und auf diese Weise ihren Anschluß an die Branntweinkonjunktur zu sichern. Es entstanden regelrechte Kneipenkette, deren Betreiber auch nicht schlecht verdienten: Sie hießen Tiedemann, Mansfeld, Wistinghausen, Haecks, Wilcken, Hippius, Hoepfener und Clayhills. Der städtische Branntweinumsatz lag bei etwa 60 000 Eimer pro Jahr.<sup>60</sup> Das ist keine erhebliche Menge,

<sup>59</sup> Dazu ist zu bemerken, daß die Rigaer Einfuhr durch einen Spezialzoll besonders belastet wurde; Elias, Reval (wie Anm. 4), S. 76 f.

<sup>60</sup> TLA, Statthalterschaftszeit 105b, Statthalterschaftszeit 114a, Verschlag der Accise Einnahmen. Die Stadt Reval hatte 1790 das Defizit ihres Budgets durch eine Abgabe von einem Rubel pro ausgetrenntem Faß Branntwein ausgeglichen; Elias, Reval (wie Anm. 4), S. 152 f.

wenn man sie mit den Rußlandexporten der Gutsbesitzer vergleicht, aber hier ging es nicht um En-gros-Vertrieb, sondern um den Endverbrauch, wo die Preise zwei- bis viermal so hoch waren, beim veredelten Produkt noch höher. In der Stadt wurde nicht gebrannt, aber in großen Mengen verarbeitet. Da der ordinäre Branntwein nach Fuselöl schmeckte, beschäftigten sich viele Revaler und Dombürger damit, ihn ein zweites Mal zusammen mit aromatischen Beigaben zu destillieren.<sup>61</sup> Das Ergebnis soll auch für anspruchsvolle Verbraucher genießbar gewesen sein. Pomeranzen-, Zitronen- und Sellerie-Branntwein kostete 90 Kopeken pro Flasche, Persico 1,10 Rubel, Canel- und Nelkenschnaps 1,30 Rubel.<sup>62</sup> Der Preis des ordinären Branntweins, von dem es auch zwei „geklärte“ Sorten gab und der hauptsächlich in den Kneipen und Quartierhäusern in den Vorstädten abgesetzt wurde, betrug 15 bis 24 Kopeken pro Stof (1,1 l).<sup>63</sup>

Eine indirekte Folge des Brenneriwesens war das hohe Aufkommen an Rindfleisch und Leder: Allein 1781 und 1782 wurden in Reval je 5 200 Rinder zu Pökelfleisch verarbeitet und vor allem nach Schweden ausgeführt.<sup>64</sup> Während der Statthalterschaftszeit entstanden elf fabrikmäßig betriebene Gerbereien, von denen die meisten später wieder eingingen.<sup>65</sup>

Die Statthalterschaftszeit, die Zeit, in der August von Kotzebue in Reval sein berühmtes Liebhabertheater betrieb, war zugleich eine Periode kultureller Blüte, verfeinerter Geselligkeit und erhöhter Lebenslust: „Der Luxus und mithin die Wohlhabenheit ist gestiegen, der Geschmack verfeinert, die Lebensart geschmeidiger gemacht worden und das Ganze hat ein lachendes, gefälligeres Ansehen bekommen.“<sup>66</sup>

---

<sup>61</sup> Pullat, Stadtbevölkerung (wie Anm. 26), S. 261, berichtet, daß in den Revaler Bürgerhäusern u.a. Branntwein gebrannt worden sei, was nicht zutrifft. Ob Schwarzbrennen gelohnt hätte, erscheint fraglich. – 1784 wurde einem Dombürger, der sich als „Branntweinabzieher“ betätigen wollte, der Zuzug verwehrt, „da die Abziehung, der Verkauf und das Ausschiffen des Branntweins, hiesigen Ortes, woselbst schon eine nicht geringe Anzahl der handelnden Bürgerschaft damit sich beschäftigt und ihre Subsistenz davon sucht“, offensichtlich keine zusätzliche Konkurrenz verurte. Im Jahr darauf galt bereits die neue, für alle russischen Städte gültige Stadtordnung, die in solchen Fällen Freizügigkeit gewährte. TLA, Ab 317, Obergerichtsprotokolle 1784, f. 144.

<sup>62</sup> TLA, Ab 309, Befehle des Gouvernementsmagistrats 1789, f. 2.

<sup>63</sup> TLA, Ab 221, Prot. publ. 10. April 1783.

<sup>64</sup> Peter Körber, Patriotische Gedanken und Vorschläge über die Cultur der Naturgeschichte, in Beziehung auf die Technologie. Reval 1783, S. 141.

<sup>65</sup> TLA, Ba 68, undatierte Liste. Zur Geschichte der Lederfabrik von Peter von Glehn vgl. Wistinghausen, Kotzebue-Zeit (wie Anm. 40), S. 286 f.

<sup>66</sup> Johann Christoph Petri, Ehstland und die Ehsten oder historisch-geographisch-statistisches Gemälde von Ehstland. Ein Seitenstück zu Merkel über die Letten. Bd. 1-3. Gotha 1802, hier Bd. 1, S. 179; grundsätzlich: Wistinghausen, Kotzebue-Zeit (wie Anm. 40), passim.

Nach diesem Überblick über die städtischen Verhältnisse soll die Frage beantwortet werden, ob denn das städtische Geld tatsächlich eine Bedrohung für den Gutsbesitz war. Die Antwort lautet: Nein. Kein einziger der großen Importeure, durch deren Hände sehr viel Geld floß, ließ sich auf dem Land nieder oder machte auch nur den Versuch dazu. Die meisten von ihnen zogen später nach St. Petersburg oder nach Narva. Einige der alteingesessenen Familien erwarben Gutsbesitz, aber hierbei handelte es sich um einen langfristigen Prozeß, der in der Statthalterschaftszeit nur vorübergehend beschleunigt wurde. Der rechtliche Weg dazu war vor der Verfassungsänderung der Pfandbesitz gewesen, der, wie Wistinghausen urteilt, dem Eigentumsrecht weitgehend gleichkam.<sup>67</sup> Dieser Weg blieb auch nach Wiedereinführung der alten Rechtsverhältnisse weiterhin offen. Die Wistinghausen, Hueck, Harpe, Dehn kamen auf diese Weise zu Guts- und Schloßbesitz, der Dienstadel oder der Reichsadel war die nächste Stufe, das Konnubium mit dem immatrikulierten Adel rundete später den Aufstieg ab. Es waren gerade die alten Ratsfamilien, deren politische Position durch die Statthalterschaftsverfassung in Frage gestellt worden war, die sich auf diese Weise aus der Stadt zurückzogen, und nicht die Neureichen dieser Umbruchzeit. Es kann freilich nicht ausgeschlossen werden, daß in dem einen oder anderen Fall auch eine „feindliche Übernahme“ vorkam.<sup>68</sup> Derartige Übergänge nahmen in der Regel weit mehr als eine Generation in Anspruch. Die zur Mühlen etablierten sich in den 1790er Jahren sogar mit fünf Gütern.<sup>69</sup> Eins davon, Kollo/Kollu, konnten sie nicht halten; es geriet 1804 an eine geborene Clementz, Tochter eines im Ochsenhandel sowie mit Heereslieferungen reich gewordenen Fleischers. Das ist einer der wenigen Fälle, in denen auch Handwerker an der Brenneikonjunktur direkten Anteil hatten. In einem

<sup>67</sup> Wistinghausen, Quellen (wie Anm. 34), S. XIV ff.

<sup>68</sup> Hueck, Darstellung (wie Anm. 11), S. 111 f., beschreibt die „Spekulation der Capitalisten“ für das 19. Jahrhundert wie folgt: „Ein solcher suchte nämlich die verschiedenen in Cours gesetzten Pfandbriefe eines Gutes durch Baarzahlung oder durch Tausch gegen Pfandbriefe anderer Güter an sich zu bringen, kündigte nun die ganze Summe dem Besitzer und zwang diesen, da er zahlungsunfähig war, zum Bankerotte und zur Versteigerung des Gutes; wobei denn nicht selten die Kaufsumme die Anleihe überstieg, und dem bisherigen Besitzer, ungeachtet des Bankerotts, noch ein kleiner Rest seines Vermögens blieb. Auf diese Weise legten manche städtische Speculanten den Grund zu einem nicht unbedeutenden Vermögen (...)“. Von Kettenspekulationen, wie sie Wehler, Gesellschaftsgeschichte (wie Anm. 45), S. 85, zufolge unter dem preußischen Adel vorkamen, bei denen neuerworbene Güter sofort belastet und mit diesen Krediten weiterer Grundbesitz gekauft wurde, ist in Estland bisher nichts bekannt.

<sup>69</sup> Heinz von zur Mühlen, Reval vom sechzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert. Gestalten und Generationen eines Ratsgeschlechts. Köln/Wien 1985 (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte. 6), S. 336.

anderen Fall kam der Wald des Gutes Wahhast/Vahastu in die Hände von Elizar' Popov, dem reichsten der russischen Kaufleute Revals, der vor allem mit dem Ausbau des Kriegshafens sein Vermögen gemacht hatte.<sup>70</sup>

Diese Vorgänge des sozialen Übergangs, so interessant sie im einzelnen sein mögen, fallen quantitativ kaum ins Gewicht. Entscheidend ist etwas anderes: Durch das Brenneresystem, dem ein dem Adel eingeräumtes Monopol auf Veredelung des landwirtschaftlichen Hauptprodukts zugrundelag, gewann das Land gegenüber der Stadt ökonomisch stark an Eigengewicht und Dynamik. Das für Branntwein ins Land strömende Geld landete direkt beim Produzenten; die Revaler Kaufleute waren daran nicht unmittelbar beteiligt. Die städtische Importkonjunktur, soweit sie das Land selbst betraf, basierte überwiegend auf dem gestiegenen Bedarf des Adels, der seine Branntweinrubel zunehmend für eingeführte Luxusgüter ausgeben konnte. Die Revaler Wein-, Kolonialwaren- und Tuchhandlungen profitierten also indirekt von der florierenden Landwirtschaft, und das Schankgewerbe war direkt deren verlängerter Arm.

### **Schlußbetrachtung**

Die katharinische Reformgesetzgebung war für das ganze Russische Reich entworfen worden und hatte den Übergang von einer statischen zu einer dynamischeren und leistungsfähigeren, gleichwohl noch immer ständisch differenzierten Gesellschaft eingeleitet. Die angestrebten Formen ständischer Gliederung waren denen der Ostseeprovinzen nachgebildet worden, mußten aber gerade dort von den Repräsentanten einer voll ausgebildeten, extrem statischen ständischen Struktur als eine Art Umsturz empfunden werden. Der Geist dieser Gesetze, die Tendenz zu Freihandel und Freizügigkeit, die Ermunterung von Konkurrenz und Aufstiegswillen, entsprach durchaus aufklärerischen Grundprinzipien, desgleichen die Methode, diese Prinzipien den tradierten Strukturen gewissermaßen zu implantieren.<sup>71</sup> In den Ostseeprovinzen war die Reaktion auf die Reformgesetzgebung unterschiedlich. Viele, vor allem die Gebildeten, bejahten die neue Verfassung. Ein Teil des Adels und die alte städtische Oberschicht verhielten sich abwehrend, gleichzeitig stellten sich

---

<sup>70</sup> Wistinghausen, Quellen (wie Anm. 34), S. 204 u. 209.

<sup>71</sup> Hans M. Wolff, *Die Weltanschauung der deutschen Aufklärung in geschichtlicher Entwicklung*, 2. Aufl., Bern/München 1963, und, in Auseinandersetzung mit dieser Position, Eckhart Hellmuth, *Praktische Philosophie und Wirtschaftsgesinnung. Zur Reflexion über Wirtschaft, Erwerb und Gewinn im Deutschland des 18. Jahrhunderts*, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 68 (1986), S. 135-149.

auch diese mit bemerkenswertem Geschick auf die neuen Verhältnisse ein und verstanden es, Nutzen daraus zu ziehen. Das gilt auch und vor allem für das Brennereisystem, das zwar schon vor der Statthalterchaftszeit in Gang kam, aufs Ganze gesehen aber immanenter Bestandteil, ja tragende Säule der reformabsolutistischen Staatsorganisation war. Die russische Regierung förderte ihre Politik gern dadurch, daß sie den betroffenen, „benachteiligten“ Schichten in materieller Hinsicht entgegenkam, um auf dem Gebiet des Verfassungsrechts keine grundsätzlichen Kompromisse machen zu müssen. Man kann in dieser Zeit durchaus eine Antizipation kapitalistischen Wirtschaftsverhaltens feststellen. Vielleicht kann man mit Wehler von „einer Art Protokapitalismus“ sprechen.<sup>72</sup> Ob dieser mentale Wandel Einfluß auf die spätere Diskussion über die Bauernfrage hatte, sollte noch untersucht werden. Eine ausformulierte theoretische Gegenposition, wie sie später die politische Romantik entwickelte,<sup>73</sup> gab es noch nicht, vielmehr überwog bei einer Mehrheit nicht nur die persönliche Loyalität gegenüber der Zarin, sondern die meisten Gebildeten teilten ihre aufgeklärten Prinzipien. Durch einen Eingriff des Zaren Paul, hinter dem wir den Einfluß einer konservativen Fronde des baltischen Adels vermuten dürfen, wurde die Reformgesetzgebung 1796 in den Ostseeprovinzen annulliert; aber in den Branntweinküchen der baltischen Gutshöfe ging das Feuer nicht mehr aus.

Juhan Kahk hat überzeugend dargestellt, wie die baltische Gutswirtschaft in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Zuge der europäischen Agrardepression sowie infolge ihrer nur unzureichend reformierten feudalen Verfassung in eine Krise geriet, deren Symptome geringe Produktivität bei gleichzeitiger Überproduktion und sinkenden Preisen waren.<sup>74</sup> Zu den Strategien, mit dieser Situation fertig zu werden, gehörte weiterhin die – mengenmäßig gedrosselte – Branntweinherstellung, deren relative Rentabilität durch vorteilhafte Lieferverträge mit der Krone wenigstens zeitweise gesichert werden konnte. Als sich 1870 durch die Eisenbahnver-

<sup>72</sup> Wehler, *Gesellschaftsgeschichte* (wie Anm. 45), S. 83.

<sup>73</sup> Nachdem Albrecht Thaer in seinen „Grundsätzen der rationellen Landwirtschaft“ (1808) diese als ein Gewerbe zur Erzielung höchstmöglichen Gewinns bezeichnet hatte, widersprach ihm Adam Müller 1812 mit folgenden Worten: „Der zeitliche Verwalter von Grund und Boden ist kein Gewerbsmann, sondern ein Verwalter, ein Meier Gottes, und die Landwirtschaft ist kein Gewerbe, sondern ein Amt; der Grundeigentümer verwaltet und genießt durch Gottes Verordnung im Namen der Gemeinschaft die Güter, die Gott für alle Früchte der Erde festgesetzt hat.“ Vgl. Heinz Josef Varein, *Der Streit als Grund der Einheit. Adam Müllers Rechtfertigung der ständischen Opposition*, in: *Geschichte und Gegenwart. Festschrift für Karl Dietrich Erdmann*, hrsg. v. Hartmut Boockmann (u.a.). Neumünster 1980, S. 159-167.

<sup>74</sup> Kahk, *Krise* (wie Anm. 2), passim.

bindung zwischen Reval und St. Petersburg die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen abermals änderten, kam es zu einem zweiten Boom des baltischen Brennereiwesens, das Clas von Ramm folgendermaßen schildert: „Große Spiritusbrennereien entstanden auf den meisten Gütern, warfen einen reichen Gewinn ab und ermöglichten es, die Ernteprodukte an Ort und Stelle zu verwerten, die Abfälle aber einer meist im Großen betriebenen Mastviehhaltung zukommen zu lassen. Letztere brachte wiederum dem an Stickstoff armen Boden die ihm nötige Düngung und hob die Ertragsfähigkeit der Felder und Wiesen um ein Beträchtliches (...) Es strömte plötzlich Geld ins Land, sehr viel Geld, ein Artikel, den die meisten Menschen bei uns wenig kannten, in seinem Überfluß zum ersten Male sahen, und es kam wie ein Erwachen nach langem Winterschlaf über sie, ein Rausch des Genießens, der dem kommenden Tag keine Beachtung schenkte. Man meinte, nun ginge es so weiter in Herrlichkeit und in Freude, und man lebte aus dem Vollen. (...) Das, was man heute intensive Wirtschaft nennt, war den Landwirten damaliger Zeit erst einzeln aufgegangen. Man hatte Geld und wollte leben und leben lassen. Ein frohes geselliges Treiben in Stadt und Land entfaltete sich und trieb immer reichere und buntere Blüten, umweht von dem Duft der Sorglosigkeit und lachender Jugendlust. Zehn bis fünfzehn Jahre hat diese Zeit gewährt, und wer sie erlebt, der weiß wie schön sie war, wieviel an Freuden und Genüssen sie bot.“<sup>75</sup> An diesen Zeilen ist zweierlei bemerkenswert. Zum ersten, daß sie bis in die Details hinein auch auf die Statthalterschafts- und Kotzebue-Zeit zutreffen, und zum zweiten der Umstand, daß ihr Verfasser offensichtlich nicht wußte, daß es eine Phase der hohen Brennereigewinne und der überschäumenden Geselligkeit bereits einmal gegeben hatte. Friedrich Bienemann, dem ersten Geschichtsschreiber der Statthalterschaftszeit, sind diese Übereinstimmungen bewußt gewesen: „(...) oft, fast unheimlich“, so schrieb er, „will es uns scheinen, als trete unser Leben von heute, wie in einem ‚zweiten Gesicht‘ antizipiert, vor unser Auge“.<sup>76</sup> Auch wenn man Bienemanns politische Wertung nicht übernimmt – er sah in der Statthalterschaftszeit eine Vorphase der Russifizierung –, kann man seinen Eindruck nachvollziehen.

Die Aufklärung war eine vielgestaltige und in sich widersprüchliche Strömung. Wir haben uns daran gewöhnt, sie vornehmlich unter philosophischem und rechtsgeschichtlichem Blickwinkel zu betrachten; diesem Beitrag lag daran, die Veränderungen darzustellen, die sie im wirtschaft-

---

<sup>75</sup> Clas von Ramm, Eine estländische Jugend, in: Zwischen Reval und St. Petersburg. Erinnerungen von Estländern aus zwei Jahrhunderten, hrsg. v. Henning v. Wistinghausen. Weissenhorn 1993, S. 83-115, hier S. 94.

<sup>76</sup> Bienemann, Statthalterschaftszeit (wie Anm. 4), S. 4f.

lichen Denken und Verhalten ihrer Epoche ausgelöst hat. Wenn sich, wie eingangs erwähnt, zwei adlige Gutsbesitzer gegenüber Garlieb Merkel mit beinahe manchesterliberalen Argumenten verteidigten, so entsprach das nur der aktuellen politischen und ökonomischen Situation; sie reagierten darauf allerdings noch rein konservativ, indem sie alle Reformen ablehnten. Unter dem Einfluß der Lehren von Adam Smith zogen einige ihrer Standesgenossen später andere Schlußfolgerungen aus der Situation und befürworteten die Bauernbefreiung. Daß diese unter dem zu starken Einfluß der liberalen Doktrin die Lage der Bauern eher noch verschlechterte, steht auf einem anderen Blatt.<sup>77</sup>

Merkel hatte noch nicht verstanden, daß er Feudalherren ansprechen wollte, aber auf kühl kalkulierende Agrarkapitalisten stieß. Er löste später diesen Widerspruch für sich auf. Im zweiten Band seiner *Deutschlandreportage*, gedruckt in Riga 1818, formulierte er mit wenigen Sätzen eine Theorie der Gesellschaftsentwicklung. Diese, so sagt er, vollziehe sich in zwei Stufen: Zunächst würden die äußeren Bedingungen verbessert, der Grad der Naturbeherrschung wachse, der Mensch bekomme die Welt technisch in den Griff. Dann erst würden die Verhältnisse der Menschen untereinander diesem Fortschritt angepaßt, „das prüfende Richtmaß des erweiterten Verstands“ werde an den Staat und seine Gesetze angelegt, es entstehe „eine neue Ordnung der Dinge, die einst veralten muß, wie ihre Vorgängerin“.<sup>78</sup> Die Bauernfrage in den Ostseeprovinzen, so wird man dieses Theorem auf unsere Fragestellung anwenden dürfen (Merkel selbst hat es nicht getan), ist nicht durch Wiederbelebung längst untergegangener Maßnahmen des Bauernschutzes zu lösen, sondern in wiederholten Anläufen als Folge der Verwissenschaftlichung und Kapitalisierung der Landwirtschaft. Diese mit den Mitteln Hegels fortgeschriebene Aufklärung ist über Merckels eigene Zeit hinaus aktuell. Die Faszination der Aufklärung beruht ja nicht zuletzt darauf, daß sie keine abgeschlossene und überwundene Geschichtsepoche ist, wie manche nach ihr, sondern daß sie mit ihren Problemen und Fragestellungen in die Gegenwart hinein offen ist.

---

<sup>77</sup> Wie Waltraud Rosenberg festgestellt hat, kamen in den 80er und 90er Jahren die ersten baltischen Studenten in Göttingen mit den Lehren von Adam Smith in Berührung: Die Bauernbefreiung in Livland und Estland und die Universität Göttingen, in: *Der Bauer Mittel- und Osteuropas im sozio-ökonomischen Wandel des 18. und 19. Jahrhunderts*, hrsg. v. Dan Berindei (u.a.). Köln/Wien 1973, S. 366-390, hier S. 384.

<sup>78</sup> Merkel in: *Freimütiges* (wie Anm. 1), S. 467. – Zur eigenständigen Geschichtsphilosophie Merckels neuerdings Hans Graubner, Merkel und Herder. Vortrag auf dem 52. Baltischen Historikertreffen in Göttingen am 29. Mai 1999.

# Nationale Bewegungen und regionale Identität im Baltikum

von Aleksander Loit

Die gesellschaftlichen Verhältnisse im Baltikum während der zweiten Hälfte des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts – das Baltikum war seit 1710 ein Teil des russischen Kaiserreichs – waren vor allem von zwei eng zusammenhängenden historischen Prozessen geprägt, die von einer sprunghaften Entwicklung gekennzeichnet waren. Diese waren zwar gemeineuropäisch, aber sie zeigten aufgrund geschichtlich bedingter Voraussetzungen im Baltikum bedeutende spezifische Besonderheiten. Der eine Prozeß läßt sich als sozial-ökonomische Systemveränderung von einer retardierenden, traditionellen Feudalgesellschaft zu einer expandierenden, modernen kapitalistischen Gesellschaft beschreiben. Deutlichster Ausdruck für „das Neue“ waren Industrialisierung, Urbanisierung und eine akzelerierte soziale Differenzierung der Bevölkerung. Der zweite Prozeß war von nationalen Bewegungen gekennzeichnet, die in ihrer Vielfalt den Nationswerdungsprozeß konstituierten – ein Prozeß, in dem sich die alten Völker des Baltikums, Esten, Letten und Litauer, zu modernen Nationen entwickelten.

Wenn man den Industrialisierungsprozeß und die nationalen Bewegungen im Baltikum mit den gleichen Prozessen im übrigen Europa vergleicht, wird klar, daß das Baltikum einen einheitlichen und besonderen Typus großer gesellschaftlicher Veränderungen aufweist. Dieser wird vor allem durch die schnelle Emanzipation einer unfreien Bauernbevölkerung von einer ethnisch fremden Hegemonie auf allen Gebieten charakterisiert – ökonomisch, sozial, politisch, kulturell und national. Wenn man aber die Verhältnisse im Baltikum näher vergleicht, entdeckt man teilweise bedeutende Unterschiede in dieser Region. Die wichtigsten betreffen Estland und Lettland auf der einen Seite und Litauen auf der anderen, obwohl Letten und Litauer nahe verwandte baltische Sprachen sprechen, während die Esten der finnisch-ugrischen Sprachfamilie angehören, also den Finnen nahe verwandt sind. Die Ursache dafür liegt in der unterschiedlichen Geschichte, in der Litauens Geschicke für Jahrhunderte eng mit denjenigen Polens und der katholischen Kirche verbunden waren, während die estnischen und lettischen Gebiete unter deutsche und protestantische Hegemonie kamen.

Der Nationswerdungsprozeß kann als integrierter Teil des allgemeinen Umwandlungsprozesses gesehen werden. Hier sollen in Kürze Dynamik,

Struktur und Typologie der nationalen Bewegungen der Majoritätsbevölkerungen im Baltikum – der Esten, Letten und Litauer – berührt werden. Eine vollständige Untersuchung der nationalen Bewegungen im Baltikum sollte natürlich auch alle anderen ansässigen ethnischen Gruppen umfassen: die Deutschbalten, die Russen, die Polen, die Juden und die Estland-schweden.<sup>1</sup>

## 1. Die Dynamik der nationalen Bewegungen

Eine nationale Bewegung pflegt in der Regel eine Einleitungsphase zu haben, die gewöhnlich von einem stark gestiegenen wissenschaftlich-literarischen Interesse für Sprache, Folklore, Sitten und Gebräuche, materielle Kultur und Geschichte eines Volkes geprägt ist.<sup>2</sup> Im Baltikum ist diese Phase am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts bei einem Teil der Deutschen und Deutschbalten, den sogenannten Estophilen und Lettophilien, zu finden. Der bekannteste von ihnen war Johann Gottfried Herder, der während der 1760er Jahre fünf Jahre als Pfarrer in Riga ansässig war, wo er unter anderem lettische, litauische und estnische Volkslie-

<sup>1</sup> Für eine allgemeine Übersicht über die nationalen Bewegungen des Baltikums s. folgende Arbeiten: M. Hroch, *Die Vorkämpfer der nationalen Bewegung bei den kleinen Völkern Europas. Eine vergleichende Analyse zur gesellschaftlichen Schichtung der patriotischen Gruppen*. Prag 1968; A. Plakans, *The National Awakening in Latvia 1850–1900*. Ph.D. Dissertation, Harvard University 1969; E. Jansen, C.R. Jakobsoni „Sakala“ (C.R. Jakobsons Zeitung „Sakala“). Tallinn 1971; dies., *On the Economic and Social Determination of the Estonian National Movement*, in: *National Movements in the Baltic Countries during the 19th Century*, hrsg. v. A. Loit. Uppsala 1985 (*Studia Baltica Stockholmiensia*. 2), S. 41–57; dies., *Baltic Nationalism – the Way towards the Nation States*, in: *Rapport I. Norden og Baltikum*. Det 27. Nordiske historikermøte. Oslo 1994, S. 139ff.; J. Chlebowczyk, *On Small and Young Nations in Europe. Nation-Forming Processes in Ethnic Borderlands in East-Central Europe*. Wrocław 1980; A. Loit, *Die nationalen Bewegungen im Baltikum während des 19. Jahrhunderts in vergleichender Perspektive*, in: *National Movements* (wie Anm. 1), S. 59–81; ders., *Nation-Building in the Baltic Countries (1850–1918)*, in: *Nationalism in Europe. Past and Present*. Universidade de Santiago de Compostela 1994 (*Actas do Congresso Internacional*. I), S. 479ff.; A. Strazhas, *Das nationale Erwachen des litauischen Volkes und die Judenheit*, in: *National Movements* (wie Anm. 1), S. 173ff.; T. Raun, *The Latvian and Estonian National Movements, 1860–1914*, in: *The Slavonic and East European Review* 64 (1986), S. 66ff.; K. Hovi, *Der finnische und estnische Nationalismus. Ein Vergleich*, in: *Finns and Hungarians between East and West. European Nationalism and Nations in Crisis during the 19th and 20th Centuries*, hrsg. v. T. Takalo. Helsinki 1989, S. 51ff.; T. Raun, A. Plakans, *The Estonian and Latvian National Movements. An Assessment of Miroslav Hroch's Model*, in: *Journal of Baltic Studies* XXI (1990), S. 131–144; V. Merkys, *Die litauische Nationalbewegung am Anfang des 20. Jahrhunderts*, in: *The Baltic Countries 1900–1914*, hrsg. v. Aleksander Loit. 2 Bde., Stockholm 1990 (*Studia Baltica Stockholmiensia*. 5), S. 175ff.

<sup>2</sup> Hroch, *Vorkämpfer* (wie Anm. 1), S. 24ff.

der studierte und ins Deutsche übersetzte. Eine Auswahl wurde später in den „Stimmen der Völker in Liedern“ herausgegeben.<sup>3</sup>

Die erste eigentliche Welle nationaler Bewegungen im Baltikum, die ganz und gar von den baltischen Völkern selbst getragen wurde, läßt sich in der Periode von der Mitte der 1850er Jahre bis zum Beginn der 1880er Jahre feststellen. Den Auftakt dieser nationalen Aktivitäten bildeten die umfassenden liberalen Reformen der russischen Gesellschaft, die von einer starken Volksmeinung zu Beginn der Regierungszeit Aleksanders II. vorangetrieben wurden. Diese Phase der nationalen Bewegungen war vor allem von einer intensiven Mobilisierung der baltischen Bauern für den Kampf um ihre ökonomischen Interessen, ihre soziale Position und die nationale Kultur charakterisiert. Die agrarische Konzeption der Nation dominierte völlig.<sup>4</sup>

Es war die Zeit, in der die estnische und lettische Nation geboren wurden. Mit Nation ist hier eine ethnische Einheit gemeint, die im Vergleich zum Volk eine qualitativ neue Phase in der Entwicklung der ethnischen Zusammengehörigkeitsformen zwischen Menschen darstellt. Das Neue liegt vor allem darin, daß die Individuen einer Nation unvergleichbar intensiver miteinander verbunden sowie voneinander abhängig sind und ein Nationalbewußtsein besitzen – eine unabdingbar notwendige Voraussetzung für die Existenz einer Nation.

Daß sich die Menschen im Baltikum damals dieses vor sich gehenden Prozesses bewußt waren, geht unter anderem daraus hervor, daß sie begannen, sich selbst als Esten und Letten zu bezeichnen, anstatt den Begriff „Landvolk“ zu verwenden, wie sie es zuvor getan hatten. In der estnischen Sprache entstand außerdem während der 1860er Jahre neben dem alten Wort „rahvas“ („Volk“) ein neues, mit dem alten nah verwandtes Wort, „rahvus“ („Nation“). Die Deutschbalten hatten die Esten und Letten jahrhundertlang als „die Undeutschen“ bezeichnet.

Die zweite Welle der nationalen Bewegungen im Baltikum kann von der Mitte der 1890er Jahre bis 1918 datiert werden. Nach der ersten, sehr aktiven Periode gerieten die nationalen Bewegungen in eine Talsohle. Die Hauptursache dafür war der stärker werdende Widerstand, der von der russischen Staatsmacht in Form einer immer härteren Russifizierungspolitik seit Beginn der 1880er Jahre seinen Ausdruck fand.<sup>5</sup>

---

<sup>3</sup> A. Loit, Die nationalen Bewegungen im Baltikum, in: Die Entstehung der Nationalbewegung in Europa 1750–1849. Berlin 1993, S. 213 ff.

<sup>4</sup> Jansen, Sakala (wie Anm. 1), S. 192 ff.

<sup>5</sup> Russification in the Baltic Provinces and Finland, 1885–1914, hrsg. v. E.C. Thaden. Princeton 1981, passim.

Trotzdem wurden die nationalen Bewegungen unter den baltischen Völkern in der Mitte der 1890er Jahre reaktiviert. Nun trat eine neue Generation nationaler Aktivisten hervor, deren Tätigkeit verschiedene Formen annahm, hauptsächlich bedingt durch unterschiedliche Auffassungen von ideologischen Zielvorstellungen und politischer Taktik. Diese Diversifikation widerspiegelte wohl die tatsächliche, nunmehr immer stärkere soziale Differenzierung unter den baltischen Völkern. Die dominierende Ansicht in den einzelnen Gruppierungen war jedoch, daß die wichtigste treibende Kraft der nationalen Bewegungen nicht länger die traditionelle Bauernkultur war, sondern daß man nun die Inspiration aus der allgemeinen europäischen Stadtkultur, dem Professionalismus und sogar Internationalismus schöpfen mußte. Eine der leitenden zeitnössischen Parolen lautete: „Laßt uns Esten sein, aber laßt uns auch zu Europäern werden!“ Die politischen Aktivitäten dieser Periode kulminierten während der Revolutionen in Rußland 1905 und 1917 in wirklichen Massenbewegungen und erreichten ihr Endziel mit der Errichtung der selbständigen baltischen Republiken 1918.

## **2. Die Struktur der nationalen Bewegungen**

Eine nationale Bewegung ist ein Konglomerat von Ideen und Handlungen. In dieser kurzen Darstellung über die Struktur der nationalen Bewegungen im Baltikum wird die Aufmerksamkeit auf vier Problembereiche gerichtet: 1. die Ausdrucksformen und -mittel, 2. die tragende Schicht und die führenden Gruppen, 3. die Ziele und Programme sowie 4. die Reaktionen auf die nationalen Bewegungen.<sup>6</sup>

### **2.1 Ausdrucksformen und -mittel**

Die Ausdrucksformen und -mittel der nationalen Bewegungen des Baltikums müssen vor dem Hintergrund der herrschenden politischen Situation gesehen werden: Was konnten die zaristische Selbstherrschaft und das lokale deutschbaltische bzw. polnische Establishment überhaupt zulassen? Dies bedeutet, daß ein Teil der nationalen Aktivitäten viel „unschuldiger“ erschien, als es in Wirklichkeit der Fall war.

Eine der frühesten Formen, die Wünsche des Volkes auszudrücken, waren Petitionen. Diese punktuellen Aktionen gingen in der Regel von

---

<sup>6</sup> Allgemein wird hingewiesen auf Anm. 1.

einem größeren konkreten Problem aus. Durch lokale Initiative wurde eine Bittschrift erstellt, Unterschriften in großer Anzahl gesammelt und danach alles der kaiserlichen Regierung in St. Petersburg überreicht. In den 1860er Jahren handelten die Petitionen von prinzipiellen Fragen, die im Zusammenhang mit der gleichzeitigen Agrarreform standen, während in einer Petition von 1880 schon gefordert wurde, die historischen Grenzen der Gouvernementsenteilung im Baltikum analog zur Grenze zwischen der estnischsprachigen und lettischsprachigen Siedlung zu ändern.<sup>7</sup>

Ein zentrales Element der nationalen Aktivitäten war das Vereinswesen. Die intensivste Periode der Vereinsgründungen war die erste Welle der nationalen Bewegungen während der 1860er bis 1880er Jahre. Die Vereine ermöglichten eine kontinuierliche Wirksamkeit, sie waren über das ganze Land verbreitet und umfaßten alle wichtigen Interessengebiete. Allerlei Vereine existierten: allgemeinkulturelle (Gesang-, Musik- und Theatervereine), ökonomische (Landwirtschaftsvereine), ideelle (Abstinenzvereine und Vereine für verschiedene Wohltätigkeitszwecke), wissenschaftlich-literarische Vereine und nach 1905 auch politische Parteien und Arbeitergewerkschaften. Die Vereinswirksamkeit zeigte eine sehr umfassende Mobilisierung der Menschen angesichts nationaler Fragen und ermöglichte ihnen auch eine gründliche Schulung in organisierter gesellschaftlicher Arbeit. Insbesondere die ersten großen Sängerfeste – 1869 in Estland und 1873 in Lettland – versammelten Hunderte von Chören mit Tausenden von Sängern und Zehntausenden von Zuhörern und entfalten sich zu mächtigen nationalen Manifestationen.<sup>8</sup>

Eine ebenso bedeutende Rolle wie das Vereinswesen spielte wohl auch die Journalistik. Estnisch-, lettisch- und litauischsprachige Zeitungen gab es schon im 18. Jahrhundert, aber erst während der Zeit der Nationalbewegungen entstand eine Presse mit einer einigermaßen modernen Meinung. Die führenden Zeitungen begannen damals – so weit die Zensur es zuließ – mit einer systematischen Aufklärung der Leser über gesellschaftliche Fragen und einer eigenen politischen Agitation, und es lag in der

<sup>7</sup> H. Kruus, *Eesti ajaloost XIX sajandi teisel poolel* (Die Geschichte Estlands in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts). Tallinn 1957, S. 9ff u. 242.

<sup>8</sup> E. Karu, *On the Development of the Association Movement and its Socio-Economic Background in the Estonian Countryside*, in: *National Movements* (wie Anm. 1), S. 271 ff.; *Istoriija Latvijskoj SSR* (Geschichte der Lettischen SSR). Riga 1971, S. 257 ff.; *Seltsid ja ühiskonna muutumine. Talupojaühiskonnast rahvusriigini. Artiklite kogumik* (Vereine und die Veränderung der Gesellschaft. Von der Bauerngesellschaft zum Nationalstaat. Aufsatzsammlung), hrsg. v. E. Jansen u. J. Arukae-vu. Tartu/Tallinn 1995. Vgl. auch die Rezension dieser Publikation in diesem Heft, S. 293-302.

Natur der Sache, daß diese in Opposition zur Obrigkeit stand. Die Auflagen waren bemerkenswert hoch: Die Zahl der Zeitungsabonnenten betrug um 1880 in Estland ca. 10 000, was bedeutet, daß die Zahl der Leser um ein Vielfaches größer gewesen sein muß – eine beachtenswerte Anzahl, wenn man bedenkt, daß Estland um diese Zeit kaum 900 000 Einwohner besaß.

Die führenden Zeitungen waren eifrig bemüht, gegenseitige Kommunikation herzustellen, was durch einen dauernden Dialog mit dem Leserkreis und durch die Organisierung eines dichten Netzes von Lokal-korrespondenten geschah. Auf diese Weise widerspiegelte die Presse die öffentliche Meinung und schuf diese.

Neben den Zeitungen spielte in den Nationalbewegungen auch andere publizistische Wirksamkeit eine wichtige Rolle. Eine notwendige Voraussetzung für die Rezeption des geschriebenen Wortes war ein gewisses Bildungsniveau. Um 1880 bestand im Baltikum eine dreijährige Schulpflicht, und in dieser Zeit waren 80-90% der erwachsenen Bevölkerung Estlands und Lettlands lesekundig.<sup>9</sup> In Litauen, wo die stark russifizierte Volksschule von der Bevölkerung boykottiert wurde, lag zur selben Zeit die Lesefertigkeit bei ca. 50%.<sup>10</sup>

Eine für das Baltikum spezifische Form der nationalen Aktivität war das Sammeln und Aufzeichnen des reichen, durch die Jahrhunderte mündlich überlieferten folkloristischen Materials, besonders der Volkslieder. Die Sammeltätigkeit wurde von einigen Wissenschaftlern angeregt, die für die Mitarbeit Studenten und Tausende von lokalen Enthusiasten aus dem Volk aktivierten, wobei die Arbeit systematisch und über viele Jahrzehnte hindurch betrieben wurde. Für die Esten und Letten, die nach der herrschenden Meinung „geschichtslose Völker“ waren, da sie keine eigenen Staaten gegründet hatten, waren die alte Volksdichtung und die Beschäftigung mit ihr von großer Bedeutung für die Ausprägung der na-

<sup>9</sup> Jansen, Sakala (wie Anm. 1), passim; J. Peegel, Über die nationale Frage in der estnischen Presse des 19. Jahrhunderts, in: *National Movements* (wie Anm. 1), S. 377 ff.; T. Raun, The Role of Journalism in the Estonian National Awakening, in: Ebenda, S. 389 ff.; E. Laul, Die Schule und die Geburt der Nation, in: Ebenda, S. 293 ff.; E. Lauk, On the Development of Estonian Journalism from 1900 to 1914, in: *The Baltic Countries* (wie Anm. 1), S. 539 ff.; T. Raun, The Development of Estonian Literacy in the 18th and 19th Centuries, in: *Journal of Baltic Studies* X (1979), S. 115 ff.; A. Plakans, Modernization and the Latvians in Nineteenth-Century Balticum, in: *Baltic History*, hrsg. v. A. Ziedonis, Jr. (u.a.). Columbus, Oh. 1974, S. 123 ff.; L. Aarma, Kirjaoskus Eestis 18. sajandi lõpust 1880. aastateni (Die Lesefertigkeit in Estland vom Ende des 18. Jahrhunderts bis in die 1880er Jahre). Tallinn 1990, S. 222 ff.; Towards a Civic Society. The Baltic Media's Long Road to Freedom. Perspectives on History, Ethnicity and Journalism, hrsg. v. S. Høyer, E. Lauk u. P. Vihalemm. Tartu 1993, S. 43 ff., 67 ff. u. 85 ff.

<sup>10</sup> Merkys, Nationalbewegung (wie Anm. 1), S. 176.

tionalen Identität und hatten einen starken Symbolwert.<sup>11</sup> Dieselbe Funktion besaßen auch die estnischen und lettischen Nationalepen „Kalevipoeg“ (1857–1861) bzw. „Lāčplēsis“ (1881). Die Litauer besaßen eine ruhmreiche Geschichte unter eigenen Fürsten und benötigten deswegen keine ähnlichen Mythen.

## 2.2 Tragende Schichten und führende Gruppen

Die nationalen Bewegungen im Baltikum waren genuine Volksbewegungen, was am besten aus der breiten Unterstützung des Volkes für die nationalen Belange zu ersehen ist. Was die Aktivisten selbst angeht, diejenige Schicht, die organisatorisch die Arbeit innerhalb der Bewegung trug, kann man folgendes konstatieren:

Daß die Intelligenz, die Menschen mit Gymnasial- und höherer Ausbildung, in der Führung der nationalen Bewegungen zu finden sein würde, war zu erwarten. Es zeigt sich aber, daß gewisse andere Gruppen eine genauso starke Stellung, bei vielen Aktivitäten sogar eine stärkere hatten als die akademisch Gebildeten. Zu diesen gehörten vor allem die Volksschullehrer, die das „Salz der Erde“ bildeten. Überraschend aktiv waren auch Bauern, besonders jüngere, sowie Knechte auf Bauernhöfen, während sich die Landarbeiter auf den Adelsgütern weniger aktiv zeigten. In den Städten waren die unteren Beamten und Handwerker national aktiv, aber auch Fabrikarbeiter, die vor allem an der Arbeit der Kulturvereine teilnahmen.<sup>12</sup>

Bei all dieser intensiven nationalen Tätigkeit entstanden auch innere Meinungsverschiedenheiten und Konflikte. Die ernstesten kann man als einen allgemeinen, grundlegenden inneren Gegensatz zwischen einer konservativen und einer radikalen Richtung beschreiben. In Estland und Lettland zeigten sich die verschiedenen Grundorientierungen unter anderem in der politischen Praxis: Die konservative Richtung suchte die Zusammenarbeit mit den Deutschbalten, während sich die Radikalen an die zur zaristischen Autokratie in Opposition stehenden russischen Liberalen

<sup>11</sup> Ü. Tedre, Rahvaluule kogumine ja avaldamine (Sammlung und Veröffentlichung von Volksgedichten), in: Eesti kirjanduse ajalugu (Geschichte der estnischen Literatur). Bd. 2, Tallinn 1966, S. 403 ff.; Istorija (wie Anm. 8), S. 261.

<sup>12</sup> E. Jansen, Eesti talurahva rahvusliku teadvuse kujunemisest XIX. sajandil (Die Herausbildung des Nationalbewußtseins der estnischen Bauernbevölkerung im 19. Jahrhundert), in: Eesti talurahva sotsiaalseid vaateid XIX. sajandil (Soziale Anschauungen der estnischen Bauernbevölkerung im 19. Jahrhundert), hrsg. v. E. Jansen, J. Kahk u. A. Vassar. Tallinn 1977, S. 67 ff.

wandten. Der Gegensatz wirkte sich spaltend auf die ganze nationale Bewegung aus.<sup>13</sup>

### 2.3 Ziele und Programme

Keine der nationalen Bewegungen im Baltikum besaß jemals ein festes Programm. Die direkte Ursache liegt darin, daß den Bewegungen eine feste und einheitliche Organisation fehlte. Die von den nationalen Bewegungen in verschiedenen Situationen aufgestellten Forderungen variierten mit der Zeit. Trotz des Fehlens eines systematischen Programms kann man in den verschiedenen Zielen und Forderungen doch eine durchgehende Linie entdecken, die diesen ihr Gepräge gab und sie vereinigte. Es war eine allgemeine antifeudale Botschaft, die verbreitet wurde und den Weg für eine freie Nation von Landwirten bahnen sollte. Der ideologische Grund der nationalen Bewegungen war die agrarische Konzeption der Nation.

Was das politische Programm betrifft, so liegt es implizit in der Natur einer jeden nationalen Bewegung, daß das Endziel ein eigener selbständiger Staat ist, in dem alle anderen Teilziele realisiert werden können. Solch hohe Ziele wurden von den nationalen Bewegungen im Baltikum nicht formuliert oder erst kurz vor der Gründung der freien Republiken 1918. Statt dessen konzentrierte man sich auf näherliegende Probleme und realistischere Lösungen. Die Vorrangstellung des Adels in der lokalen Verwaltung und im Gerichtswesen sollte abgeschafft werden, die Bauern sollten ihre Vertretung in den lokalen Selbstverwaltungsorganen und in den Gouvernementsverwaltungen erhalten. Prinzipiell galt die Forderung der Gleichberechtigung mit der deutschbaltischen und polnischen Oberschicht in allen Belangen.

Noch zu Beginn des Ersten Weltkriegs gingen die politischen Forderungen der baltischen Nationalbewegungen nicht weiter als nach einer autonomen Stellung der baltischen Provinzen innerhalb des Russischen Reiches. Erst nach der Februarrevolution 1917 wurde von nationalen politischen Kreisen die Forderung erhoben, Estland, Lettland und Litauen sollten sich ganz von Rußland trennen und eigene souveräne Staaten errichten.<sup>14</sup>

---

<sup>13</sup> Jansen, Sakala (wie Anm. 1), S. 259ff.; P. Lazda, The Phenomenon of Russophilism in the Development of Latvian Nationalism in the 19th Century, in: National Movements (wie Anm. 1), S. 129ff.; R.J. Misiunas, The Russian Liberals and the Baltic Lands, 1861–1917, in: Ebenda, S. 85ff.

<sup>14</sup> Jansen, Sakala (wie Anm. 1), S. 192ff.; dies., Determination (wie Anm. 1), S. 48ff.; H. Garve, Konfession und Nationalität. Ein Beitrag zum Verhältnis von Kirche und Gesellschaft in Livland im 19. Jahrhundert. Marburg a.d.L. 1978 (Wissenschaftliche Beiträge zur Geschichte und Landeskunde Ostmitteleuropas. 110), S. 211; T. Raun,

## 2.4 Reaktionen gegen die nationalen Bewegungen

Reaktionen gegen die Aktivitäten und Forderungen der baltischen Nationalbewegungen kamen von zwei Seiten: von den zaristischen Behörden und den lokalen deutschbaltischen bzw. polnischen etablierten Schichten.

Eine Voraussetzung für das plötzliche Entstehen der nationalen Bewegungen gerade in den 1860er Jahren war das relativ liberale Regime, das unter der Herrschaft des Zaren Aleksander II. in Rußland errichtet worden war. Die slavophile Strömung und später die eigentliche Russifizierung begannen Angriffe gegen die deutschbaltische Privilegiengesellschaft zu richten, und dies berührte die nationalen Bewegungen des Baltikums eher positiv als negativ. Als die russische Regierung Reformen durchzuführen begann, die die privilegierte Stellung des deutschbaltischen Adels aufhoben – eine administrative Unifizierung des Imperiums –, entsprach das dem, was von nationaler estnischer und lettischer Seite erstrebt worden war.

Als sich aber die russische Regierung daran machte, auch die kulturelle Russifizierung durchzuführen, traf dies die nationalen Bewegungen des Baltikums hart. Während der 1880er Jahre wurde Russisch als offizielle Sprache in der Verwaltung, den Schulen und der Universität eingeführt. Eine strenge Zensur wurde errichtet, was zur Schließung von Zeitungen führte. Viele estnische und lettische Kulturvereinigungen waren gezwungen, ihre Tätigkeit einzustellen. Neben der russischsprachigen Schule trat nun auch die orthodoxe Kirche als mächtiger Vertreter der Russifizierung hervor. Das Endziel war die völlige Russifizierung der Bevölkerung des Baltikums. Der Beginn der Russifizierung in der Mitte der 1880er Jahre markiert auch den Anfang einer Periode des Stillstands in den Aktivitäten der Nationalbewegungen. Die strenge Politik der zaristischen Selbstherrschaft dauerte mit einigen Erleichterungen nach der Revolution 1905 bis zum Zusammenbruch des russischen Imperiums 1917.

Der Konflikt zwischen der korporativen deutschbaltischen Ordnung und den estnischen und lettischen Nationalbewegungen galt vor allem Fragen ökonomischer und sozialer Natur. Die Nationalbewegungen waren gezwungen, die noch immer funktionierende Privilegiengesellschaft scharf anzugreifen, sollte die Befreiung der bäuerlichen Massen Wirklich-

---

Estonian Social and Political Thought, 1905 – February 1917, in: *Die baltischen Provinzen Rußlands zwischen den Revolutionen von 1905 und 1917*, hrsg. v. A. Ezer-gailis u. G. v. Pistohlkors. Köln/Wien 1982 (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte. 4), S. 59ff.; ders., *Estonia and the Estonians*. Stanford 1987, S. 62ff.; A. Plakans, *The Latvians. Russification in the Baltic Provinces and Finland, 1855–1914*. Princeton 1981, S. 272.

keit werden. Die deutschbaltischen Korporationen verteidigten die bestehende Ordnung hartnäckig und führten einen intensiven Kampf gegen die estnischen und lettischen Zeitungen und Vereine, die sich in diesem Befreiungsprozeß engagierten. Im gleichen Maße, wie sich die Bedeutung des deutschbaltischen Elements im Zuge der administrativen Reformen und der allgemeinen ökonomischen Entwicklung verminderte, verringerten sich auch die Konflikte mit den baltischen Nationalbewegungen.<sup>15</sup>

Auch in Litauen existierte ein Gegensatz zwischen der im litauischen Volk verankerten nationalen Bewegung und der lokalen polnischen Gutsbesitzeraristokratie. Auch hier wurde der soziale Antagonismus durch die sprachlich-kulturelle Verschiedenheit verstärkt. Die radikale Richtung der litauischen Nationalbewegung widersetzte sich mit Bestimmtheit den Versuchen des polnischen Adels und der katholischen Kirche, die litauisch-nationalen Aktivitäten zu verhindern.<sup>16</sup>

### 3. Die Typologie der nationalen Bewegungen

Die Typologie der nationalen Bewegungen wird vor allem von drei Komponenten bestimmt: der regionalen Besonderheit, dem Grundcharakter der Nationalbewegungen und der Beschaffenheit der nationalen Identität.

#### 3.1 Die baltische Region

Das Baltikum bildete schon seit alters her eine von den umliegenden Gebieten scharf abgegrenzte Region. Das gilt besonders für das „klassische Baltikum“ – die Provinzen Estland, Livland und Kurland. Litauen wurde erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts integriert. Die erweiterte und teilweise umstrukturierte baltische Region umfaßte danach Estland, Lettland und Litauen.

Gewiß gab es tiefgehende gesellschaftliche Gegensätze innerhalb dieser Region – dies gilt für alle Regionen –, aber einige waren gleichzeitig auch wichtige Elemente, die die baltische Region konstituierten und sie von den Nachbarregionen unterschieden. Der am deutlichsten hervortretende Gegensatz war der jahrhundertealte Antagonismus zwischen den adligen Gutsbesitzern und den hörigen Bauern, ein ökonomischer und sozialer

---

<sup>15</sup> Russification (wie Anm. 5), passim; Raun, Estonia (wie Anm. 14), S. 57ff.; Garve, Konfession (wie Anm. 14), S. 207ff.; Kruus, Eesti ajaloost (wie Anm. 7), S. 172ff.

<sup>16</sup> Merkys, Nationalbewegung (wie Anm. 1), S. 175ff.

Antagonismus, der durch den ethnischen Unterschied zwischen der deutschbaltisch-polnischen Oberschicht und den estnisch-lettisch-litauischen Bauernvölkern verstärkt wurde. Hier lag auch der Grund für eine regionale Identität sowohl unter den Großgrundbesitzern als auch unter den Bauern. Während der Zeit der Russifizierung wurden diese beiden regionalen Identitäten gewissermaßen in dem gemeinsamen politischen und kulturellen Kampf gegen den autokratischen Zarismus vereinigt.<sup>17</sup>

Eigenartigerweise gelang es dem Baltikum trotz jahrhundertelanger politischer Fremdherrschaft, als einigermaßen autonome Region eines größeren Machtbereiches in einer „baltischen Sonderstellung“ zu überleben. Dadurch wurde ein dualistisches Machtsystem geschaffen, in dem die übergreifende politische Macht bei der zentralen Staatsführung lag – für die hier aktuelle Periode in St. Petersburg – und von ihren Vertretern im Baltikum ausgeübt wurde, während die lokale Verwaltung, die Wirtschaft, die soziale Hierarchie und das Kulturleben in Estland und Lettland von den Deutschbalten und in Litauen von den Polen vollkommen beherrscht wurden. Mit der weit gediehenen Selbstverwaltung, für die hauptsächlich die deutschbaltische Oberschicht der Region lange Zeit eigensinnig und erfolgreich gekämpft hatte, wurde eine historische Tradition geschaffen, die dann später auch von den Nationalbewegungen der baltischen Völker in ihre Zielsetzungen übernommen wurde.

Während der Zeit der nationalen Bewegungen (ca. 1850–1918) nahm das Baltikum im zaristischen Imperium eine ökonomisch und kulturell führende Position ein. In der Landwirtschaft – dem Haupterwerbszweig der baltischen Region – begann man das feudale System der Leibeigenschaft schon ein halbes Jahrhundert früher zu beseitigen als im übrigen Russischen Reich. Auch was die Industrialisierung anbelangt, lag das Baltikum vorne. Riga und Reval hatten absolute Spitzenpositionen unter den russischen Industrie- und Handelszentren inne. Die Lesekundigkeit war

<sup>17</sup> Die Frage der baltischen Region hat in letzter Zeit erneut Aktualität in der wissenschaftlichen Diskussion erhalten. G. von Pistohlkors stellte in zwei Aufsätzen das grundlegende Problem der Besonderheit der baltischen Region dar und fragte nach integrierten Forschungen zum baltischen Regionalismus: Regionalismus als Konzept der baltischen Geschichte: Überlegungen zum Stand der Geschichtsschreibung über die baltischen Provinzen Rußlands im 19. Jahrhundert, in: *Journal of Baltic Studies* XV (1984), S. 98 ff.; Regionalism as a Concept of Baltic Historiography – Some Introductory Remarks, in: Ebenda XVIII (1987), S. 125 ff. Dagegen lehnt H. Rebas – ohne wissenschaftliche Problematisierung des Gegenstandes – die Existenz eines baltischen Regionalismus völlig ab: „Baltic Regionalism“?? [sic!], in: Ebenda XIX (1988), S. 101 ff. S. auch E. Anderson, The Baltic Region on the Eve of World War One, in: *The Baltic Countries* (wie Anm. 1), S. 22 ff. – 1987 wurde in Kiel eine Konferenz veranstaltet unter dem Thema „Regional Identity under Soviet Rule: The Case of Baltic States“. Mehrere Vorträge dieser Konferenz sind publiziert in: *Journal of Baltic Studies* XVIII (1987) bzw. XIX (1988).

bei den Völkern des Baltikums viel stärker verbreitet als bei den übrigen Völkern Rußlands.

Die nationalen Bewegungen in der baltischen Region bestanden aufgrund der Sprachunterschiede aus drei parallelen, aber dennoch separaten Bewegungen. Die estnische und lettische Nationalbewegung wiesen große Ähnlichkeit auf, während die litauische Bewegung wegen ihrer andersartigen geschichtlichen Entwicklung und der unterschiedlichen Religion gewisse Sonderzüge zeigte. Allen drei jedoch war die regionale Besonderheit gemeinsam, d.h. sie gehörten zur Kategorie der nationalen Bewegungen bei „kleinen Völkern“, ohne einen eigenen Staat und mit unvollständiger Sozialstruktur, der ein eigener Adel und die Bürgerklasse fehlten.

### 3.2 Der Grundcharakter der Nationalbewegungen

Die nationalen Bewegungen des Baltikums waren in ihrem Charakter vor allem *oppositionell*. Es waren Bewegungen von unten, gerichtet gegen die herrschende politische Macht, die ökonomische und soziale Ordnung sowie die Unterdrückung des nationalen Kulturlebens, die von ethnisch fremden Machthabern ausgeübt wurde.

Die Bewegungen waren des weiteren *emanzipatorisch*, d.h. auf die Befreiung der baltischen Völker in allen gesellschaftlichen Bereichen gerichtet. Die Emanzipation in der ökonomischen und sozialen Sphäre richtete sich gegen die deutschbaltische und polnische Oberschicht der Region. Dagegen zielte der politische und kulturelle Befreiungsprozeß in erster Linie auf die zaristische Alleinherrschaft, die dem Volke bürgerliche Rechte verweigerte und durch die harte Russifizierungspolitik die Entwicklung der nationalen Kulturen behinderte. Der Emanzipationsprozeß kulminierte in den lokalen Revolutionen von 1905 und 1917 sowie in der Errichtung der selbständigen baltischen Republiken 1918.

Gemäß der ökonomischen Struktur der baltischen Region waren die nationalen Bewegungen stark in der *agraren* Gesellschaft verankert. Die Bewegungen waren ein Teil jenes geschichtlichen Prozesses, in dem sich die feudalen, leibeigenen Bauernmassen in freie Kleinproduzenten des kapitalistischen Marktes verwandelten. Die nationalen Bewegungen hatten hierbei eine bewußtseinsschaffende und mobilisierende Funktion.

Die nationalen Bewegungen des Baltikums waren auch eindeutig *säkular*, denn die Kirche nahm ihnen gegenüber eine eher negative Haltung ein. Die protestantische Kirche in Estland und Lettland war über Jahrhunderte hinweg eine „Herrenkirche“ gewesen, die die Aufgabe hatte, die Bauern zu gehorsamen Arbeitern auf den Adelsgütern zu „domestizie-

ren“. Die orthodoxe Kirche diene offen den Interessen der russischen Staatsmacht. Ein Teil der einfachen katholischen Priester in Litauen war über den Fortbestand und die Entwicklung der litauischen Sprache besorgt, aber die katholische Kirche als Institution förderte die litauische Nationalbewegung kaum, definitiv nicht ihren radikalen Flügel. Die am stärksten verbreitete Freikirche des Baltikums, die Brüdergemeinschaft der Herrnhuter, sah die nationalen Bewegungen einzig und allein als weltliche Erscheinungen, die nichts zu ihrer religiösen Gemeinschaft beitragen konnten.

Die nationalen Bewegungen im Baltikum entwickelten sich in ausgesprochen *friedlichen Formen*. Wenn man die ungleichen Kräfteverhältnisse zwischen den baltischen Völkern und der russischen Staatsmacht zusammen mit der deutschbaltischen Oberschicht berücksichtigt, so war auch kaum eine andere Form denkbar. Nur 1905 und 1917 kam es zu Gewalthandlungen, die in erster Linie ein Ausdruck der akuten politischen und sozialen Konflikte waren.

Da die nationalen Bewegungen des Baltikums das gesellschaftliche Leben in seiner Gesamtheit berührten, so müssen sie auch von einer *holistischen Perspektive* aus behandelt und untersucht werden. Sie nur als kulturelle Erscheinungen zu sehen, was gelegentlich geschehen ist, würde ihre Bedeutung für die anderen Bereiche des gesellschaftlichen Lebens reduzieren.<sup>18</sup> Das äußerste Ziel für die Menschen, sich in den nationalen Bewegungen zu engagieren, war ja die Hoffnung auf ein Leben, das geprägt sein sollte von Respekt für die Menschenrechte und Zuerkennung von politischen Rechten, Gleichstellung mit den bis jetzt Privilegierten in allen Bereichen, garantierter sozialer Gerechtigkeit sowie der Freiheit des nationalen Kulturlebens. Um dies zu erreichen, war man gezwungen, in allen Sphären des gesellschaftlichen Lebens zu wirken.

### 3.3 Die nationale Identität

Die nationale Identität bei den baltischen Völkern kann man nachdrücklich als äußerst stark bezeichnen. Es scheint so, als ob die kleinen Nationen im allgemeinen die Größe ihres Territoriums, der Bevölkerung und des ökonomischen Potentials mit einem besonderen kulturellen Gepräge und einem intensiven Nationalbewußtsein kompensieren. Im Falle der

---

<sup>18</sup> E. Niederhausen, Hauptprobleme der nationalen Bewegungen in Osteuropa im 19. Jahrhundert, in: *Finns and Hungarians* (wie Anm. 1), S. 11; Raun, *Plakans*, *Estonian* (wie Anm. 1), S. 132.

baltischen Völker kann man drei konkrete Umstände nennen, die besonders geeignet waren, nationale Identität zu schaffen und zu stärken.

Alle drei Völker hatten eine *eigene Sprache*, die kein Dialekt einer größeren Sprache, eines größeren Volkes war. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts waren die Sprachen der baltischen Völker außerdem zu Schriftsprachen entwickelt worden, die in Kombination mit einer verbreiteten Lesekundigkeit effektive Werkzeuge für die patriotische Agitation waren. Die Sprache wurde auch in direkter Weise als eine Art Botschaft durch nationale Folklore vermittelt, die von Tausenden von Esten, Letten und Litauern gesammelt und bearbeitet wurde und dadurch zur Stärkung der nationalen Identität beitragen mußte.

Die Siedlungsgebiete der Esten, Letten und Litauer waren *ethnisch homogen*. Besonders auf dem Lande, wo das Hauptgewicht der nationalen Bewegungen lag, hatte die autochthone Bevölkerung eine massive Dominanz. Dies erleichterte, daß z.B. Aktionen von nationaler Größenordnung erfolgreich durchgeführt werden konnten. Es bedeutete auch, daß die Assimilation von ansässigen Esten, Letten und Litauern in den ethnisch fremden Herrschervölkern sehr gering war.

Die baltischen Völker waren schließlich auch *sozial homogen*. Sie bildeten die niedrigeren Bevölkerungsschichten sowohl auf dem Lande als auch in den Städten und waren dadurch scharf von anderen ethnischen Populationen abgegrenzt. Soziale Mobilität auf individueller Ebene führte lange Zeit auch zum Wechsel der ethnischen Identität. Man hat allgemein angenommen, daß eine unvollständig entwickelte Sozialstruktur ein Hindernis für die Weiterentwicklung eines Volkes zu einer modernen Nation bildet. Das Fehlen von realen Klassenunterschieden scheint bei den baltischen Völkern jedoch eher das Gegenteil, d.h. die Förderung des Nationswerdungsprozesses, bewirkt zu haben. Die sozial noch wenig differenzierten estnischen, lettischen und litauischen Bauernvölker konnten unter großer Einigkeit ihren primären Befreiungskampf gegen die deutschbaltische bzw. polnische Gutsbesitzerklasse und die zaristische Autokratie führen.

Das Baltikum um 1900 war eine Region mit einer starken Entwicklung in allen gesellschaftlichen Bereichen. Zu dieser Entwicklung trugen alle sozialen Klassen und ethnischen Bevölkerungsgruppen bei – zumeist im Gegensatz zu- und im Kampf gegeneinander, aber gleichzeitig auch stark abhängig voneinander und im Alltagsleben oft auch im Zusammenwirken miteinander.

Man kann die nationalen Bewegungen im Baltikum – genauso wie andere allgemeineuropäische historische Prozesse – auf zweierlei Weise vergleichen: Man hebt entweder die Verschiedenheiten zwischen Estland,

Lettland und Litauen hervor oder betrachtet die nationalen Bewegungen des Baltikums im Verhältnis zu demselben Phänomen in anderen Regionen. In diesem Vortrag wurde die letztgenannte Betrachtungsweise gewählt, indem der Schwerpunkt auf die gemeinsamen und spezifischen Züge des Nationswerdungsprozesses in der baltischen Region gelegt wurde; dies zumal, weil das Baltikum einen besonderen Typus der Nationalbewegungen aufweist. Außerdem lud das übergreifende Konferenzthema zu dieser Anlage des Vortrages ein – „Das Baltikum in Europa“.



# Ständische, ethnische und nationale Argumentationen von deutschen Balten über Esten und Letten im 19. Jahrhundert<sup>1</sup>

von Gert von Pistohlkors

In diesem Beitrag wird der Versuch gemacht, einen großen Bogen zu spannen. Anhand einiger repräsentativer Argumentationen zwischen 1781 und 1907 soll jeweils genauer bestimmt werden, was von Deutschen in den Ostseeprovinzen Rußlands zu verschiedenen Zeiten unter „interethnischen“ Beziehungen verstanden wurde. Es ist zu fragen, ob in Zeiten einer kaum in Frage gestellten Gültigkeit ständischer Abstände der ethnische Unterschied für Argumentationen von Deutschen über Esten und Letten überhaupt jeweils bestimmend war oder worauf der Nachdruck in den Argumentationen über Esten und Letten sonst gelegen haben mag. Der Rahmen ist bewußt weit gezogen, um an einzelnen Vorgängen Strukturelles sichtbar machen zu können. Auf das jeweils Politische wird allerdings auch geachtet werden müssen.

## I.

Im Jahr 1781 veröffentlichte August Wilhelm Hupel (1737–1819) den dritten Band seiner „Nordischen Miscellaneen“ im livländischen Oberpahlen, verlegt bei Hartknoch in Riga. Im Anschluß an einen längeren Artikel, der sich mit dem „Charakter der Russen“ beschäftigt<sup>2</sup> und Berühmtheit erlangte, veröffentlichte Hupel scheinbar absichtslos die Geschichte eines anonymen estnischen Holzfällers, der nach einer vom deutschen Besitzer befohlenen Fällaktion im Gutsbezirk den Gedanken nicht loswerden konnte, daß es sich dabei um ein Stück Wald handelte, das seit der Schöpfung unberührt gestanden habe. Er fühlte sich von ländlichen Schutzgöttern, estnisch „maa alused“ (wörtlich „die Unterirdischen“), geängstigt. Sie erschienen ihm in Gestalt der Deutschen. „Vermuthlich“, so Hupel, „kannte er kein Bild, das ihm mehrere Furcht einprägte als die über die hiesigen Bauern herrschenden Deutschen.“ Nur Aderlässe und der Ge-

---

<sup>1</sup> Vorträge unter dieser begrifflichen Differenzierung hielt ich im September 1996 in Riga und auf dem 50. Baltischen Historikertreffen im Mai 1997 in Göttingen. Die Texte wurden überarbeitet.

<sup>2</sup> Vgl. Ueber den Nationalcharakter der Russen, in: Der nordischen Miscellaneen 1. Stück, hrsg. v. August Wilhelm Hupel. Riga 1781, S. 13–118.

brauch verschiedener Arzneien hätten ihn schließlich vor ernststen gesundheitlichen Schäden angesichts dieser bedrohlichen Erscheinungen bewahrt.<sup>3</sup>

Früheren Generationen von Historikern wäre es nicht schwergefallen, diese Episode aus Hupels Zeitschrift zu interpretieren. Man hätte gesagt, diese Geschichte sei ganz offensichtlich in pädagogischer Absicht publiziert worden. Der „aufgeklärte“ deutsche Leser – und nur er allein – sollte dazu ermutigt werden, durch den Kampf gegen den Aberglauben die Beziehung zwischen einem einfachen Esten und dem gebildeten Leser dieser Unterhaltungszeitschrift allmählich auf eine neue Kulturstufe zu stellen, zum Nutzen der Staatsbürger im allgemeinen und der Bewohner der Ostseeprovinzen Rußlands im besonderen.

Allein damit wäre gewiß noch nicht alles gesagt. Die Geschichte weist über sich hinaus und benennt wenigstens indirekt einige Faktoren, die in der heutigen Diskussion um Statik und Dynamik der ständischen Gesellschaft, besonders im Hinblick auf die scheinbar so festgefügte, ritterschaftlich geprägte Ordnung der Ostseeprovinzen, zunehmend kontrovers diskutiert werden. War die ständische Gesellschaft auf Veränderung oder letztlich, wie bisher behauptet, in erster Linie auf Konservierung des Althergebrachten ausgerichtet? Sollte der estnische Landbewohner gleichsam hochgezogen werden, ohne daß sich der Adlige selbst bewegen mußte, so wie etwa der Habilitand an der Universität durch das entsprechende Verfahren hochgezogen wird, ohne daß sich die Professoren über die Ergänzungsentscheidung hinaus bewegen müßten? Frühere deutsch-baltische Historiker haben das statische Element angesichts der deutschen Vorherrschaft in Stadt und Land stets besonders herausgearbeitet und speziell mit der Aufklärung und ihrer gewandelten Einstellung zu Esten und Letten wenig anzufangen gewußt.<sup>4</sup> Für sie waren Geschichten, wie sie Hupel erzählt, unspezifisch für die Sozialverhältnisse in den Ostseeprovinzen, der Este war der austauschbare Vertreter einer ungebildeten Schicht, die ohne Anstrengungen der Gebildeten weiterhin dem Aberglauben verfallen geblieben wäre.

Heute achten wir stärker darauf, daß sich nach Hupels Text in dem estnischen Holzfäller selbst eine Spannung aufgebaut haben mag, daß dessen Einstellung zum deutschen Herrn in Bewegung geraten war. Der

---

<sup>3</sup> Ebenda, Bd. 3, Riga 1781, S. 226, unter der Überschrift: Beytrag zu den Nachrichten von den Ehsten und Letten.

<sup>4</sup> Allerdings erkennt bereits Reinhard Wittram in seiner Baltischen Geschichte. 3. Aufl., München 1954, S. 153, ausdrücklich an, daß Hupel an die Tatsache erinnert habe, bei den Bauern sei noch immer ein Gefühl von der alten Freiheit übriggeblieben, freilich ohne eine Belegstelle zu nennen.

Gutsbesitzer war nicht mehr in erster Linie das gottgegebene Schicksal, sondern der bedrohliche Vertreter einer Übermacht, die gefährliche Anordnungen erließ. Hupel verharrt zwar in der Rolle des Betrachters und hütet sich in dieser Unterhaltungsbeilage vor politischen Wertungen oder gar Sympathiebekundungen für die eine oder die andere Seite. Er macht aber auch in seinen zeitgleich erschienenen „Topographischen Nachrichten“ klar, daß es notwendig geworden sei, Veränderungen im Land und bei den Menschen zu dokumentieren, zum einen durch die möglichst präzise Beschreibung der Topographie eines jeden Kirchspiels in Livland,<sup>5</sup> zum anderen aber auch durch die Kennzeichnung verzerrter Beziehungen zwischen Knecht und Herr sowie zwischen Angehörigen verschiedener Völker. Sein Beitrag über die Russen – in einer Länge von mehr als 100 Seiten – dient vor allem dem Zweck, Vorurteile zu bekämpfen und reale Verhältnisse zu schildern. Der Abbau des Aberglaubens könnte vielleicht dazu dienen, ein „normales“ Zusammenleben zwischen den Ständen zu ermöglichen, so wie die neue Dynamik in Landwirtschaft, Handel und Wissenschaft dazu beitragen konnte, das Leben in Livland auf stabilere, breitere, zukunftsweisende Grundlagen zu stellen. Auf den estnischen Holzfäller wird nicht mehr allein in einem festumrissenen ständischen Rahmen geblickt unter dem Motto: „so sind sie, unsere Nationalen“. Die Geschichte wird vielmehr um der wachsenden Dynamik willen erzählt und ist auf Veränderung angelegt. Zwar soll dem so anders geprägten Esten die alptraumartige Angst genommen werden; aber um das zu erreichen, müssen sich unausgesprochen wohl auch die Inhaber des „status provincialis“ bewegen und verändern.<sup>6</sup>

Die neue Literatur zur ständischen Gesellschaft, besonders scharfsinnig zusammengefaßt und auf die Begriffe gebracht von Lothar Gall in seinem Band unter dem Stichwort „Von der ständischen zur bürgerlichen Gesellschaft“, spiegelt die neu entdeckte Dynamik wider.<sup>7</sup> Allmählich muß überall in Europa, selbst in Livland, der Gedanke an die alles bestimmende, traditionelle ständische Dreier-Gruppierung gesprengt werden. Neben Ritterschaft, Geistlichkeit und Bauernstand tritt nun mit

<sup>5</sup> Vgl. Topographische Nachrichten von Lief- und Ehtland, hrsg. v. August Wilhelm Hupel. Bd. I, Riga 1774; Bd. II, Riga 1777.

<sup>6</sup> Eine moderne Interpretation der Anschauungen Hupels bietet in mehreren Aufsätzen Indrek Jürjo, zuletzt in: Der aufgeklärte Pastor und die livländische Kirche. August Wilhelm Hupels philosophische und theologische Anschauungen, in: Aufklärung in den baltischen Provinzen Rußlands. Ideologie und soziale Wirklichkeit, hrsg. v. Otto-Heinrich Elias (u.a.). Köln (u.a.) 1996 (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte. 15), S. 209-228.

<sup>7</sup> Vgl. Lothar Gall, Von der ständischen zur bürgerlichen Gesellschaft. München 1993 (Enzyklopädie deutscher Geschichte. 25), bes. S. 3-17.

einem eigenen Anspruch auf Beachtung und Beteiligung der Vertreter der „gebildeten Gesellschaft“, Vertreter einer „jüngeren Generation“, oft eingewandert, Akademiker, der sich als Hauslehrer verdingt und die Absicht hat, in Livland als Lehrer, Pastor oder Jurist in eine feste berufliche Laufbahn einzutreten, womöglich eine Familie zu gründen und für sich und seine Angehörigen aus Livland ein „Blivland“ zu machen.<sup>8</sup> Der Neuankömmling bestimmt stärker als der Amtsträger in der Ritterschaft, der Landrat oder Kreisdeputierte, der Haken- oder Mannrichter, stärker auch als ein leitender Amtsträger in der Kirche wie etwa Christian David Lenz (1720–1798) als livländischer Generalsuperintendent, was von den Esten und Letten dieser Zeit zu halten sei und welche Neuerungen notwendig seien.<sup>9</sup> Die Träger der alten ständischen Ordnung geraten langsam, aber sicher in eine Verteidigungsposition. Sinnbild dafür sind die winterlichen Visitationen der Gemeindeschulen. Um dem Pastor oder Lehrer nicht das Feld überlassen zu müssen, besteht der Vertreter der Ritterschaft darauf, bei jedem Unterrichtsbesuch anwesend sein zu wollen.<sup>10</sup> Noch scheint es in der Sache allein um die Mindestvoraussetzung für jede evangelische Erziehung zu gehen, das Verstehen und Lesen des Wortes Gottes. Unerschwellig zeichnet sich aber bereits ein Behauptungswille der weltlichen, ritterschaftlichen Ordnungsmacht ab. Gegenüber allen Veränderungsansprüchen der russischen Staatsmacht unter Leitung des wohlwollenden Generalgouverneurs Browne, der im Namen der neuen Statthalterschaftsordnung mitregieren will, soll die „deutsch-protestantische“ Position der Ritterschaft befestigt werden, die die Kontrolle über die Ausbildung der estnischen und lettischen Landbevölkerung nicht aus der Hand geben will.<sup>11</sup>

## II.

Während Hupel, wie gesehen, trotz aller Kritik an den bestehenden Verhältnissen an den Grundfesten der ständischen Ordnung nicht rührt, soll

<sup>8</sup> Grundlegend: Heinrich Bosse, Die Hofmeister in Livland und Estland. Ein Berufsstand als Vermittler der Aufklärung, in: Aufklärung (wie Anm. 6), S. 165–208.

<sup>9</sup> Zu Christian David Lenz vgl. Deutschbaltisches biographisches Lexikon 1710–1960, hrsg. v. Wilhelm Lenz. Köln/Wien 1970; Nachdr. Wedemark 1998, S. 445.

<sup>10</sup> Nach wie vor grundlegend: Heinrich Schaudinn, Deutsche Bildungsarbeit am lettischen Volkstum des 18. Jahrhunderts. München 1937, passim, bes. S. 43 ff.

<sup>11</sup> Mit weiterführender Literatur: Gert von Pistohlkors, Aufgeklärter Absolutismus und Ständegesellschaft. Die Statthalterschaftszeit unter Katharina II., in: Baltische Länder, hrsg. v. dems. Berlin 1994 (Deutsche Geschichte im Osten Europas), S. 287–294.

nach den neuesten Ergebnissen der Forschung der livländische Publizist Garlieb Merkel (1769–1850) der erste gewesen sein, der im Namen der Publizität ethnisch argumentiert und die „Befreiung zweier autochthoner Völker“ gefordert habe.<sup>12</sup> „Zähme die thörichte Gier, Thema der Zeitungen zu werden (...) Reiß dich aber empörtes Gefühl des Rechts, und Bruderliebe unwiderstehlich hin, dich dem Despotismus und dem Verath entgegen zu werfen, (...) vermagst du – das nie täuschende Unterpfand des edeln Berufs! vermagst du die That, die dich auszeichnen wird, zu denken, ohne zugleich die Gloriole des Rufes zu sehn und seinen Possaunenton zu vernehmen: – so gehe denn, gehe, wohin dein Genius dir winkt.“<sup>13</sup> In diesem fulminanten Aufruf aus dem Jahr 1800 wird ein revolutionäres Konzept gesehen. Merkel habe sich und anderen bereits um 1800 die Frage gestellt, ob nicht die großen europäischen Staaten „die Geschichte der kleinen zu wenig der Aufmerksamkeit würdigen würden“.<sup>14</sup>

In der Tat bleibt offen, ob Garlieb Merkel mit seinem Pamphlet „Die Letten“ aus dem Jahr 1796 nur Reformen anstoßen oder doch bereits im Geist der Französischen Revolution der lettischen und estnischen Landbevölkerung zur „Nation“ verhelfen wollte. Es ist klar bewiesen, daß Merkel mit seinem ritterschafts- und kirchenfeindlichen Pamphlet über „Die Letten“ die Ritterschaften zwang, eine Reformpolitik zugunsten der unterdrückten Landbevölkerung einzuleiten. Unter dem Druck der öffentlichen Diskussion, ob der Este und Lette ein „Slave“ sei, in schlimmeren Zuständen lebend als der „Negersklave“ in den Südstaaten Nordamerikas, traten die Ritterschaften aus der Defensive und Abwehr heraus und mußten sich einer öffentlichen Reformdiskussion stellen. Vertreter staatlicher Administration wie Generalgouverneure, Gouverneure, Staatsbeamte der neuen Statthalterschaft sowie auf Zeit, nicht mehr auf Lebenszeit gewählte Amtsträger konnten in Livland von der Diskussion ebenso wenig ausgeschlossen werden wie Literaten aller Art, auch homines novi – Stückeschreiber, Neubürger, kurz: allerlei Aufsteiger.<sup>15</sup> Die „Neuendahlsche Chronik“ überliefert im Namen des Althergebrachten und Grundanständigen wenig schöne Namen für aufsteigende Gruppen,

---

<sup>12</sup> Nunmehr grundlegend zu Merkel: Jürgen Heeg, Garlieb Merkel als Kritiker der livländischen Ständegesellschaft. Zur politischen Publizistik der napoleonischen Zeit in den Ostseeprovinzen Rußlands. Frankfurt a.M. 1996 (Europäische Hochschulschriften. Reihe III, Nr. 718), passim.

<sup>13</sup> Ebenda, S. 158, dort zit. nach Garlieb Merkel, Erzählungen. Bd. 1, Berlin 1800, S. 129f.

<sup>14</sup> Ebenda, S. 131.

<sup>15</sup> Für diesen Zusammenhang vgl. Heeg, Merkel (wie Anm. 12), S. 111–160, sowie Baltische Länder (wie Anm. 11), S. 289ff.

die die alte Ordnung zu sprengen schienen. Bei Garlieb Merkel wird hingegen vollends deutlich, daß von einem Literaten, der sich aus eigener Machtvollkommenheit zur Adels- und Kirchenkritik berufen fühlt, mit voller Absicht sogar in die Tagespolitik eingegriffen wird. Merkel mischte sich zwischen 1797 und 1819 immer wieder in die livländische Diskussion um die Bauernbefreiung und Agrarreform, die die Ritterschaften intra muros führen wollten, von außen im Namen der „Publizität“ ein und erhob damit als selbsternannter Repräsentant einer anzustrebenden Staatsbürger-Gesellschaft Forderungen, die nicht ignoriert werden konnten.

Auch wenn nach dem Tod Katharinas II. 1796 unter ihrem Sohn Paul I. die Statthalterschaftsordnung zurückgenommen und die alte ständische Ordnung wieder eingeführt wird und in Stadt und Land auch mancher freudig zur Privilegierung der vorherrschenden Gruppen und Familien zurückkehrt, der sich zuvor mit Lust und Engagement an der Neuordnung der Verhältnisse in Stadt und Land beteiligt hatte:<sup>16</sup> Wir sollten als Historiker den Versuch machen, aus den Quellen noch deutlicher als bisher die dynamisierenden Faktoren in der livländischen Gesellschaft seit etwa 1770 – möglicherweise früher – genauer in den Blick zu nehmen und in diesem Kontext den belasteten Begriff der ständischen Gesellschaft, der in Deutschland immer so nah zur statischen Gesellschaft gesehen worden ist, deutlich relativieren, auch um Neues kennenzulernen. Es fehlt die präzise sozialgeschichtliche Untersuchung zur Gruppe der Akademiker in den Ostseeprovinzen schon im 18. Jahrhundert, für die sich um 1820 der Begriff „Literaten“ einbürgerte und die eben Teil der deutschen gebildeten und nicht der ständischen Gesellschaft waren.

Wir wissen auch noch zu wenig über das Leben der Angehörigen der Großen und Kleinen Gilden sowie der gehobenen Bediensteten auf dem flachen Lande, der Disponenten, d.h. Inspektoren, der Buschwächter, d.h. Revierförster, auf den Gütern zwischen 1770 und 1860.<sup>17</sup> Wer hat die Gebäude errichtet, die auf dem flachen Lande benötigt wurden, um mit Brennereien und veränderten Anbau- und Fleischerzeugungsmethoden Geld zu verdienen? Es sind dies ja die Jahrzehnte einer erheblichen deutschen Bevölkerungsvermehrung auch durch Einwanderung, bis es schließlich unter dem Einfluß der russischen Reichsregierung und des Reformers Hamilcar Baron Fölkersahm (1811–1856) gelang, die ständische Ordnung

<sup>16</sup> Die verschiedenen Rollen von Rigenser Honoratioren unter der Statthalterschaftsverfassung betont überzeugend Hans Graubner, Spätaufklärer im aufgeklärten Rigga: Hamann und Herder, in: Zeitschrift für Ostforschung 43 (1994), S. 517–533.

<sup>17</sup> Vgl. jedoch die entsprechenden Beiträge von Heinz von zur Mühlen und Arthur Hoheisel im soeben erschienenen Band: Sozialgeschichte der baltischen Deutschen, hrsg. v. Wilfried Schlau. Köln 1997, S. 63–108 bzw. 211–232.

in Livland, auch in Estland und Kurland, durch Reformen völlig zu revolutionieren. Mit der allmählichen Abschaffung der Fron- oder Arbeitspacht und dem Übergang zu Geldpacht und Bauernlandverkauf wird einem Agrarkapitalismus zum Durchbruch verholfen, unter dessen Dynamik sich die estnische und lettische Landbevölkerung rascher differenziert und dynamisiert als zuvor, auch wenn die Agrargesetze von 1856 in Estland, 1849/60 in Livland und 1863 in Kurland noch den Anschein deutscher ständischer und beständiger Vorherrschaft zu erwecken scheinen.

Alle deutschbaltischen Historiker sprechen zwar davon, daß sich die Zahl der Akademikerfamilien erheblich vermehrte, kaum einer aber hat sich wie Wilhelm Lenz oder Arthur Hoheisel in die Archive gesetzt und neues Material zutage gefördert, das konkrete Vorstellungen vermittelt.<sup>18</sup> Historisch-demographisch sind unsere Kenntnisse und Vorstellungen von den Deutschen oder gar der „deutschen Oberschicht“ für die Zeit zwischen 1760 und 1860 unzureichend. Wir haben zu häufig Äußerungen der Zeitgenossen um 1860 als Tatsachenfeststellungen genommen, wo es sich faktisch jedoch wohl in erster Linie um Abwehr und Apologie gehandelt haben mag. Dazu einige Andeutungen:

Zeitgenössische Kritiker wie Julius Eckardt (1836–1908) sprechen vom „Livländischen Stilleben“ um 1830,<sup>19</sup> in der Zeit des Biedermeier, und meinen damit den Verlust einer gewissen geistigen Dynamik, die durch wachsende Provinzialität im Zeitalter Nikolajs I. ersetzt worden sei, der stets die Macht der Privilegierten stützte und keine neuen Gruppen hochkommen ließ aus Angst, daß die europäische Revolution von 1830, erst recht die von 1848, im Russischen Reich und in den Ostseeprovinzen im besonderen Unheil anrichten könnten. Diese Äußerungen wurden vielfach wiederholt und zur Kennzeichnung einer ganzen Epoche der ostseeprovinzialen Geschichte verwendet. Auf der anderen Seite fällt jedoch auf, daß in der Zeit dieses „Stillebens“ mit der faktischen Degradierung der Bauern zu Landlosen die Gutswirtschaft ausgebaut, die Landwirtschaft im Geiste Albrecht Thaers dynamisiert, von der Dreifelderwirtschaft zur Fruchtwechselwirtschaft übergegangen wurde – wir wissen das alles recht genau seit den Untersuchungen von Juhan Kahk und seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Wir wissen auch, daß sich das Leben

<sup>18</sup> Vgl. den zusätzlich mit geringfügigen Änderungen wieder abgedruckten Beitrag von Wilhelm Lenz sen. über den Literatenstand aus dem Jahr 1953: Die Literaten, in: Ebenda, S. 139–184.

<sup>19</sup> Julius Eckardt, Livländisches Stilleben, in: Ders., Die baltischen Provinzen Rußlands. Politische und culturgeschichtliche Aufsätze. 2. Aufl., Leipzig 1869, S. 398–422.

im estnischen Dorf zur gleichen Zeit dynamisierte, daß sich die Landbevölkerung stark vermehrte und sozial immer stärker differenzierte. Warum scheinen die deutschen Quellen der Zeit so wenig von diesen dynamischen Prozessen auf dem flachen Land widerzuspiegeln, so daß auch die ältere deutsche Literatur in ihrer Quellenabhängigkeit hauptsächlich das „Stilleben“ auszumalen suchte? Haben sich denn die Historiker eine Adelsbrille aufgesetzt und diese Veränderungen einfach nicht wahrhaben wollen, oder geben die zumeist deutschen meinungsbildenden Quellen aus dieser Zeit den tatsächlichen Sachverhalt einfach nicht wieder? Hier muß für den Zeitraum bis zum Beginn der Regierungszeit Alexanders II. (1855–1881) eine Revision unserer „Maßstäbe und Urteile“ (Reinhard Wittram) praktisch wirksam werden.<sup>20</sup>

Zusammengefaßt kann als gesichert gelten, daß sich trotz der Beibehaltung der Frone und ihres Ausbaus zur Arbeitspacht im Glauben an das freie Spiel der Kräfte im Zeichen einseitiger Bevorzugung der ohnehin Mächtigen unter dem Motto „Land mein, Zeit Dein“ die Beziehungen zwischen Deutschen und Esten/Letten auf dem flachen Lande geändert haben müssen. Juhan Kahk entwickelt zusammen mit Haliki Uibu in seinem grundlegenden Beitrag über „Familienstruktur und Arbeitsorganisation“ dazu eine der ständischen Ordnung nachempfundene Konfiguration: So wie sich um den Gutsherrn der Pastor und der Hauslehrer sowie die zahlreichen Disponenten und bediensteten Deutschen drehten, so bewegte sich um den – estnischen oder lettischen – Gesindewirt die Schar seiner Söhne, der abhängigen Vettern und Cousinsen, der Badstübner, Lostreiber, Halbkörner, Mittellosen etc.<sup>21</sup>

Kann unter solchen Zuordnungen überhaupt noch mit ständischen oder gar mit ethnischen Kategorien über das Verhältnis der Deutschen zu den Esten und Letten geredet werden? Vom marxistisch-leninistischen Feudalbegriff herkommend, interpretiert Kahk die livländische Geschichte von den beiden genannten Zentren her: dem Bauern und dem Gutsbesitzer, „Peasant and Lord“ (1982). Beide sind unter lokalen Bedingungen gleichsam die Zentralsonnen. Der Gutsbesitzer hatte vor allem zum estnischen Gesindewirt eine Beziehung, weil dieser die Verteilung der „La-

<sup>20</sup> Vgl. Reinhard Wittram, Über Maßstäbe und Urteile in der Geschichtsschreibung Ostmitteleuropas, in: Ders., Das Nationale als europäisches Problem. Beiträge zur Geschichte des Nationalitätsprinzips vornehmlich im 19. Jahrhundert. Göttingen 1954, S. 51–75, bes. S. 55–60.

<sup>21</sup> Juhan Kahk, Haliki Uibu, Familiengeschichtliche Aspekte der Entwicklung des Bauernhofes und der Dorfgemeinde in Estland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: Familienstruktur und Arbeitsorganisation in ländlichen Gesellschaften, hrsg. v. Josef Ehmer u. Michael Mitterauer. Wien (u.a.) 1986, S. 31–101.

sten“ (Alexander Tobien) organisierte,<sup>22</sup> die Arbeit auf den Gutsfeldern gestaltete, vielleicht im Bezirksgericht saß und mit ihm prozessierte, die Fuhren mehr schlecht als recht bewerkstelligen ließ, die Pachtsummen aufzubringen hatte, kurz: der Hauptansprechpartner vor Ort war. Zum „Badstübner“ hingegen hatte der Herr vielleicht eine allgemeine Einstellung, aber kaum eine persönliche Beziehung, jedenfalls eine andere als zum Wirt. Wie nahm er den Wirt wahr – als Esten bzw. Letten? Als für ihn wichtigsten Vertreter der Landbevölkerung? Als Gegenüber, dem mit ständischer Fürsorge in patriarchalischer Verantwortung begegnet werden mußte?

Nachweisbar ist die Furcht vor einer bedrohlich anwachsenden Gefährdung für die öffentliche Ordnung, etwa im Zeichen der Sozialunruhen und der Konversionsbewegung der 1840er Jahre. Mir scheint, daß unsere Kategorien zur Klärung der differenzierten Beziehungen zwischen Deutschen und Esten/Letten für den Zeitraum von 1760 bis etwa 1860 nicht recht ausreichen. Das gilt für das flache Land wie auch für die Stadt. Die livländische Gesellschaft mit Riga als Hauptstadt ist gekennzeichnet durch eine Dynamisierung der internationalen Bank- und Wirtschaftsbeziehungen in den Zentren, wie sie Elisabeth Harder-Gersdorff, Vasilij Dorošenko und andere für das 18. Jahrhundert erforschten, und durch eine sich differenzierende ländliche Gesellschaft, die zunächst stark auf die Stadt bezogen ist und dort ihre Waren absetzt, dann aber zu Beginn des 19. Jahrhunderts der europäischen Kommerzialisierung der Landwirtschaft durch Ausbau der Gutswirtschaften Rechnung trägt und zunächst die Rohprodukte – Roggen, Gerste, Weizen, Flachs u.a. – absetzt. Schließlich aber gewinnt bekanntlich die Intensivierung von Ackerbau und Viehzucht im Sinne Albrecht Thaers an praktischer Bedeutung: der Ausbau der Schnapsbrennereien bereits im ausgehenden 18. Jahrhundert, die Ochsenmast, die Schaf- und Pferdezucht, schließlich der Übergang zum Feldbau und der allmähliche Ausbau der Infrastruktur und des Binnenmarktes.<sup>23</sup>

Die Beziehungen zwischen Deutschsprechenden auf der einen Seite sowie Estnisch- bzw. Lettischsprechenden auf der anderen Seite sind nicht ausreichend charakterisiert und auf den Begriff gebracht, wenn sie als „ständisch“ oder „ethnisch“ geprägt gekennzeichnet werden. In dieser Hinsicht ist in der baltischen Geschichtsschreibung auch im Zeichen

<sup>22</sup> Vgl. Alexander Tobien, *Die Agrargesetzgebung Livlands im 19. Jahrhundert*. Bd. 1, Berlin 1899, passim, bes. Kapitel 1.

<sup>23</sup> Vgl. Juhan Kahk, *Die Krise der feudalen Landwirtschaft in Estland. Das zweite Viertel des 19. Jahrhunderts*. Tallinn 1969, sowie ders., *Peasant and Lord in the Process of Transition from Feudalism to Capitalism in the Baltic*. Tallinn 1982.

eines aufgeklärten Marxismus ein Instrumentarium entwickelt worden, das wir nicht vergessen sollten. Wenn aus dem erbuntertänigen Bauern ein Geldpächter und Hofbesitzer, aus dem Erfüllungsgehilfen von „Gehorch“ und „Hilfsgehorch“ allmählich der Tagelöhner in einer ausgebauten Gutswirtschaft geworden sind, müssen sich auch die interethnischen Beziehungen geändert haben. Die Pauschalbegriffe „Este“ und „Lette“ bringen wenig. Auch wenn in den deutschen Quellen ständig von Esten und Letten oder gar von den „Nationalen“ die Rede ist und der Volksbegriff oder andere Sammelbezeichnungen zum Zuge kommen, die keine Differenzierung nahelegen, müssen wir als Historiker beim Versuch, Wirklichkeiten historisch zu rekonstruieren, neu ansetzen und bereits für das frühe 19. Jahrhundert von einer sozialen Dynamik ausgehen. Die statischen Erklärungsmuster bringen nichts mehr. Nur wenn wir die Wirtschaft und ihre Folgen für die Herren, die Gesindewirte und die Knechte besser begreifen, können wir auch über die Beziehungen zwischen Deutschen, Esten und Letten genauer urteilen. Es gilt, die Lebensverhältnisse zu erfassen, nicht immer nur die Selbstwahrnehmung der Deutschen und die gesetzlichen Rahmenbedingungen.

Gewiß: Das ständische Gerüst bleibt unter Nikolaj I. (1825–1855) weitgehend gewahrt. Aber unterschwellig ändern sich die Sozialverhältnisse tiefgreifend. Wir sollten versuchen, neue Quellen und Quellengruppen zu erschließen. Dazu einige Hinweise, die zum Teil schon früher geäußert wurden.

Es soll im Historischen Archiv in Tartu/Dorpat sowie in Riga Zehntausende von Gerichtsakten vor allem aus der Zeit nach dem Agrargesetz von 1816/19 geben, die die Arbeit in den neu entwickelten Bezirksgerichten Estlands und Livlands widerspiegeln. August Traat hat in seinem grundlegenden Buch über die Bezirksgerichte in Estland mit einigen von diesen Quellen gearbeitet.<sup>24</sup> Die Fülle des Materials ist jedoch noch kaum genutzt. Möglicherweise sind die Bestände noch nicht ausreichend erschlossen. Wenn das zutrifft, müßte dringend Abhilfe geschaffen werden. Das Wochenblatt „Inland“, erschienen zwischen 1836 und 1863, und andere Presseorgane sind bisher kaum systematisch ausgewertet worden. Schließlich muß zum Thema „Aufsteiger“, Hauslehrer etc. trotz mancher gelungenen Ausarbeitung noch mehr getan werden. Man hat den Eindruck, daß sie untereinander in eigenen Zirkeln verkehrten, so daß auch hier ein Stück „Ideologie“ aufgebrochen werden könnte, das sich in erster Linie an die studentischen Korporationen knüpft und ihnen die ent-

---

<sup>24</sup> Vgl. August Traat, *Vallakohus Eestis*. Tallinn 1980.

scheidende integrierende Rolle innerhalb der deutschen Oberschicht zumißt.<sup>25</sup>

Bisher wurde mit einigem Recht geschrieben, daß sich in den landmannschaftlich organisierten studentischen Korporationen Curonia (gegründet 1808 in Dorpat), Estonia (1821), Livonia (1822) und Fraternitas Rigensis (1823) im wesentlichen die mehr oder weniger gleichberechtigte deutsche gebildete Gesellschaft entwickelt habe, in denen sich aus Adligen und „Bürgerlichen“ die „deutsche Oberschicht der Ostseeprovinzen Rußlands“ gleichsam kampflos entwickelt habe. So friedlich war das möglicherweise nicht. Vielleicht haben sich die Korporationen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts institutionell und personell so stark entwickelt, weil die neu Hinzugekommenen, die akademisch Gebildeten, auch die zahlreichen jüngeren Söhne alteingesessener Pastoren, Lehrer und Juristen, sich einfach nicht mehr abweisen ließen und auf Integration drängten, die dann auch mit zunehmender Selbstverständlichkeit „gewährt“ wurde.

Es liegt nahe, daß erst der Druck, der von den gebildeten Bürgerlichen ausging, die Veränderung hin zur gebildeten deutschen Oberschicht zur Folge hatte, die neue Maßstäbe entwickelte in Richtung auf ein neues ethnisch-deutsches Bewußtsein unter dem Motto „Wer gebildet ist in den Ostseeprovinzen, muß deutsch sein“. Ein Beispiel: Sigismund Kroeger (1825–1905), von seiner Herkunft eher ein Niemand, schaffte durch seine Aufnahme in die Livonia im Jahr 1846 unter der Nr. 359 für sich und seine Nachkommen die Integration in die gebildete deutsche Gesellschaft in einer Generation. Wir haben in den Korporationsalben und in dem Buch von Wilhelm Lenz „Der baltische Literatenstand“ grundlegende Werke, die diese und ähnliche Vorgänge dokumentieren. Ob es sich in den Ostseeprovinzen allerdings um einen „Literatenstand“ handelte, wie Wilhelm Lenz seinen Beitrag von 1953 nennt, der sich neben dem Adel, d.h. neben der Ritterschaft mit einem eigenen ständischen Bewußtsein entwickelte, muß überprüft und darf füglich bezweifelt werden.

---

<sup>25</sup> Vgl. Bosse, Hofmeister (wie Anm. 8), sowie Heinz von zur Mühlen, *Deutsch-baltische Korporationen und die Studentenschaft der Universität Dorpat (1802–1939)*, in: *Die Universitäten Dorpat/Tartu, Riga und Wilna/Vilnius 1579–1979. Beiträge zu ihrer Geschichte und ihrer Wirkung im Grenzbereich zwischen West und Ost*, hrsg. v. Gert von Pistohlkors (u.a.). Köln/Wien 1987 (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte. 9), S. 151–161.

## III.

Mehr als 60 Jahre nach Hupel knüpfte der Dorpater Professor der Anatomie, Alexander von Hueck (1802–1842), in seiner „Darstellung“<sup>26</sup>, anonym erschienen nach seinem Tod 1845 in Leipzig, unmittelbar an Hupel an.<sup>27</sup> Aus den Versäumnissen von zwei Generationen zog er in der Frage des Verhältnisses von Deutschen zu Esten und Letten allerdings radikale Rückschlüsse. Hupel habe in bewunderungswürdiger Eindringlichkeit eine Zustandsbeschreibung der Lebensverhältnisse und damit auch der Beziehungen zwischen den Ethnien geliefert. Nunmehr gehe es allerdings darum, die Sozialbeziehungen radikal zu ändern, indem man die Fronpacht abschaffe. Die Öffentlichkeit in Deutschland müsse mobilisiert werden, um den guten Zweck um so eher zu erreichen. Die Agrarentwicklung in Preußen, Sachsen und Württemberg diene Hueck als Vorbild. Preußen, so meinte er etwas überraschend, gehöre in den 1840er Jahren zu „einem der glücklichsten Länder der Erde“. Alle übrigen aufgeklärten Länder – und dazu gehörte nach seiner Auffassung selbstverständlich auch das Russische Reich mit seinen Ostseeprovinzen – bemühten sich, dem preußischen Beispiel zu folgen. Hueck argumentiert ganz im Sinne der rationellen Landwirtschaft, wie Albrecht Thaer (1752–1828), der aus Celle stammende Begründer der modernen Agrarwirtschaft in Deutschland, sie gefordert hatte. Die gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse würden durch die Abschaffung der Frone auf eine ganz neue Stufe gestellt, wenn wie in Preußen – modern gesprochen – eine Flurbereinigung stattfinde und die Ritter- und Bauerngüter arrondiert würden. Ethnische Fragestellungen im engeren Sinne spielen bei Hueck kaum eine Rolle; vielmehr erwartet er ein Verlöschen aller Spannungen zwischen Bauern und Herren vom agrarökonomischen Umdenken und vom anzustrebenden Bauernlandverkauf. Er argumentiert kapitalistisch, nicht ethnisch. Er könne allerdings nichts dabei finden, wenn der Gutsbesitzer als der alleinige Inhaber des gesamten Grund und Bodens zum Verkauf „bestimmt“ würde.

Ähnlich scharf wie Merkel äußert sich Hueck über seine Standesgenossen. Die der Willkür ausgesetzten „Sklaven“ hätten bislang Landwirt-

<sup>26</sup> [Alexander von Hueck,] *Darstellung der landwirthschaftlichen Verhältnisse in Esth-, Liv- und Curland*. Leipzig 1845.

<sup>27</sup> Über Huecks „Darstellung“ vgl. Gert von Pistohlkors, *Geschichtsschreibung und Politik: Die Agrar- und Verfassungsproblematik in der deutschbaltischen Historiographie und Publizistik 1800–1918*, in: *Geschichte der deutschbaltischen Geschichtsschreibung*, hrsg. v. Georg von Rauch. Köln/Wien 1986 (Ostmitteleuropa in Vergangenheit und Gegenwart. 20), S. 273–335, bes. S. 279–284.

schaft nur nach Maßgabe ihrer Kenntnisse betreiben können. Im übrigen habe nicht der geringste Anreiz zu Mehrarbeit bestanden, im Gegenteil: Der Fronbauer habe wegen ständiger Ausbeutung durch den Gutsbesitzer seinen eigenen Pachthof vernachlässigen müssen. Es fehle an planmäßigen Methoden, ja es bestehe allenthalben eine „unüberwindliche Scheu vor jeder soliden Einrichtung“.<sup>28</sup> Um 1800 sei es zu einer willkürlichen Anhebung der Fronleistungen um etwa 18% gekommen, was bereits Hupel durch Vergleichszahlen im Prinzip nachgewiesen habe. Von den Herren sei eine historische Schuld abzuarbeiten, die seit den Zeiten Balthasar Rüssows (ca. 1525–1600) bestehe.

Eigenartigerweise argumentiert Hueck zwar ökonomisch, auch im Sinn der Theorien von Adam Smith, sozial will er aber durch diese ökonomischen Veränderungen vor allem patriarchalische Zustände wiederbelebt sehen. Es müßte genauer geprüft werden, was er unter „patriarchalisch“ verstanden wissen will. Vor der Bauernbefreiung von 1816/19 seien der estnische und lettische Bauer besser situiert gewesen als nachher: „Das von den Bauern oft mißverstandene todte Gesetz, das so viele Deutungen und Umgehungen zuließ“, sei an die Stelle des alten Herkommens getreten. Offenbar wird hier bemängelt, daß die Befreiungsgesetze – die Bauernverordnungen von 1803 bis 1819 – mit rechtlichen Mitteln die Lage der Landbevölkerung faktisch verschlechtert hätten. Im übrigen zeigt seine Argumentation eine gewisse Nähe zu Hamilcar Baron Fölkersahm (1811–1856), der sich ebenfalls über den Weg der ökonomischen Reform die positive Veränderung in den interethnischen Beziehungen schlechthin versprach. An die Notwendigkeit, estnische und lettische Landbewohner auch an politischen Rechten über den engen Rahmen des Befreiungsgesetzes von 1816/19 hinaus partizipieren zu lassen, dachten beide kaum. Das wäre zunächst angesichts der starren Herrschaft unter dem Regime des Kaisers Nikolaj I. auch vermessen gewesen. Aber nach Huecks Auffassung mußten vor allem die deutschen Standesgenossen in ihrem Verhältnis zu den estnischen und lettischen Landbewohnern über den Weg des ökonomischen Umdenkens in Bewegung gebracht werden. Nicht ohne Humor sucht Hueck zunächst den Leseifer seiner Standesgenossen anzuregen. Er will agrarkundliche Blätter unter Zeitschriften wie „le Salon“, „Der Humorist“, „Wiener Theaterzeitung“ mischen.<sup>29</sup> Alle Leser sollen ökonomisch aufgeklärt werden und lernen, daß der wahre Prüf-

<sup>28</sup> Vgl. Hueck, Darstellung (wie Anm. 26), bes. S. 104–114; Zitat S. 105.

<sup>29</sup> Vgl. Carl Fedinand von Hueck, Das Gut Munnalas in Ehstland und meine Bewirtschaftung desselben in den Jahren 1838 bis 1845. Reval 1845, S. 179–188, bes. S. 184 f.

stein für gutes Wirtschaften der Reinertrag sei, ganz wie Albrecht Thaeer es gelehrt habe.

Gewiß: Von keinem der genannten Autoren zwischen 1780 und 1840 wird die spätabolutistische staatliche Ordnung, die sich aus der uneingeschränkten Selbstherrschaft und den von ihr garantierten ständischen Vorrechten in Stadt und Land herleitet, prinzipiell verurteilt. Sie wollten aber mit Hilfe von „Publizität“ und dem Druck, der von ihr ausgehen sollte, unbedingt die Basis für die Sozialbeziehungen auf dem Lande gründlich ändern. Hupel hält eine unterständische Figur – einen Holzfäller – einer Miszelle für wert. Ihm gegenüber steht der überdimensionierte deutsche Machthaber, der seinen Herrschaftsanspruch jedenfalls in den Augen des Betroffenen zu überziehen scheint. Für Hueck schließlich ist die ständische Vorherrschaft der Ritterschaft nicht mehr ein Wert an sich. Ihre Rolle in den Ostseeprovinzen sieht er vielmehr in Abhängigkeit von ihrer Fähigkeit, ein menschliches Patriarchat zu verwalten. Er mißt die Ritterschaften an ihrer Funktionstüchtigkeit, ihrer Fähigkeit, die Agrarökonomie zu verbessern. Die „unbiegsame Grenze der Frone“, so Alexander von Hueck, stehe zwischen dem Gutsherrn und der Landbevölkerung.<sup>30</sup>

Im aufgeklärten Schrifttum der Ostseeprovinzen wird die Verbesserung der interethnischen Beziehungen in erster Linie von der Einsichtsfähigkeit der Deutschen abhängig gesehen. In dieser Kritik an den alten Sozialmächten, den Ritterschaften und den Kirchen, liegt ein bürgerliches Element, das von Literaten, aber nicht nur von ihnen ausgeht. Hupel, Merkel und auch Alexander von Hueck wollten Einsichten vermitteln und Änderungen durch Reformen herbeiführen und verlagerten deshalb ihre Argumentation von der ständischen Fürsorge hin auf moralische Appelle. Um der Reformen willen behauptet Merkel in deutlicher Überhöhung, daß Ritterschaft und Kirche die Letten als Volk unterdrückt hätten.

#### IV.

Im Zuge politischer Konfrontationen und verallgemeinerter Gegenüberstellungen kommt es erst unter dem Eindruck der sogenannten Russifizierungspolitik St. Petersburgs zu ethnischen Konfrontationen und schließlich zu nationalen Überhöhungen dieses Kampfes. Die ständische Ordnung ist um 1880 tot.<sup>31</sup> Es geht nicht mehr wie noch bei Carl Schirren (1826–

<sup>30</sup> Vgl. Hueck (wie Anm. 26). Ohne nähere Quellenangabe zit. nach Kahk, *Krise* (wie Anm. 23), S. 178f.

<sup>31</sup> Vgl. für den Zusammenhang meine Darstellung, in: *Baltische Länder* (wie Anm. 11), bes. S. 382–416.

1910) um die Erhaltung der Privilegien um des Rechtes willen. Vielmehr wird behauptet, daß die Existenz aller Landesbewohner angesichts der Entschlossenheit des Reiches, alle „in die eine russische Familie“ aufzunehmen, verteidigt werden müsse. Nach der Auffassung des Journalisten Max von Oettingen (1843–1900), der sich 1887 in einer Artikelfolge der von ihm mit herausgegebenen „Russisch-baltischen Blätter“, verlegt bei Duncker und Humblot in Leipzig, äußert, sollte die Dreieinigkeit des Grafen Uvarov (1785–1855), „Autokratie, Rechtgläubigkeit und russisches Volkstum“, nunmehr auf die Ostseeprovinzen ausgedehnt werden, wobei das Hauptangriffsziel des Oberprokureurs der Russisch-Orthodoxen Kirche, Konstantin P. Pobedonoscev (1827–1917), und seiner Gesinnungsgenossen die Deutschen in den Ostseeprovinzen, nicht in erster Linie die Esten und Letten seien.<sup>32</sup> Früher hätten die „Moskowiter“ Leute wie Krišjānis Valdemārs (1825–1891) und andere Intellektuelle noch gegen die Deutschen ausspielen wollen. Auf dieses alte Zugmittel könne nunmehr aber verzichtet werden. Der in Riga erscheinende „Rižskij Vestnik“ mache sich vielmehr über eine selbständige lettische Kultur lustig. Lettisch würde dort nicht mehr als Sprache, sondern als Mundart – „narečie“ – angesehen. Der russische Kaftan solle zur Zwangsjacke werden, die Schule sei der Kampfplatz. Der Kampf um eine estnische Gymnasialschule, die „Alexanderschule“, scheitere nicht an einem deutschen Veto, sondern an der Konkurrenz der russischen Ministerschulen und an der Forderung nach russischem Einheitsunterricht. Oettingen unterstellt, daß mit dem Scheitern der Alexanderschulbewegung als „nationaler Bildungseinrichtung“ das Jungestentum auch auf kirchlichem Gebiet entscheidende Verluste würde hinnehmen müssen. So wie die russischen Minister das Estnische/Lettische nur noch in der Kinderstube oder hinter dem Pflug hinnehmen würden, würde jeder Abfall vom Luthertum, d.h. vom „lettischen Glauben“, von den „Slawomanen“ als Sieg empfunden und angestrebt werden.

Der Autor erwartet allerdings, daß sich die Führer der nationalen Bewegungen von den Vertretern einer neuen slavischen Mission nicht würden ins Schleptau nehmen lassen. Krišjānis Kalniņš (1847–1885) und Carl Robert Jakobson (1841–1882) werden interessanterweise als Beispiele dafür angeführt, daß sich die Esten und Letten nicht in russische Zielsetzungen einspannen lassen würden. Hier ist die Argumentation ganz „ethnisch“ – deutsch, estnisch, lettisch, russisch. Weil der Bewahrung der

<sup>32</sup> Vgl. [Max von Oettingen,] Lettisch-estnische Wandlungen, in: Russisch-baltische Blätter. Beiträge zur Kenntniß Rußlands und seiner Grenzmarken, hrsg. v. dems. 3. Heft, Leipzig 1887, S. 115–140. Über Max von Oettingen vgl. Lexikon (wie Anm. 9), S. 559.

eigenen Identität ein fremder – russischer – Assimilationsanspruch gegenübergestellt wird, sollte man als Historiker in solchen Kontexten nicht von „nationalen Argumentationen“ sprechen, wenn man diese Auseinandersetzungen begrifflich zusammenfaßt. Hier geht es aus der Sicht des deutschbaltischen Publizisten nicht um den Ausbau nationaler Ansprüche, sondern um die Furcht vor Verschmelzung mit einem mächtigeren Integrationswillen. In den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts wurden solche Bestrebungen „Umvolkung“ genannt und positiv besetzt, wenn es um Eindeutschung ging. Hier liegt hingegen der Nachdruck der Argumentation auf der Stärkung eines deutschen ethnisch-kulturellen Behauptungswillens, um in Kärnerarbeit der Abwehr ungerechtfertigten Ansprüchen aus Rußland argumentativ begegnen zu können.

Der Autor Max von Oettingen kommt im Hinblick auf die Esten und Letten schließlich zum Ergebnis, daß sie „mehrheitlich“ zum Hundertmillionenheer der Protestanten gehören wollten, zu den Deutschen, Holländern, Dänen, Schweden, Engländern. Es bleibe auch die Hoffnung, daß sie – die Esten und Letten als Ethnien – anerkennen könnten, daß die Deutschen in den Ostseeprovinzen ein wichtiges Bindeglied zur deutschen Kultur seien. „Es ist daher nur zu verständlich, daß solange diese Dunkelmänner das Heft in Händen halten, ihr ceterum censeo auf die Vernichtung des baltischen Deutschthums (Ersterwähnung dieses Terminus 1887; G. v. P.) hinausläuft, denn dieses bildet das Bindeglied zwischen der verhaßten westlichen Cultur und der protestantischen Welt einerseits und den Letten und Esten andererseits. Ist erst das Bindeglied vernichtet, so können die vom großen geistigen Völkerbunde losgelösten Bruchtheile widerstandslos in jenen sarmatischen Topf eingestampft werden, in welchem aus ‚Orthodoxie‘, Nihilismus, Tschinownikthum, Papierrubeln, Branntwein und Dynamit die große ‚russische Idee‘ gebraut wird, mit welcher dermaleinst der ‚faule Westen‘, gegenwärtig aber schon das baltische Land beglückt werden soll.“<sup>33</sup>

Hier wird m.E. der Übergang von einer ethnischen zu einer nationalen Argumentation sichtbar, die einebnend genannt werden kann. Ängste und Wirklichkeiten werden faktisch gleichgesetzt. Dies ist ein früher Beleg für die Vorposten-Ideologie, für den Kulturkampf als Sprachenkampf an der lateinisch-slavischen Grenze. Es geht argumentativ um Deutsche, Esten und Letten, nicht mehr um die führende Schicht und unterdrückte Landbewohner. Der Hoffnung wird Ausdruck gegeben, daß Esten und Letten als Ethnien sich unter Druck eines Besseren besinnen und unter den obwaltenden Umständen im Zeitalter russischer Zentralisierungs-

<sup>33</sup> Oettingen, Wandlungen (wie Anm. 32), S. 133.

und Verschmelzungspolitik auf einen Kulturkampf von unten gegen die deutsche Vorherrschaft im Innern verzichten könnten.

„Lettisch-estnische Wandlungen“ heißt Oettingens Beitrag und drückt damit die Hoffnung auf allmählichen Abbau der ethnischen Konfrontation zwischen den deutschen und lettischen Gazetten Rigas aus, an der Oettingen als langjähriger Mitbesitzer der „Zeitung für Stadt und Land“ selbst wohl kräftig beteiligt war. Das Motto könnte für ihn wie folgt geheißen haben: „Ein Livländischer Landmarschall Baron Meyendorff als Kurator des baltischen Schulwesens ist allemal besser als ein russischer Unterrichtsminister Kapustin.“ Oettingen räumt ein, daß sich die Führer der älteren nationalen Bewegungen nicht auf diese Alternative einlassen wollten. Er deutet aber im ganzen Aufsatz an, daß die ältere nationale Bewegung mit ihrer Konfrontationspolitik gegenüber der deutschen Vorherrschaft unter ethnischem Vorzeichen angesichts der russischen Verschmelzungspolitik vor dem Ruin stünde. In der Tat wird in den 1890er Jahren die lettische nationale Bewegung durch die Jauna strāva – die neue Strömung unter sozialistischem Vorzeichen – überholt.<sup>34</sup>

Wiederum 20 Jahre später trennen sich ethnische und liberale Zielsetzungen in einem überwiegenden Teil der deutschbaltischen Argumentationen vollkommen. Paul Schieman (1876–1944), immerhin seit 1907 politischer Redakteur der „Rigaschen Rundschau“, war mit seinem ausgleichenden Kurs gewiß in einer Minderheitenposition. Nunmehr sind die Letten der Hauptfeind in dem anonym erschienenen zweibändigen Werk „Die Lettische Revolution“. Dessen Authentizität wird beglaubigt durch ein Geleitwort vom Berliner Professor für osteuropäische Geschichte, Theodor Schieman (1844–1922), gedruckt in 2. Auflage 1908 bei Georg Reimer in Berlin, einem Verlag, der Theodor Schieman seit Jahren nahestand. Der Auftragsarbeit des Landratskollegiums der Livländischen Ritterschaft entledigte sich der Notar der Ritterschaft, Dr. Astaf von Transehe (1865–1946), in einer umfangreichen Darstellung. Im Mittelpunkt stehen pauschale Urteile über lettische kriminelle Neigungen unter Benutzung einer selbst erstellten Kriminalstatistik.<sup>35</sup> In pointierten Wendungen wird ein nationales Abgrenzungsprogramm der Deutschbalten

<sup>34</sup> Grundlegend zur Geschichte der Esten und Letten im genannten Zeitraum: Toivo U. Raun, *Estonia and the Estonians*. Stanford 1987; 2. Aufl. 1991 (*Studies of the Nationalities in the USSR*), sowie Andrejs Plakans, *The Latvians. A Short History*. Stanford 1995 (*Studies of Nationalities*).

<sup>35</sup> Vgl. [Astaf von Transehe,] *Die Lettische Revolution*. Mit einem Geleitwort von Prof. Dr. Theodor Schieman. 2 Bde., Berlin 1906/07; 2. Aufl. 1908, bes. Anhang: *Revolutionsstatistik*, Bd. 2, S. 334–397. Über Transehe vgl. *Lexikon* (wie Anm. 9), S. 809.

gegenüber den Letten und gegenüber dem russischen Staatsnationalismus herausgearbeitet.

Es handelt sich um ein krasses nationalistisches Konfrontationsschrifttum. Die lettischen Vereine, besonders der „Rigasche Lettische Verein“ von 1868, seien namentlich in deutschen Literatenkreisen Rigas in ihrer antideutschen Haltung verharmlost worden. Diese Rigenser hätten sich aus reinem Opportunismus und Dummheit von den Letten düpieren lassen und von der Gruppe um den Dichter Jānis Rainis und die Zeitung „Dienas Lapa“ in eine Konfrontation gegen die ältere lettische nationale Bewegung einspannen lassen. Auch ein lettischer Nationalist wie Fricis Veinbergs (1844–1924) habe auf die Verdrängung der Deutschen aus der städtischen Verwaltung hingearbeitet. Aber alle lettischen Vereine, ob nationalistische oder sozialistische, seien „atheistisch-sozialistisch“ gewesen. Allen lettischen Agitatoren vor und in der Krise von 1905 sei es höchst willkommen gewesen, daß die „Herrenklasse“ einer fremden Nation angehöre. Alle Gruppen seien der panslavistischen Suggestion und der nationalistischen Autosuggestion erlegen. Für alle habe der Klassenkampf, die Erlangung wirtschaftlicher und sozialer Vorteile, im Vordergrund gestanden. Dabei sei es an der Tagesordnung gewesen, daß sich alle Gruppen und Vereine verwerflicher Mittel bedienten. „Unverhohlen“ hätten sich die lettischen nationalen Hetzer sowie die seit dem Berliner Kongreß gedemütigte Slavophilen-Partei in Rußland in die Hände gearbeitet. Ziel sei es gewesen, die Deutschen in den baltischen Provinzen aus ihren Positionen zu verdrängen. Mit solchen Aktionen hätten sich die lettischen Politiker selbst gewaltig überschätzt. Sie hätten vorgegeben, daß das lettische Volk nunmehr in Erscheinung trete, „zwar ohne Geschichte, aber in vollster politischer Reife“, wie Transehe drastisch formulierte.<sup>36</sup>

In der „Kreuzzeitung“ nahm der Mittwoch-Kolumnist Theodor Schiemann den Ton radikaler nationaler Verurteilung auf und behauptete, daß für den Ausbruch der revolutionären Krise der „Haß der lettischen So-

<sup>36</sup> Vgl. Transehe, *Revolution* (wie Anm. 35), S. 60ff. Für den Zusammenhang Gert von Pistohlkors, *Das Urteil Alexander Wäbers über das Scheitern der lettischen nationalen Bewegung und die Ursachen der lettischen Revolution von 1905/06*, in: *Das Vergangene und die Geschichte. Festschrift für Reinhard Wittram zum 70. Geburtstag*, hrsg. v. Rudolf von Thadden (u.a.), Göttingen 1973, S. 232–271, bes. S. 254–257; sowie ders., *Zielkonflikte deutschbaltischer Politik nach der revolutionären Krise von 1905. Zur Beurteilung der „Anleiheaktion“ der Livländischen Ritterschaft und der Stadt Riga in Berlin in den Jahren 1906/07*, in: *Die baltischen Provinzen Rußlands zwischen den Revolutionen von 1905 und 1917*, hrsg. v. Andrew Ezergailis u. Gert von Pistohlkors. Köln/Wien 1982 (*Quellen und Studien zur baltischen Geschichte*. 4), S. 125–153.

zialrevolutionäre gegen die Deutschen“ maßgeblich gewesen sei.<sup>37</sup> Tatsächlich wird in beiden Bänden aus der Feder Transehes behauptet, daß die Letten alles Deutsche hassen würden. Nahtlos fügt sich seine Argumentation in diejenige der nationalistischen deutschen Rechtspresse ein. Auf allen Seiten wird ausschließlich national argumentiert. Ihr analytischer Gehalt ist verschwindend gering, ihre agitatorische Wirkung hingegen nicht zu überschätzen, wie an der deutschen Kriegszielliteratur nach 1914 abgelesen werden kann.<sup>38</sup>

Wann aus der Sicht der Deutschbalten gegenüber Esten und Letten ständisch, ethnisch oder national argumentiert wurde, muß für jeden Einzelfall geklärt werden. Nationale Argumentationen aus der Sicht der Deutschbalten sind erst möglich, als die Gefahr der Verdrängung der kleinen Zahl durch übermächtige Russen oder „gewalttätiger“ werdende Esten und Letten ernsthaft ins Spiel gebracht wird. Die Angst vor Russifizierung und Revolution verdrängt ständische und ethnische Selbstdarstellungen und Selbsteinschätzungen und führt zu einer Deutschtums-Orientierung in Anlehnung ans Deutsche Kaiserreich. Erst nach der revolutionären Krise von 1905/06 kann von nationalen Argumentationen aus deutschbaltischer Feder gesprochen werden. Nunmehr wird im Falle einer Abdankung des Zaren an einen Loyalitätswechsel zugunsten des Deutschen Kaisers und preußischen Königs gedacht, wie wir aus Verlautbarungen führender Repräsentanten der Ritterschaften wissen. 1918 werden sogar nationale Siedlungsprogramme im großen Stil ins Auge gefaßt.<sup>39</sup>

---

<sup>37</sup> Vgl. Kreuzzeitung vom 29. Januar 1905 und die Darstellung von Peter Krupnikov, Lettland und die Letten im Spiegel deutscher und deutschbaltischer Publizistik 1895–1950. Hannover-Döhren 1989 (Beiträge zur baltischen Geschichte. 12), bes. S. 105–144. Vgl. auch Klaus Meyer, Theodor Schiemann als politischer Publizist. Frankfurt a.M./Hamburg 1956 (Nord- und osteuropäische Geschichtsstudien. 1), passim.

<sup>38</sup> Vgl. Wilhelm Lenz, Baltische Propaganda im Ersten Weltkrieg. Die Broschürenliteratur über die Ostseeprovinzen Rußlands, in: Die baltischen Provinzen (wie Anm. 36), S. 187–204.

<sup>39</sup> Zur Deutschtumsorientierung vgl. mein Kapitel „Heimatbewußtsein und Deutschlandorientierung (1906–1914)“, in: Baltische Länder (wie Anm. 11), S. 435–450.



## REZENSIONEN

**Paul Kaegbein, Wilhelm Lenz, Fünfzig Jahre baltische Geschichtsforschung 1947–1996. Die Baltische Historische Kommission und die Baltischen Historikertreffen in Göttingen. Veröffentlichungen, Vorträge, Mitglieder. Köln: Mare Balticum 1997, 197 S.**

Um es gleich vorweg festzustellen: Dank der immensen Arbeitsleistung aller Beteiligten liegt – termingerecht zum Jubiläum – ein umfassender Überblick über die letzten 50 Jahre der Arbeit der Baltischen Historischen Kommission (BHK) vor, der in seiner Übersichtlichkeit und Vollständigkeit nur zu empfehlen ist. Angesichts der Fülle dessen, was an Vorträgen, Aufsätzen, Publikationen u.v.m. in das Büchlein eingeflossen ist, kann man die BHK zu ihrer nun schon fünf Dezennien währenden Tätigkeit beglückwünschen.

Auf dem Umschlag des seinerzeit – 1987 bzw. als unveränderter Nachdruck 1992 – veröffentlichten Überblicks wurde dem unkundigeren Leser und Interessenten anhand des Untertitels noch klar, daß im Mittelpunkt eine wissenschaftliche Vereinigung, ihre Tagungen und Mitglieder standen; dieser Untertitel entfiel 1997, und so sei auch die Frage gestattet, ob mit dem Überblick das gesamte Feld baltischer Geschichtsforschung in Deutschland dokumentiert werden sollte?! Darüber hinaus erwecken die stilisierten Grenzumrisse der drei baltischen Staaten die Vorstellung, Geschichtsforschung zu Estland, Lettland *und* Litauen sei der Inhalt des Buches,<sup>1</sup> doch bedauerlicherweise – und dies wird auch vom Vorsitzenden der BHK in seinen einführenden Bemerkungen (z.B. S. 12) eingeräumt – lassen sich litauische Themen aus den vergangenen 50 Jahren fast an einer Hand abzählen. Verwunderlich ist dies nicht, begriff sich die BHK doch seit ihrer Gründung als *deutschbaltisch* geprägte Historiker-Kommission, die sich erst allmählich „zu einer interdisziplinären und international orientierten Kommission für baltische Regionalforschung, in den neunziger Jahren auch unter Einfluß Litauens“ (S. 11) entwickelt(e).

Ungeachtet dieser beiden Kritikpunkte liegt ein unverzichtbares Kompendium zur historischen Baltikumforschung vor, das eingeleitet wird vom schon fast zwei Jahrzehnte amtierenden BHK-Vorsitzenden Gert v. Pistohlkors. In seinem kritischen und bisweilen selbstkritischen Rück-

---

<sup>1</sup> Auf dem Nachdruck von 1992 sind nur Estlands und Lettlands heutige Grenzen umrissen.

blick läßt er Revue passieren, was die Kommission und ihre Mitglieder in den vergangenen 50 Jahren erreicht haben – vom kleinräumigen Gelehrtenzirkel bis zur international agierenden Vereinigung. Trotz dieser Erfolge kommt Pistohlkors zu einem eher nüchtern-pessimistischen Schluß: „Im Prinzip müßte jedoch mehr geschehen.“ (S. 14) Gefordert sind seiner Ansicht nach v.a. die deutschen Universitäten, die sich der Baltikumforschung – gerade nach dem Umbruch von 1989/91 und den sich daraus ergebenden Möglichkeiten und Chancen – nur zögernd, wenn überhaupt annehmen. Sein in die Zukunft der BHK und der historischen Baltikumforschung gerichteter Appell ist uneingeschränkt zu unterstützen: Ohne die Förderung junger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler durch Vermittlung, Unterstützung und Beratung sind die weiteren Aufgaben der Kommission wohl auf Dauer nicht mehr wahrzunehmen.

Den programmatischen Ausführungen des BHK-Vorsitzenden folgen – mit geringfügigen Umstellungen im Vergleich zu den Ausgaben von 1987 bzw. 1992 – die Veröffentlichungen der BHK, das Schrifttum über die BHK sowie die Tagungsprogramme von 1947 bis 1996. In gewohnt übersichtlicher Form kann man sich schnell und klar eine Vorstellung von den einzelnen Themenfeldern machen. Besonders hervorzuheben ist, daß Einzelvorträge, sofern sie im Anschluß an Tagungen veröffentlicht wurden, bibliographisch dokumentiert sind.

Im zweiten Hauptteil erfolgt die Auflistung der Kommissionsmitglieder, deren Kurzbiographien zumeist mit weiterführenden Angaben (biographische Nachweise, Bibliographie, Veröffentlichungen) versehen sind. Daß nicht alle Publikationen einzelner Wissenschaftler in den kleinen Band aufgenommen werden konnten, ist verständlich. Um so mehr ist den Autoren Paul Kaegbein und Wilhelm Lenz zu danken, die Querverweise zur „Baltischen Bibliographie“ in das Mitgliederverzeichnis aufnahmen. Letztere erscheint seit 1995 in erweiterter, datenbankgestützter Form; hier wird deutlich, wie konstruktiv und informationsfördernd der Einsatz von neuen technischen Möglichkeiten sein kann. Daß bei den korrespondierenden Mitgliedern nur der Name, das Jahr der Berufung in die Kommission und das evtl. Sterbedatum angeführt werden, ist betrüblich und sollte in der Ausgabe zum 55. Jahrestag der BHK unbedingt erweitert werden.

Den positiven Gesamteindruck der Publikation kann auch nicht stören, daß bisweilen Anmerkungen im Fußnotenapparat schwer zu finden sind (S. 33 f. oder 48 f.) oder Publikationen in den Anmerkungen bzw. im Mitgliederverzeichnis erwähnt werden, die sich noch im Druck befinden. Hätte man diese Praxis konsequent verfolgt, wäre der Umfang wohl beträchtlich erweitert worden. Einen Gesamtüberblick zur historischen

Baltikumforschung in Deutschland bietet das Buch nicht; wer heute aber wissen will, wie aktiv die Forschungstätigkeit der BHK war und ist, wird dieses Buch nicht vernachlässigen können.

Konrad Maier, Lüneburg

**Handbuch Baltikum-Kontakte: Institutionen, Projekte, Initiativen zu und in Estland, Lettland, Litauen, hrsg. in Zusammenarbeit mit dem Informationszentrum Baltische Staaten e.V., Redaktion v. Peter Fischer. Osnabrück: fibre 1997, 80 S.**

Einen zusammenfassenden Überblick zu den Beziehungen zwischen deutschen Institutionen auf der einen und baltischen, d.h. estnischen, lettischen und litauischen Einrichtungen auf der anderen Seite vorzulegen, stellt sich das vorliegende Handbuch Baltikum-Kontakte zur Aufgabe.

Der fibre-Verlag setzt mit dieser Publikation seine Reihe der Handbücher über die Beziehungen zu Ländern Osteuropas fort. Nach dem Handbuch Osteuropa-Kontakte (Bd. 1: Osteuropa-Kontaktanschriften in Deutschland. Osnabrück/Münster 1993; Bd. 2: Deutsche Kontaktanschriften in Osteuropa. Osnabrück/Münster 1994) erschien bereits 1996 das Handbuch Polen-Kontakte in dieser Reihe.

Der vorzustellende, aktuellste Band ist 80 Seiten dünn und enthält ca. 230 Kontaktanschriften. Abgerundet wird der Band durch ein estnisch/lettisch/litauisch-deutsches Ortsnamensverzeichnis, ein Verzeichnis ausgewählter Literatur sowie ein Register der Institutionen, Firmen und Periodika. Der Preis des Buches, DM 32,00, Subskription DM 26,00, erscheint hoch gegriffen, betrachtet man die den Vorstellungen einzelner Institute angefügten Werbeblöcke. So befinden sich allein im zwölf Seiten umfassenden Kapitel „Wirtschaft“ fünf Inserate (S. 18 u. 20ff.), wovon zwei sogar ganzseitig gesetzt sind (S. 20 u. 22).

Entsprechend der bereits oben aufgeführten Titel sind in dem vorliegenden Band Handbuch Baltikum-Kontakte Angaben zu Institutionen verschiedenster Bereiche (Wirtschaft, Kultur und Wissenschaft), desgleichen Projekte, Initiativen, Vereine, Medien und Periodika zu finden.

Der Wert des Verzeichnens von Kontaktanschriften sowie der Kurzvorstellung von Tätigkeitsschwerpunkten der gesammelten Institutionen hängt von der Aktualität, aber darüber hinaus in großem Maße von der Vollständigkeit der Anschriften bzw. der Eintragungen ab.

Schon in der Entstehungsphase stellte letzteres Kriterium eine große Hürde dar. Doch konnte in Zusammenarbeit mit dem Bremer Informationszentrum Baltische Staaten e.V. (Kontaktperson: Albert Caspari, S. 25) dieses Problem angegangen werden. So verfügte der Verein, kurz INFO-BALT, schon vor der Erstellung des Handbuches über mehr als 1000 Adressen von Personen, welche mit Projekten zwischen den Ländern des Baltikums und Deutschland in Verbindung stehen. Mit Hilfe eines Fragebogens wurden nämliche Kontaktpersonen zu ihrer Tätigkeit bzw. zu ihrem institutionellen Hintergrund interviewt. Der Eintrag zu einer Einrichtung oder Einzelperson sieht folgende Gliederungspunkte vor: Anschrift, Kontaktperson (Kt), Gründungsjahr (Gj), Rechtsform (Rf), Tätigkeit, Projekte, Vertreter bzw. Partner und Publikationen.

Die Vorteile dieser Art der Informationsheranziehung liegen aus der Perspektive der Herausgeber aufgrund des einfachen und damit zeitsparenden Verfahrens klar auf der Hand. Aber auch die Nachteile können sich im Resultat möglicherweise widerspiegeln. So liegt es im Ermessen des jeweiligen Adressaten, auf welche Weise resp. auf welche Fragepunkte des Bogens er reagiert. Eine einheitlich gegliederte Wiedergabe der gesammelten Einzelaussagen läßt sich folglich kaum erstellen. Bedauerlicherweise zeigt sich dieses unvermeidliche, selbst im Vorwort eingeräumte Manko im Handbuch Baltikum-Kontakte: Von den über 200 aufgeführten Kontakten enthält tatsächlich schätzungsweise ein Drittel keine näheren Angaben zu Tätigkeit und zu Projekten der vorgestellten Institutionen.

Daß sich aus den unterschiedlich beantworteten Fragebogen ein ungleiches Bild der Kurzvorstellungen ergibt, wurde bereits betont. Zur Verdeutlichung sollen anhand eines kurz zu erwähnenden Beispiels die Durchlässigkeit des vorgegebenen Rasters und die daraus entstehenden Diskrepanzen aufgezeigt werden: So sind in der Rubrik „Publikationen“ von der Darstellung allgemein gehaltener, inhaltlicher Themengebiete „Informationsdienste (...) zu Fragen der Entwicklung von Politik und Wirtschaft“ als Publikationsangabe der Deutsch-Litauischen Gesellschaft e.V. (S. 28) über wenig verwertbare Eintragungen „Sammlung von Presse-notizen, Reise- und Erfahrungsberichte“ der Freundschaftsgesellschaft Schleswig-Holstein – Estland im Kreis Plön e.V. (S. 29) bis hin zur genauen bibliographischen Angabe (u.a. S. 60) einer Einzelpublikation alle Facetten dargereicht.

Aus diesen Beobachtungen erhebt sich Zweifel, ob ein lediglich auf Fragebogen basierendes Verfahren ausreichend ist, um den Erfordernissen eines Handbuches Genüge zu leisten, zumal wenn die Resultate der Befragungen in ihrer heterogenen Struktur ungefiltert übernommen werden.

Wenden wir uns nun der Aufgabenstellung des Buches zu: Ein Handbuch sollte neben anderen Aspekten die vorrangige Funktion eines Hilfsmittels zur Lösung bestimmter Fragestellungen übernehmen. Als zusammenfassender Überblick von Kontakten kommt dem Handbuch ein hoher Stellenwert in Form eines Nachschlagewerkes zu Aktivitäten in definierten Bereichen (Wirtschaft, Wissenschaft u.a.m.) bzw. bei der Suche einer konkreten Einrichtung zu. Erstgenannter Aufgabe dienen die Kapitel, letztgenannter das Register. In Mischfällen, beispielsweise bei der Suche nach einer Institution, deren Tätigkeitsbereich die einzig vorhandene Recherchegrundlage bildet, fällt der Lösungsweg diffiziler und damit zeit- und aufwendiger aus. Entsprechend der Gliederung des Handbuches besteht die Wahl zwischen den vorgegebenen Gliederungskategorien: Staatliche und politische Einrichtungen, Wirtschaft, Kultur, Wissenschaft, Deutsche Minderheit, Städte und andere Partnerschaften. Oftmals ergibt sich bei dieser Form der Suche über die Kapitel das Problem der eindeutigen Zuordnung einer Institution in eine der zur Verfügung stehenden Kategorien. Vielfach ist eben eine solche Einordnung nicht zweifelsfrei möglich. Beispielhaft sei an dieser Stelle eine Zeitschrift: *BALTIKUM* aktuell, ein vierzehntägig erscheinender Nachrichtendienst, genannt. Um das Ergebnis der Recherche vorwegzunehmen: Das Heft ist unter die Rubrik „Wirtschaft: Firma, Dienstleistungen und Publikationen“ eingeordnet (S. 23), während es in der Sparte „Kultur: Medien und Korrespondenten“ keine Eintragung erhält. Hier taucht dagegen das Handelsblatt mit seinem Korrespondenten im *Baltikum* auf (S. 54). Letztere Institution findet wiederum im Wirtschaftskapitel keinen Platz. Ein Querverweis hätte in diesem Fall eine effizientere, weil schnellere Suche begünstigt. Eine weitere Hilfe könnten ergänzend Mehrfachnennungen bieten. Diese Methode wurde jedoch nur teilweise eingesetzt, wobei die Kriterien für oder gegen eine Mehrfachnennung nicht ersichtlich sind. Erwähnenswert ist in diesem Kontext das teilweise Fehlen der Eintragungen von Personen oder Institutionen im (sonst ausführlichen) Registerteil des Buches. Die Rede ist von den Personen, welche unter dem Merkmal „Partner“ subsumiert sind. Auch hier hätte ein Verweis über Mehrfachnennungen an Ort und Stelle der Eintragung Probleme vermeiden können, so daß die umständlichere und im Einzelfall ergebnislose Suche über das Register entfiel.

Abschließend sei der Rezensentin noch eine weitere kritische Bemerkung erlaubt: So scheinen die Gliederungskriterien innerhalb der Kapitel und Unterkapitel auf den ersten Blick nicht eindeutig auflösbar. Die im Vorwort angesprochene Hilfestellung, nämlich die Orientierung nach Orten oder nach Institutionen in alphabetischer Reihenfolge, ist fragwür-

dig. Läge hier nicht eine konsequente Durchführung der alphabetischen Rangfolge der Organisationsnamen näher?

Ungeachtet bisher aufgeführter Defizite fällt das Gesamturteil befriedigender aus. Ein Verzeichnis von Kontakten zwischen Institutionen oder Organisationen in Deutschland und den drei Ländern des Baltikums fehlte bislang in der hier vorliegenden Form.<sup>1</sup> Als Nachschlagewerk von Kontaktadressen bildet es ein nützliches Dokument über die aktuelle Lage zu Kooperationen der aufgeführten Länder miteinander. Durch die Aufnahme von Adressen aus den unterschiedlichen Bereichen Politik, Wirtschaft, Kultur und Wissenschaft wird das breite Spektrum der binationalen Bindungen und Verflechtungen deutlich.

Es wäre wünschenswert, wenn das vorliegende Handbuch – über die Anregung des weiters Ausbaus der Kontakte hinaus – dazu beitragen würde, die baltischen Länder verstärkt in den bislang eingeschränkten „europäischen Blickwinkel“ zu rücken.

Was abschließend bleibt, ist die Frage, ob das Handbuch Baltikum-Kontakte dem Anspruch der Aktualität auch zukünftig gerecht wird und wir in Bälde mit einer aktualisierten (und überarbeiteten?) Neuauflage rechnen dürfen.

Anja Wilhelmi, Lüneburg

---

<sup>1</sup> Die Baltischen Staaten. Entwicklungskonzepte im Dialog. Handbuch der Deutsch-Baltischen Beziehungen, hrsg. v. Heinrich-Böll-Stiftung e.V. und Baltischer Christlicher Studentenbund e.V., zusammengest. u. bearb. v. Andrejs Urdze. Köln 1995, orientiert sich nicht an Institutionen, sondern gibt einen Überblick über laufende Projekte.

**Bibliotheca Baltica. 2. Symposium vom 11. bis 15. Mai 1994 in der Universitätsbibliothek Tartu, hrsg. v. Malle Ermel u. Robert Schweitzer, bearb. v. Vilve Seiler u. Barbara Halbert. Tartu: Ülikooli Kirjastus 1996, 131 S.**

Zwei Jahre nach dem vielversprechenden Auftakt in Lübeck<sup>1</sup> trat die Arbeitsgemeinschaft „Bibliotheca Baltica“ vereinbarungsgemäß im estnischen Tartu zusammen, um die Initiative zu institutionalisieren und den gemeinsamen Vorhaben genauere Konturen zu geben.<sup>2</sup> Die nun vorlie-

---

<sup>1</sup> Vgl. die Rezension des Bandes in: Nordost-Archiv 4 (1995), S. 325 ff.

<sup>2</sup> Vgl. den Tagungsbericht in: Ebenda, S. 254 ff.

genden Beiträge des Symposiums vermitteln ein anschauliches Bild von der Wichtigkeit dieser verdienstvollen Arbeit, die uneingeschränkte Unterstützung erfahren sollte. Wenige Jahre nach dem Fall der Mauer und der Öffnung des Ostens zeigen sich uns jahrhundertealte Räume auf neue Weise. Die Ostsee – das *Mare balticum* – muß sich als solcher Raum wiederentdecken, denn allzu viele der einst so starken Verbindungen liegen unter einer dicken Staubschicht verborgen. Gibt es zweifellos durch die jahrzehntelange Trennung in Ost und West gravierende Unterschiede bei den Problemen der Menschen, so zeigt sich doch gerade in der zunehmend international vernetzten Bibliothekslandschaft eine Übereinstimmung, die auf gemeinsame historische Wurzeln zurückzuführen ist. Doch zunächst gilt es, sich einander zu informieren und zu erklären, um auf dieser Basis eine für alle Seiten fruchtbare Zusammenarbeit zu begründen.

Ein Zeichen für den engagierten Aufbruch in eine neue Zeit des Austausches setzen so bereits die nach einem kurzen Vorwort folgenden Grußworte des Rektors der Universität und des stellvertretenden Bürgermeisters der Stadt Tartu, Peeter Tulviste und Jüri Sasi, sowie die Ansprache des Direktors der Lübecker Stadtbibliothek, Jörg Fligge, und die Begrüßung durch die Direktorin der gastgebenden Bibliothek, Malle Ermel. Ist bereits hier die durchgängige Anknüpfung an die ältere oder jüngere Geschichte auffällig, so widmet sich der erste Schwerpunkt des Bandes unter dem Titel „Europa – Ostseeraum – Estland“ zunächst gänzlich den historischen Wurzeln. Edmund Kotarski (Gdańsk) stellt in seinem Beitrag „Institutionen literarischer Kommunikation in Städten des Ostseeraums vom 16.–18. Jahrhundert“ einen weitgehend sozialgeschichtlich zu nennenden Ansatz vor, der die Bildungsanstalten, das (öffentliche und private) Mäzenatentum, Druck- und Verlagswesen, Buchhandel und Bibliotheken sowie Reden (z.B. Predigten) und Aufführungen (Theater) als „literaturentwicklungsfördernde Einrichtungen“ (S. 19) interpretiert. Der auf diese Weise entstehende Versuch, literarisches Leben in der Theorie zu fixieren, ist zwar sehr informativ und interessant, bleibt aber aufgrund der manches Mal allzu kurzen Darstellung fragwürdig, da auch keine Bezüge zu den durchaus existierenden Forschungen auf diesen Gebieten und vergleichbaren wissenschaftlichen Ansätzen hergestellt werden.

Der folgende Aufsatz hingegen, „Die estnische Kultur im europäischen Kontext“ von Helmut Piirimäe (Tartu), bietet einen hervorragenden Überblick über die historische Entwicklung Estlands von den Anfängen bis zur Gegenwart. Der besondere Blick richtet sich hierbei auf kulturelle Erscheinungen, unter denen die gelehrt-literarischen hervorrangen. Daß diesen jedoch die (estnische) Volkskultur zur Seite gestellt ist, macht den

besonderen Reiz der faktenreichen und mit weiterführenden Belegen versehenen Darstellung aus.

Die sich anschließende Vorstellung der Universitätsbibliothek Tartu durch Malle Ermel, „Die UB Tartu in veränderlicher Zeit“, widmet sich hingegen völlig der jüngsten Entwicklung und der gegenwärtigen Situation der Bibliothek. So beherrschen statistische Angaben über Bestände und Finanzen, aber auch Aufgaben und Funktionen der Institution die Ausführungen. Einen Schwerpunkt legt die Verfasserin auf die bereits stattfindenden oder absehbaren Umwälzungen durch die Einführung der EDV.

„Die Archivbibliothek des Friedrich Reinhold Kreutzwald-Literaturmuseums der Akademie der Wissenschaften“ wird im Anschluß von ihrem Leiter, Mihkel Volt (Tartu), präsentiert. In strenger Gliederung werden auf knappem Raum umfassende Informationen gegeben, die von den Beständen und der Geschichte des Literaturmuseums über Benutzungsmöglichkeiten, Abteilungen und Kataloge bis zu weiterführender Literatur reichen – eine Präsentation, die an Prägnanz kaum zu wünschen übrig läßt und dem Forscher einen vortrefflichen ersten Eindruck verschafft.

Beginnend mit „Wünsche(n) eines Ostseehistorikers an die baltischen Bibliotheken und Archive“ von Kalervo Hovi (Turku), widmen sich die nächsten vier Beiträge dem „Zugang zu den Beständen“. Hovi nennt den Zugang zu Katalogen ausländischer Bibliotheken über die EDV als eine wertvolle Hilfe zur Vorbereitung von Forschungsreisen. In den Institutionen wünscht er sich eine möglichst schnelle und unkomplizierte Bedienung sowie gute Möglichkeiten zur Herstellung von Kopien. Hinsichtlich der Bestände drückt er den Wunsch zu stärkerer Kooperation der einzelnen Institutionen aus, die insbesondere bei den Zeitungen zur wechselseitigen Ergänzung (ggf. über Mikroverfilmung) führen sollte. Die abschließende Erinnerung an die Belastungen, unter denen die Forschung zu sowjetischer Zeit zu leiden hatte, gibt auf humorvolle Weise einen Eindruck von den erfreulichen Veränderungen im Baltikum, mahnt aber gleichzeitig auch zu Entgegenkommen und möglichst wenig Bürokratie.

Boris Volodin (St. Petersburg) weist in seinem Beitrag „Zustand der Bibliotheken in der Übergangszeit in Rußland“ zu Recht auf die Wichtigkeit der Initiative „Bibliotheca Baltica“ hin, da die Länder des Ostseeraums durch ihre wechselvolle Geschichte unvergleichlich stark miteinander verbunden sind und dies in den Bibliotheksbeständen seinen Niederschlag gefunden hat. Unterstützt durch Beispiele aus der unmittelbaren Praxis (Warten auf Gesetze, unerträgliche Portokosten usw.), wird anschaulich, daß die Probleme der gegenwärtigen Umstrukturierung durch Kooperation gewiß leichter zu bewältigen sind.

Eine grundlegende Vorstellung der Möglichkeiten zur Bestandssicherung gibt dann Gerd Brinkhus (Tübingen) in seinem Beitrag „Probleme der Überführung auf Ersatzmedien und deren Erschließung“. Angesichts der aktuellen Entwicklungen in den Bibliotheken erscheint ein solcher Beitrag als sehr hilfreich, da er wiederum die vielfältigen Anforderungen der einzelnen Bibliotheken zusammenführt. Es ist zu hoffen, daß die somit in Gang gesetzte Diskussion zu möglichst einheitlicher oder zumindest gemeinschaftlicher Vorgehensweise führt, da mittels der Erschließung auch die Benutzung vereinheitlicht und damit vereinfacht werden kann.

Über die „Erwerbung ausländischer Literatur in der Nationalbibliothek Lettlands“ gibt Maija Henkele (Riga) zunächst einige historische Daten, um dann auf die gegenwärtige – äußerst schwierige – Lage einzugehen. Abermals wird deutlich, daß nur internationale Kooperation weiterhilft, da hier wie dort finanzielle Mittel fehlen. Gewiß ist ein solcher Einblick auch für das Verständnis untereinander absolut unverzichtbar, denn wer in Deutschland würde beispielsweise auf den Gedanken kommen, daß ein 3 kg-Paket von Riga nach Deutschland (auch für die Lettische Nationalbibliothek!) umgerechnet etwa 30 DM Porto kostet!

Ein dritter Schwerpunkt „Konvertierung der Bibliothekskataloge und das Problem der retrospektiven Nationalbibliographie“ vereint fünf Beiträge aus verschiedenen Ländern. Ivan Boserup (Kopenhagen) stellt in seinem Beitrag „Retrospective Conversion and International Cooperation. The CERL Initiative“ den Aspekt der internationalen Zusammenarbeit in den Vordergrund. Angesichts der Überschneidung von Nationalbibliographien ist die Anregung zur datentechnischen Zusammenarbeit gewiß von Nutzen und sehr zu begrüßen.

Über „Retrospective Conversion“ in Estland und in Litauen berichten die folgenden Beiträge von Anne Ainz (Tallinn) und Regina Varnienė (Vilnius), in denen sowohl auf die verwendete Software und die Arbeitsmethoden eingegangen als auch die jeweilige Nationalbibliographie vorgestellt wird. Parallele Berichte von Jadwiga Sadowska (Warszawa) („Program of Automation and Conversion of Current and Retrospective National Bibliographies and Catalogues of the National Library of Poland“) und Galina Micheeva (St. Petersburg) („Some Automation Problems in the National Library of Russia and Development of Problem-Oriented Databases“) beschließen diesen Schwerpunkt.

Auf eine ganz andere Ebene der Zusammenarbeit zielt der von Robert Schweitzer (Lübeck) gegebene Impuls zur gegenseitigen Information. Unter dem Titel „Ostseerauminformation in kommunalen Bibliotheken: eine Projektidee“ regt er an, das „Zusammengehörigkeitsgefühl“ der Men-

schen im Ostseeraum durch Austausch von grundlegendem, allgemeinem Informationsmaterial zu stärken. Um eine breitere Ebene zu erreichen, setzt er dabei auf die öffentlichen bzw. kommunalen Bibliotheken, „wo die meisten Lesenden erreicht werden“, und unterbreitet bereits konkrete Vorschläge, die zweifellos eine Vertiefung verdienen.

Den Abschluß des Bandes bilden ein kurzer „Bericht über die 1. Generalversammlung der Arbeitsgemeinschaft Bibliotheca Baltica (...) und das Rahmenprogramm des Symposions“ sowie der Abdruck der dort beschlossenen Satzung und eine Adressenliste des Vorstandes und der Referenten.

Der kleine Band, dessen Lektüre leider durch überaus viele Druckfehler sehr gestört wird, dokumentiert mit seiner Schwerpunktsetzung auf anschauliche Weise die Anliegen der Arbeitsgemeinschaft „Bibliotheca Baltica“ und dürfte nicht nur für die beteiligten Institutionen von Nutzen sein. Das wie ein roter Faden durchgängig sichtbare Bemühen um gegenseitige Information ist dem Forscher in gleichem Maße nützlich, da er auf diese Weise einen sehr detaillierten Eindruck vom Zustand der beteiligten Institutionen erhält und den Diskussionsprozeß verfolgen kann. Daß die geisteswissenschaftliche Forschung keineswegs passiver Zuschauer ist, sondern auf einer solchen Tagung bzw. in diesem Band so klar und unspektakulär eingebunden erscheint, ist angesichts der zunehmenden Technisierung von Archiven und Bibliotheken sehr zu begrüßen. Die Zusammenarbeit in Fragen der EDV-Katalogisierung sollte unbedingt weitergetrieben werden, um den Ostseeraum zumindest bibliothekstechnisch als Einheit präsentieren zu können, nicht zuletzt aber gewiß auch, um die geringen finanziellen Mittel der Institutionen nach Möglichkeit zu schonen.

Martin Klöker, Osnabrück

**Litauen – Nachbar im Osten Europas, hrsg. v. Jörg Hackmann. Köln: Mare Balticum 1996, 164 S. (Travemünder Protokolle. 1).**

Die Ostsee-Akademie in Travemünde machte unter der Leitung von Dietmar Albrecht aus ihrem Namen ein Programm. Sie unternimmt nach der Wende große Anstrengungen, die ostmitteleuropäischen Länder, hier besonders Polen und die baltischen Staaten, wieder in das Bewußtsein der Deutschen zurückzuführen. Jedes Jahr finden in der Akademie mehrere

Tagungen über diese Länder statt. Hierzu werden regelmäßig Referenten aus diesen Ländern eingeladen, und es wird ihnen Gelegenheit geboten, nicht nur ihr Land vorzustellen, sondern auch selbst wichtige Erfahrungen im Umgang mit Menschen anderer Kulturen und anderen Traditionen zu machen.

Gerade in den ersten Jahren nach der Wiederherstellung der Unabhängigkeit der baltischen Staaten veranstaltete die Ostsee-Akademie mehrere Tagungen zu einzelnen baltischen Ländern, auf denen ganz allgemein Geschichte, Kultur und Politik des jeweiligen Landes vorgestellt wurden. Vom 21.–23. April 1995 fand eine Tagung zu Litauen statt, während der vorrangig litauische Wissenschaftler und Politiker das Wort ergriffen. Ein Großteil dieser Vorträge wurde von dem Organisator dieser Tagung, Jörg Hackmann, im ersten Band der neuen Reihe „Travemünder Protokolle“ veröffentlicht.

Die Themenbreite – von Geschichte über Kultur und Politik bis zu Problemen der Minderheiten – erschwert eine gerechte Rezension, denn kein Rezensent ist auf so vielen Gebieten zu Hause. Darüber hinaus bedingte die Art der Tagung vor einem nicht fachorientierten Publikum im Ausland, daß die Referenten bewußt oder unbewußt ihr Land in ein besseres Licht setzten und manches nicht aussprachen, was sie zu Hause vorgebracht hätten. Hinzu kommt, daß eine solche Tagung erfahrungsgemäß stark von der Begegnung und von den rhetorischen und zwischenmenschlichen Fähigkeiten der Referenten lebt, was im gedruckten Band verloren geht. Das alles muß man bedenken, wenn man diesem Sammelband gerecht sein möchte.

Jūratė Kiaupienė ist eine bekannte und anerkannte Historikerin, deren Forschungsschwerpunkt das Großfürstentum Litauen ist. Mit zwei anderen Kollegen hat sie vor kurzem ein Lehrbuch über die Geschichte Litauens bis 1795 herausgegeben. Im vorliegenden Sammelband schreibt sie über das Erbe des Großfürstentums, wobei sie ihr ganzes Wissen ausbreiten und auch ihre Erfahrungen aus der Teilnahme an vielen internationalen Tagungen verwerten kann. Sie vermag auf knappstem Raum und überaus spannend die Bedeutung dieses multinationalen und -kulturellen Staates hervorzuheben, der schon zu seiner Zeit von vielen Zeitgenossen als ein Anachronismus aufgefaßt wurde. Schon allein die Bildung eines heidnischen Staates innerhalb des bereits christianisierten Europa und sein erfolgreicher Widerstand gegen den Deutschen Orden mit der in vielen Kreuzzügen erprobten westeuropäischen Ritterschaft paßt in kein Schema. Das Ergebnis der litauischen Expansion war ein staatliches Gebilde von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer, in dem zwei Drittel der Bevölkerung aus orthodoxen Christen bestanden. Kiaupienė lehnt eine

negative Beurteilung dieser Expansion mit dem Hinweis ab, daß damals nationale Vorstellungen noch nicht existiert hätten und daß die Herrscher im Mittelalter sich von dynastischen Interessen hätten leiten lassen – ein Zeichen mehr für die Angleichung der neuen litauischen Historiographie an die westeuropäische, wobei man auch die Existenz und Eroberungen des Deutschen Ordens überaus neutral zu betrachten lernt. Kiaupienė setzt sich mit den verschiedenen Bewertungen des Großfürstentums bei russischen und polnischen Historikern auseinander, die allzu gerne die Leistungen der Litauer schmälern und das Großfürstentum als ein Werk der Ruthenen oder Polen bewerten. Sie weist zu Recht auf die entscheidende Bedeutung des litauischen Kernlandes hin, das mehr als die Hälfte des Adels stellte und alle hohen Ämter in seinen Händen bewahrte. Der Adel neigte zwar mit der Zeit immer mehr zum Polnischen, doch im politischen Sinne blieb er litauisch. Die größere Leistung dieses Staates war aber, daß auch der orthodoxe Adel sich mit der Zeit mit diesem Staat identifizierte. Das hartnäckige Festhalten des sich als „litauisch“ empfindenden Gesamtadels ermöglichte den Erhalt der Staatlichkeit auch innerhalb des nach der Lubliner Union entstandenen polnisch-litauischen Staates, der sich „Rzeczpospolita“ – „Republik beider Nationen“ nannte. Das Großfürstentum ging erst mit der dritten Teilung Polens 1795 unter. Als sein größtes Erbe bezeichnet Kiaupienė den Willen zur Eigenstaatlichkeit, der Litauen zur Wiederbegründung der Eigenständigkeit in diesem Jahrhundert verhalf. Bedauerlicherweise wurde dieser historische Ansatz von Kiaupienė nicht für die folgenden Perioden weitergeführt. So steht ihr Beitrag doch recht isoliert und ohne Anbindung an die Gegenwart.

Der zweite Beitrag vermittelt einen Abriss der Kunstgeschichte Litauens. Leider vermag es Rūta Janonienė nicht, die Besonderheit der kunstgeschichtlichen Tradition Litauens herauszuarbeiten; sie begnügt sich vielmehr mit der Aufzählung von Stilrichtungen sowie der Auflistung von Denkmälern. Bedeutend besser kommt Leonardas Sauka seiner Aufgabe nach, der ein Panorama der gegenwärtigen litauischen Kultur entwirft. Dieses schwierige Unterfangen meistert er gekonnt und souverän, indem er die klassische Kultur von der archaischen und der Massenkultur trennt und ihren Zusammenprall nach der Wende schildert. Der Wechsel von der staatlicherseits hochdotierten Kulturpolitik zum plötzlichen Aufkommen einer westlichen Massenkultur war für die litauischen Intellektuellen tatsächlich ein Schock. Sauka verheimlicht nicht sein Herz für die archaische litauische Kultur, dennoch unterläßt er jeglichen Kreuzzug gegen moderne Erscheinungen. Als dieser Beitrag geschrieben wurde, befand sich die Kultur Litauens tatsächlich auf dem Tiefpunkt. Die Buchproduk-

tion war auf einen Bruchteil der früheren gesunken, die Theater blieben leer, und die Künstler wie auch andere Kulturschaffende suchten sich andere Verdienstmöglichkeiten. Heute hat sich die Situation gebessert, und der Staat ist jetzt in der Lage, die Kultur nicht nur zu subventionieren, sondern ihr auch positive Impulse zu vermitteln. Allerdings nimmt der schon von Sauka genannte Streit zwischen „Modernisten“ und „Traditionalisten“ noch an Schärfe zu, denn die einen wollen nur das für gut befinden, was auch in Westeuropa Anerkennung findet, die anderen dagegen möchten sich lieber allen Einflüssen von außen verschließen. Doch ist dieser Streit auch als ein Zeichen der verstärkten Suche nach einem eigenen Weg zu deuten.

So manchen deutschen Leser, besonders die aus Ostpreußen stammenden, wird der Beitrag von Napoleonas Kitkauskas über die Donelaitis-Gedenkstätten in Tollmingkehmen und Lasdinehlen interessieren. In Tollmingkehmen war der 1714 in Lasdinehlen geborene litauische Nationaldichter Kristijonas Donelaitis von 1743 bis 1780 als Pfarrer tätig. Dank der litauischen Initiative konnten in den 70er Jahren dieses Jahrhunderts die Kirche von Tollmingkehmen wieder aufgebaut und vor einigen Jahren auch das Pfarrhaus restauriert werden. In Lasdinehlen wurde lediglich ein Gedenkstein in einem neu gepflanzten Eichenwäldchen errichtet. Kitkauskas beschreibt den baulichen Zustand des Kirchdorfes im 18. Jahrhundert und läßt vor unseren Augen den mühsamen Wiederaufbau Revue passieren. Der Autor geht in diesem Beitrag sehr diplomatisch mit der russischen Verwaltung des Kaliningrader Gebietes um, doch ist anzunehmen, daß er in den Diskussionen auch von der ablehnenden Haltung der zuständigen Stellen berichtet hat. Die Litauer möchten in Tollmingkehmen ein Museum und eine Ausstellungsstätte errichten, woran die russische Bevölkerung kaum Interesse hat. Die Litauer pilgern nur zu großen Gedenktagen oder Veranstaltungen nach Tollmingkehmen, und für die Gäste aus dem Westen ist der Weg zu weit und zu beschwerlich. Folglich wird diese Gedenkstätte vorrangig ein Politikum bleiben und das Festhalten der Litauer an der preußisch-litauischen Vergangenheit dokumentieren.

Einen Schwerpunkt dieses Bandes bildet die litauische Außenpolitik. Rokas Bernotas, der eine Zeitlang im litauischen Außenministerium gearbeitet hat, zählt die wichtigsten Ziele der litauischen Außenpolitik auf: Verfestigung der nationalen Sicherheit und Souveränität, Förderung des Wirtschaftswachstums, Verhinderung von Drogen- und Waffenschmuggel usw. Priorität habe die volle Mitgliedschaft in der Europäischen Union und eine bilaterale Zusammenarbeit mit der NATO. Die gute Zusammenarbeit mit Polen und Deutschland wird von Bernotas besonders hervorgehoben.

Der litauische Botschafter in Bonn, Zenonas Namavičius, behandelt die litauisch-polnischen Beziehungen aus litauischer Sicht. Zuerst geht er auf die Entstehung der litauisch-polnischen Spannungen im Zuge des nationalen Erwachens der Litauer Ende des letzten Jahrhunderts ein. Die Besetzung Wilnas 1920 durch Polen markierte den Tiefpunkt der Beziehungen. Namavičius unterstreicht die vergleichsweise gute Behandlung der polnischen Minderheit in Sowjetlitauen, als sie nur in dieser Republik eigene Schulen und Presseorgane unterhalten durfte. Mit der Auswanderung der polnischen Oberschicht aus dem Wilnagebiet 1945–1947 nach Polen verlor die polnische Minderheit ihre frühere Bedeutung. Die in Litauen verbliebene polnische Unterschicht war damit führungslos und paßte sich mehr als die Litauer den sowjetischen Verhältnissen an. Die einseitige Ausrufung einer polnischen Autonomie des Wilnagesbietes im Mai 1991, als Litauen verzweifelt um die Eigenständigkeit rang, rief große Angst bei Litauern hervor. Die polnische Regierung unterstützte allerdings diese Forderungen ihrer Landsleute nie. Seit den gegenseitigen Besuchen des polnischen Präsidenten in Litauen 1994 und des litauischen Präsidenten in Polen 1995 sind auch die letzten Verstimmungen ausgeräumt. Ein Vertrag über freundschaftliche und gutnachbarschaftliche Zusammenarbeit wurde unterzeichnet. Namavičius hebt hervor, daß die polnische Minderheit im heutigen Litauen ungeteiltes Recht auf die Pflege ihrer Kultur und Sprache hat. Die Zahl der polnischen kulturellen Einrichtungen, die größtenteils Unterstützung vom litauischen Staat erfahren, ist in der Tat imponierend. Nur zwischen den Zeilen läßt der Botschafter anklingen, daß die litauische Minderheit in Polen keineswegs eine solche Unterstützung von der polnischen Regierung erhält.

Polnisch-litauische Beziehungen aus polnischer Sicht untersucht Mieczysław Jackiewicz. Auch er geht zunächst auf die historische Entwicklung dieser Beziehungen ein. Hier vertritt er die These von der polnischen Einwanderung ins Wilnagebiet schon seit dem 16. Jahrhundert. Die litauischen Forscher wenden sich bis heute dagegen und sprechen von polonisierten Litauern in diesem Gebiet. Jackiewicz vermag sehr gut, die wunden Stellen beider Seiten objektiv zu benennen. Er bewertet das polnische Ultimatum von 1938 als rücksichtslos und entschieden, aber inhaltlich positiv, denn dadurch konnte die festgefahrene gegenseitige Ablehnung aufgehoben werden. Er bestätigt das Wohlverhalten Litauens beim Zusammenbruch Polens im September 1939, kritisiert aber die blinden Lituanisierungsbestrebungen im Wilnagebiet nach dessen Anschluß an Litauen im Oktober 1939. Auch Jackiewicz erkennt die bessere Behandlung der polnischen Minderheit in Sowjetlitauen dankbar an und betrachtet die polnisch-litauischen Beziehungen heute als freundschaftlich und normal.

Andreas Hollstein, der eine Zeitlang an der litauischen Botschaft in Bonn tätig war, stellt die Perspektiven Litauens für die europäische Integration vor. Für ihn ist der Beitritt Litauens in die EU nur noch eine Frage der Zeit, doch im sicherheitspolitischen Bereich befürchtet er eine Finnlandisierung Litauens, da die baltischen Länder wegen Rußlands strikter Ablehnung wenig Hoffnungen auf die NATO-Mitgliedschaft haben könnten. Bronislovas Genzelis, ein einflußreiches Mitglied des litauischen Parlaments, sieht die Sicherheit Litauens nur durch die NATO gewährleistet. Rußland ist in seinen Augen das einzige Land, dessen Politiker immer wieder territoriale Ansprüche auf Litauen erheben und die Staatlichkeit Litauens in Frage stellen würden. Die russische Minderheit in Litauen ist dagegen nach Genzelis' Auffassung loyal.

Der ehemalige Pressesprecher der Regierung, Vilius Kavaliauskas, tritt vehement für eine freie Presse ein und verteidigt ihre Stellung als „vierte Macht“ im Staat. Die Regierung der Arbeiterpartei akzeptierte in der Tat die Rechte der Presse mehr als die Konservativen, die heute an der Macht sind. Das von den Konservativen eingebrachte Gesetz, daß bei Verleumdung in der Presse eine Bestrafung der Zeitung bis zu 300 Mindestmonatslöhnen der Redaktion verhängt werden kann, wirkt praktisch als Knebelung, denn keine Redaktion kann es wagen, gegen einflußreiche Politiker oder mächtige Mafiabosse vorzugehen, da man selten in der Lage ist, Vergehen hundertprozentig zu beweisen. Kavaliauskas bietet insgesamt einen guten Überblick über die Entwicklung der Presse nach 1988.

Ein hochsensibles Thema sind noch immer die litauisch-jüdischen Beziehungen, obwohl zur Zeit in Litauen nur noch ca. 4000 Juden leben. Die Ermordung von über 200 000 litauischen Juden während des Zweiten Weltkriegs, an der auch Litauer beteiligt waren, ist ein schweres und noch immer unbewältigtes Erbe. Der Autor des Beitrages, Markas Zingeris, ein Schriftsteller jüdischer Herkunft, ist einer der wenigen, der einen unverkrampften Dialog zwischen Juden und Litauern fordert: Einerseits sollten die Litauer sich mit ihrer wahren Geschichte auseinandersetzen, andererseits die Juden in Dialog mit Litauern treten. Auf diesem Gebiet hat sich seit 1995, als der Bericht verfaßt wurde, schon einiges zum Positiven gewandelt. Die heutigen Juden Litauens leiden am meisten darunter, daß ein echtes jüdisches Leben wegen ihrer geringen Zahl nicht mehr möglich ist. Obendrein ist der größere Teil der heutigen Juden nach 1945 aus Rußland eingewandert und benutzt die neue Heimat nur als Sprungbrett zur Auswanderung nach Israel, Westeuropa und Amerika. Die Feststellung von Zingeris, die Verbliebenen könnten nichts anderes tun, als Litauen in einen sauberen jüdischen Friedhof oder in eine Touristenattraktion zu verwandeln, ist eine bittere und schmerzliche Wahrheit. Das Staatliche Jü-

dische Museum mit ca. 50 Mitarbeitern ist daher auch die größte jüdische Einrichtung in Litauen.

Der Direktor der Abteilung für Regionale Probleme und nationale Minderheiten, Alfonsas Švelnys, hebt die volle Einhaltung der Minderheitenrechte in Litauen hervor. Die Zahl der gesellschaftlichen Organisationen der Minderheiten ist ein Beweis für ihre eigenen, aber auch für staatliche Anstrengungen Litauens in diesem Bereich. Zweifellos können sich die Minderheiten in Litauen nicht über schlechte staatliche Bedingungen beklagen. Nicht zur Sprache kommt allerdings die materielle Situation der Minderheiten, die mehr als die Litauer unter den wirtschaftlichen Problemen leiden.

Dem Herausgeber Jörg Hackmann muß man danken, daß er die Mühe und Arbeit nicht gescheut hat, diese Vorträge zu veröffentlichen. Trotz der Begrenztheit der Beiträge ist ein guter Einblick in die gegenwärtige Situation Litauens entstanden.

Arthur Hermann, Bammental

**Domas Kaunas, Mažosios Lietuvos knyga. Lietuviškos knygos raida 1547–1940 (Das Buch Kleinlitauens. Die Entwicklung des litauischen Buches 1547–1940). Vilnius: baltos lankos 1996, 8, 764 S. (Mažosios Lietuvos fondo leidiniai. 6).**

Domas Kaunas, Professor an der Universität zu Vilnius, ist zweifellos der beste Kenner der kleinlitauischen Buchgeschichte. Seit Mitte der 80er Jahre trat er mit mehreren gewichtigen Untersuchungen und Aufsätzen zu diesem Thema hervor,<sup>1</sup> nun erschien von ihm – rechtzeitig zum Jubiläumsjahr des ersten gedruckten litauischen Buches – eine umfangreiche Monographie zur Geschichte des Buches in Kleinlitauen in der in Deutschland noch wenig wahrgenommenen, für die Kulturgeschichte des über Jahrhunderte zu Preußen gehörigen Gebietes aber äußerst interessanten Schriftenreihe des „Mažosios Lietuvos fondas“. Bereits durch seinen Umfang von mehr als 750 großformatigen Seiten und durch seine aufwendige Ausstattung mit zahlreichen Abbildungen wirkt dieses Werk

---

<sup>1</sup> Beispielsweise mit der Studie über die kleinlitauischen Buchdruckereien, quasi eine Vorarbeit der hier vorliegenden Untersuchung: Mažosios Lietuvos spaustuvės 1524–1940 metais (Die Druckereien Kleinlitauens 1524–1940). Vilnius 1987.

beim ersten Durchblättern beeindruckend – ein Urteil, das bei der Lektüre dieser großangelegten Darstellung uneingeschränkt bestätigt und bestärkt wird. Umfangreiche eigene Archivstudien sowie eine akribische Auswertung der gedruckten Quellen und wissenschaftlichen Literatur zeugen von der langjährigen, intensiven Forschungsarbeit des Verfassers, die in einem knapp 1400 Titel umfassenden bibliographischen Anhang (S. 673-709) dokumentiert wird.<sup>2</sup>

Kaunas gliedert seine Darstellung in drei große Teile: Der erste behandelt die mehr als 250 Jahre von der Veröffentlichung des ersten litauischen Buches in Königsberg, des „Katekizmas“ von Martynas Mažvydas (1547), bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft in Preußen im Jahre 1807, vom Verfasser als Zeitalter des Feudalismus überschrieben (S. 33-216). Der zweite Teil umfaßt den Zeitraum von 1808 bis zur staatlichen Selbständigkeit Litauens („Knygos raida imperinės vokiečių valstybės kūrimosi ir stiprėjimo sąlygomis“, S. 217-506), der abschließende Abschnitt schließlich die zwei Jahrzehnte der Unabhängigkeit bis 1940 („Knygos būklė didėjant Lietuvos ir Vokietijos konfrontacijai po Mažosios Lietuvos padalijimo“, S. 507-671).

Diese Gliederung orientiert sich also ausschließlich an historischen Ereignissen von großer Tragweite für die soziale und politische Geschichte Litauens. Das ist gewiß nicht unproblematisch: So eindeutig die beiden Eckdaten der Untersuchung (1547 und 1940) sind, so schwierig fällt es, dem Autor unter kulturhistorischer Perspektive darin zuzustimmen, die gesamte Frühe Neuzeit unter der Epochensignatur des Feudalismus zu fassen. Der deutsche Leser tut sich mit dieser noch ganz der marxistisch-leninistischen Tradition der Geschichtsschreibung verpflichteten Sichtweise schwer. Zumal das große Werk der litauischen Literatur, das in realistischer Weise das mühselige Leben des leibeigenen Bauern einfängt, Kristijonas Donelaitis' „Metai“, erst am Ende dieses Zeitraumes entstand und erstmals 1818 erschien. Bis dahin war die feudale Herrschaftsstruktur in den litauischen Werken nicht thematisiert worden. Vielmehr ist dieser Zeitraum die Phase der Formierung einer kleinlitauischen Literatur (und Kultur) in Preußen. Kaunas selbst arbeitet die Produzenten- und Rezi-

<sup>2</sup> Allerdings vermißt der Leser eine Bibliographie der kleinlitauischen Drucke, die als gesonderter Anhang durchaus wünschenswert und sehr nützlich gewesen wäre (Sie hätte aber den Umfang des Buches angesichts der Zahl von fast 3500 Titeln so erheblich vermehrt, daß ihre Auslassung dennoch verständlich ist.). Stellvertretend für die Altdrucke bis 1800 sei auf den sehr schönen, von Domas Kaunas gemeinsam mit den Mitarbeiterinnen der Universitätsbibliothek Vilnius vorbereiteten Ausstellungskatalog: Das alte Buch in Litauen. 16.-18. Jahrhundert. Vilnius 1997, verwiesen, der reich illustriert ist und kenntnisreiche Kurzkomentarre zu den einzelnen Werken enthält.

pientenschicht ebenso wie die Inhalte und Intentionen der Werke eindeutig heraus. Neben amtlichen Verlautbarungen in den Volkssprachen entstanden in Preußen vornehmlich religiöse, im 18. Jahrhundert in volksaufklärerischer Absicht vermehrt auch moralisch-didaktische Werke aus der Feder einer Geistlichkeit, die anfänglich von Glaubensflüchtlingen aus dem Großfürstentum und von Deutschen, die die litauische Sprache erlernt hatten (das herausragende frühe Beispiel bietet dafür Bretke/Bretkūnas), gebildet wurde, sich seit dem 17. Jahrhundert aber immer mehr aus der kleinlitauischen Bevölkerung Preußens rekrutierte. Diese Schriften wirkten nicht nur im staatlichen Interesse auf die Verbreitung und Verfestigung des Luthertums innerhalb der litauischen Minderheit, sondern leisteten auch den entscheidenden Beitrag für die Entstehung einer litauischen Schriftsprache, die seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Grammatiken, zuerst von Daniel Klein (1653 und 1654), normiert wurde. Im 18. Jahrhundert bildete sich eine litauische Philologie heraus, weitere Grammatiken, beispielsweise von Paul Friedrich Ruhig oder Gottfried Ostermeyer, und litauisch-deutsche/deutsch-litauische Wörterbücher folgten – zumeist aus der Feder deutscher Muttersprachler, die ebenfalls als Pfarrer in litauischen Gemeinden wirkten.<sup>3</sup>

Das große Zentrum des litauischen Buchdrucks in diesen Jahrhunderten war Königsberg. Buchdruck und -handel lagen ausschließlich in deutscher Hand. Die litauischen Schriften bildeten einen kleinen Teil der Produktion der großen Offizinen (wie Reussner oder Hartung), die Auflagen überstiegen nur selten einige 100 Exemplare. Insgesamt zählt Kaunas für diesen Zeitraum 330 kleinlitauische Druckwerke, wobei im 18. Jahrhundert eine eindeutige Steigerung der Veröffentlichungen sichtbar wird (zwischen 1547 und 1700 erschienen 40, bis 1800 254, in den letzten sieben Jahren dieses ersten Untersuchungsabschnittes gar 36 Bücher; vgl. S. 35). Dieser Trend setzte sich im 19. Jahrhundert fort, wie sich bereits an den Zahlen für die Jahre 1801 bis 1807 ablesen läßt: von 1808 bis 1825 erschienen 89, bis 1850 170, bis 1875 411, bis 1900 899, von 1901 bis 1919 879 kleinlitauische Bücher (S. 219), zu denen noch zahlreiche Periodika traten.

Diese Entwicklung resultierte allgemein aus der technischen Verbesserung des Buchdrucks, dem Ausbau des Buchhandels und der zunehmenden Alphabetisierung der kleinlitauischen Bevölkerung. Bereits an diesem reinen Zahlenmaterial wird deutlich, daß in der Jahrhundertmitte, noch

---

<sup>3</sup> Neben Königsberg lag im 18. Jahrhundert das zweite Zentrum der litauischen Philologie an der Universität Halle, auf deren Bedeutung von Kaunas in seiner Untersuchung immer wieder hingewiesen wird.

mehr nach 1875, jeweils ein gewaltiger Schub in der Produktion festzustellen ist. Auch die Zahl der Druckereien, von deren Pressen litauische Schriften gingen, wuchs in diesem Zeitraum. Wenn man die Zahlen genauer betrachtet, die Kaunas in mehreren Tabellen spezifiziert, verwischt diese statistische Einteilung in Abschnitte von jeweils 25 Jahren jedoch ein wenig die kulturgeschichtlich überaus bedeutsame Tatsache, daß der entscheidende Einschnitt in den 60er und 70er Jahren des Jahrhunderts lag. Der Rezensent rekapituliert hier nur die Ergebnisse des Verfassers, der im zweiten Teil seiner Untersuchung die politische Entwicklung Preußens und des Deutschen Reiches im 19. Jahrhundert als große historische Einheit betrachtet, innerhalb derer sich die litauische Buchproduktion entwickelte. In dieser preußischen Perspektive vermißt man dann jedoch die Heraushebung, welche Zäsur auch für die kleinlitauische Kultur die Reichsgründung bedeutete, zumal Kaunas selbst mit dem Jahre 1873, als im Zuge einer nationalen Reichspolitik die litauische Sprache an den Schulen verboten wurde, einen wichtigen Einschnitt markiert (S. 219f.). Dieses Ereignis sowie die Folgen des Aufstandes von 1863 in Großlitauen, die dort in einem Verbot litauischer Bücher in lateinischer Schrift gipfelten und die kleinlitauischen Städte zu wichtigen Brückenköpfen des gedruckten litauischen Wortes im russisch okkupierten Teil werden ließen, beeinflussten im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts die Produktionsbedingungen wie auch das Themenspektrum der kleinlitauischen Bücher und Periodika entscheidend. Königsberg verlor nach Jahrhunderten jetzt seine überragende Stellung als beherrschendes Zentrum des litauischen Buchdrucks in Preußen; v.a. Tilsit, aber auch Memel und andere Städte im kleinlitauischen Landesteil traten nunmehr stärker in den Vordergrund. Kaunas hat insgesamt 56 Druckereien ermittelt, in denen zwischen 1808 und 1919 litauische Bücher und Periodika auf preußischem Boden entstanden.

Die allgemeine Entwicklung des Buchdrucks in Preußen, dessen hohen technischen Standard Kaunas heraushebt, die Entstehung einer gebildeten bürgerlichen kleinlitauischen Schicht jenseits des geistlichen Standes, die Anfänge eines nationalen Buchhandels seit den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts, getragen v.a. durch die litauischen Buchbinder, und eines eigenständigen kleinlitauischen Druckgewerbes seit den 90er Jahren, flankiert von kulturellen Organisationen, die wirtschaftliche Konsolidierung breiterer Bevölkerungsschichten, die Leistungen auf dem Gebiet der litauischen Philologie in wissenschaftlichen Zentren außerhalb Kleinlitauens und schließlich – und m.E. ganz entscheidend – die gerade für die litauische Bevölkerung in Preußen wie im ehemaligen Großfürstentum prägenden historischen Ereignisse seit etwa 1860 – dies alles veränderte nicht

nur die Produktions- und Distributionsbedingungen, sondern auch die Themen und Leserinteressen des kleinlitauischen Buchmarktes grundlegend. Das Buch wurde jetzt zum Träger und Stifter einer nationalen gesamtlitauischen Identifikation und leistete einen wesentlichen Beitrag zur endgültigen Durchsetzung der nationalen Sprache besonders auch im besetzten, einer rigiden Russifizierungspolitik unterworfenen Teil, der durch die Bücherträger mit illegalen Schriften aus Kleinlitauen versorgt wurde. Damit einher ging auch eine Änderung der Themen, neben religiöse traten immer stärker weltliche Inhalte, wurden zunehmend nationale und politische, aktuelle Themen besonders in den einflußreichen, weit verbreiteten Periodika behandelt (vgl. zur ersten Orientierung auch die tabellarische Übersicht auf S. 316). Auf dem Sektor der – insgesamt im 19. Jahrhundert noch wenig gepflegten, über Donelaišis und einige Übersetzungen nicht hinausreichenden – belletristischen Literatur gewannen v.a. die litauischen Volkslieder große Bedeutung: 1825 gab Ludwig Jedemin Rhesa, Direktor des Litauischen Seminars an der Universität Königsberg und bereits erster Editor der „Jahreszeiten“, erstmals eine große Sammlung, die „Dainos oder Litthauischen Volkslieder“, mit einem Anhang über Wesen und Gattungen der litauischen Volksliedtradition heraus. Das Interesse am litauischen Volkslied blieb im ganzen 19. Jahrhundert lebendig, immer wieder wurden neue Lieder, teilweise in großen Sammlungen (z.B. die „Littauischen Volkslieder“ von Georg Heinrich Ferdinand Nesselmann), teilweise in Zeitschriften veröffentlicht (vgl. S. 351-356).<sup>4</sup>

Das kleinlitauische Buch leistete über dreieinhalb Jahrhunderte einen entscheidenden Beitrag für das kulturelle Zusammenwachsen und Zusammengehörigkeitsgefühl des geteilten Litauen und der unter fremder Herrschaft – preußisch-deutscher auf der einen, polnischer und russischer auf der anderen Seite – stehenden Litauer. Bereits Mažvydas verfaß-

---

<sup>4</sup> Wie weit das Interesse an litauischen Volksliedern über die beiden Teile Litauens hinausging, zeigt sich bereits an den Druckorten der wichtigsten Sammlungen des 19. Jahrhunderts: Auch in Posen, Straßburg und Heidelberg erschienen Ausgaben, Nesselmann ließ seine „Volkslieder“ in Berlin drucken; vgl. den Überblick bei Friedrich Scholz, *Die Literaturen des Baltikums. Ihre Entstehung und Entwicklung*, Opladen 1990, S. 173-184. Neuerdings liegt eine umfassende litauische Darstellung zur Geschichte des protestantischen Kirchenliedes in beiden Teilen Litauens vor von Dainora Pociūtė, *XVI–XVII a. protestantų bažnytinės giesmės. Lietuvos Didžioji Kunigaikštystė ir Prūsų Lietuva* (Die protestantischen Kirchenlieder des 16. und 17. Jahrhunderts, das Großfürstentum Litauen und Preußisch-Litauen), Vilnius 1995 (*Lietuvių literatūros ir tautosakos institutas. Senosios literatūros studijos*). Die wichtigsten Ergebnisse dieser Untersuchung flossen ein in: Dies., *Das litauische protestantische Kirchenlied des 16.–17. Jahrhunderts*, in: *Annaberger Annalen* 4 (1996), S. 68-78.

te seinen Katechismus mit Blick auf beide Teile Litauens, eine nationale und sprachlich-kulturelle Perspektive, die von Kleinlitauen aus stets gewahrt blieb. Mit dem Ende des Ersten Weltkrieges übernahm dann das staatlich selbständige Litauen die führende Rolle im Buchdruck und in der Literatur, jetzt gingen von Großlitauen aus die Impulse in den preußischen Teil, dessen Bevölkerung einer restriktiven deutschen Memelland-Politik ausgesetzt war. Wenngleich die Zahl der kleinlitauischen Druckerzeugnisse kaum zurückging (Kaunas zählt für die letzten zwei Jahrzehnte seines Untersuchungszeitraumes 667 Bücher, S. 509), bestand doch angesichts der gestiegenen Leserbedürfnisse und -zahlen ein stetiger Mangel an litauischen Büchern, der in Anbetracht der politischen Spannungen und der ablehnenden Haltung der Kleinlitauer gegen die lateinische Schrift von der Republik Litauen aus kaum ausgeglichen werden konnte. Kaunas attestiert der litauischen Literatur in dieser Zeit einen Verlust jedes internationalen Niveaus, der auch durch die ersten großen Werke der im Kreis Klaipėda geborenen, wohl wichtigsten litauischen Autorin unseres Jahrhunderts, Ieva Simonaitytė, nicht aufgehalten werden konnte.<sup>5</sup> Mit dem Jahre 1940 schließlich brachen die kleinlitauische Buchproduktion sowie das gesamte litauische Kulturleben endgültig zusammen.

Mit diesem Einschnitt, dessen Folgen ja erst seit wenigen Jahren im Zuge der politischen Neugestaltung Osteuropas überwunden werden, beendet Kaunas seine überzeugende Untersuchung. Ein kurzes Schlußwort am Ende des dritten Kapitels (S. 668-671), das für die deutschsprachige Zusammenfassung des Buches (S. 743-760) erfreulicherweise komplett übersetzt wurde, resümiert die kulturelle Bedeutung des kleinlitauischen Buchdrucks für die nationale Bildung und das nationale Bewußtsein Litauens in der Neuzeit. Auch nach 1940 bzw. 1945 wurde von den ins weltweite Exil verstreuten Kleinlitauern, v.a. in Deutschland und Nordamerika, das Bewußtsein dieses eigenen kulturellen Erbes bewahrt, wurden die Wurzeln einer Tradition gepflegt, die heute wieder Früchte trägt. Die Geschichte des Buches in Kleinlitauen von Domas Kaunas ist dafür ein in jeder Hinsicht gelungenes Beispiel.

Es geht ihm nicht nur darum, die inhaltliche und thematische Genese der kleinlitauischen Bücher und Zeitschriften im engen Sinne einer Literaturgeschichte nachzuzeichnen, sondern besonders – wie der Untertitel bereits verdeutlicht – auch um die sich verändernden Produktions- und Distributionsverhältnisse. Es ist unzweifelhaft ein Verdienst der vorliegenden Untersuchung, die Geschichte des kleinlitauischen Buches unter

---

<sup>5</sup> Bezeichnenderweise erschien ihre große Familienchronik „Aukštųjų Šimonių likimas“ erstmals 1935 in Kaunas.

einer Vielzahl von Faktoren betrachtet und eingehend behandelt zu haben. Der Entwicklung des Druckereigewerbes und des Verlagswesens, den Autoren und ihren Leserschichten ebenso wie dem mentalitätsgeschichtlichen Beitrag des kleinlitauischen Buches, speziell für die Herausbildung einer gesamtlitauischen Sprache und nationalen Identität, widmet er sich eingehend. So entsteht eine Kulturgeschichte des Buches in litauischer Sprache für einen geographischen Raum, der vielfältigen ereignis- und geistesgeschichtlichen Einflüssen unterworfen war, für eine Minderheit im preußischen Staat mit einer ganz eigenen historischen Tragik, aber auch mit einer bemerkenswerten geistigen Kraft. Damit entsteht zugleich ein wichtiges Kapitel einer preußischen Kulturgeschichte, das bislang noch nicht geschrieben war. Wer einmal in den grundlegenden literaturgeschichtlichen oder historischen Werken zu Preußen – von Pisanski bis Motekat, von Schumacher bis Bookmann – nachliest, wird nur wenig über Kleinlitauen und seine Autoren finden. Dabei waren die Beziehungen zwischen der deutschen und der litauischen Kultur, ihren literarischen Trägern sowie ihren gewerblichen Produzenten über Jahrhunderte eng und äußerst fruchtbar. Wenn Simon Dach, der größte Königsberger Dichter des 17. Jahrhunderts, zur ersten litauischen Grammatik des Daniel Klein ein neulateinisches Widmungsgedicht beisteuerte, mit welchem er die *pietas* und *virtus* der Litauer pries und die Macht der Sprache zur Befreiung aus den Fesseln der Barbarei betonte,<sup>6</sup> oder wenn das litauische Nationalepos „Metai“ sogleich im Jahr seiner Erstausgabe auch in einer deutschen Übersetzung durch Rhesa, wie Dach Professor an der *Albertina*, erschien, sind dies nur zwei Beispiele dafür, wie sehr wir uns auch heute noch dieser kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und Litauen bewußt bleiben sollten.

Axel E. Walter, Osnabrück

---

<sup>6</sup> Vgl. S. 141. Dieses Gedicht ist leicht zugänglich im Faksimile bei Regina Koženiauskienė, XVI–XVII amžiaus prakalbos ir dedikacijos (Vorreden und Widmungen des 16. und 17. Jahrhunderts). Vilnius 1990, S. 351.

**Volker Seresse, Des Königs „arme weit abgelegene Vntterthanen“. Oesel unter dänischer Herrschaft 1559/84–1613. Frankfurt a.M.: Peter Lang Verlag 1996, 296 S. (Kieler Werkstücke. Reihe B: Beiträge zur nordischen und baltischen Geschichte. 2).**

Der im Januar 1558 ausbrechende Livländische Krieg und die in seinem Ergebnis zerfallende politisch-administrative Struktur Alt-Livlands bildeten einen Teil der im 16. Jahrhundert im Ostseegebiet stattfindenden Wandlungen. Anstelle einer die nordischen Länder verbindenden Kalmarer Union waren in den 1520er Jahren die Staaten Dänemark-Norwegen und Schweden-Finnland entstanden, die um die Herrschaft in der Ostsee konkurrierten. Die Hanse mit Lübeck an der Spitze hatte ihre politische und wirtschaftliche Macht verloren, weil sie im Konkurrenzkampf mit den Niederlanden unterlag. Moskau hatte die Expansion nach Westen intensiviert. An einem in der Mitte des 16. Jahrhunderts in ein machtpolitisches Vakuum geratenen Alt-Livland hatten seine Nachbarstaaten vor allem wirtschaftliches Interesse. Dank der geographischen Lage bildete es ein Transitland zwischen Westeuropa, Rußland und Litauen. Im Vergleich zu den anderen Prätendenten auf das Erbe Alt-Livlands hatte Dänemark keine direkt expansiven Pläne. König Frederik II., der im November 1559 das Stift Oesel-Wiek vom dortigen letzten Bischof Johann Münchhausen erwarb, wollte innerdynastische Probleme lösen. Der Bruder des Königs, Herzog Magnus, brauchte ein standesgemäßes Gebiet.

Ungeachtet dessen, daß die frühere Geschichte Oesels direkt mit den Entwicklungen und Ereignissen im kontinentalen Estland verbunden ist, hat sie doch viele Besonderheiten. Die juristische Lage der schwedischen Überseeprovinzen Est- und Livland im 16. und 17. Jahrhundert, die administrativ-politische Ausbildungs- und Entwicklungsgeschichte, die gegenseitigen Beziehungen zwischen der Zentralmacht und der ansässigen Verwaltung sowie die Kompetenz der verschiedenen Institutionen wurden recht gründlich untersucht.<sup>1</sup> Analoge Forschungen über das in den Jahren

---

<sup>1</sup> Vgl. z.B. J.A. Almquist, *Den civila lokalförvaltningen i Sverige 1523–1630*. Stockholm 1920–1922 (Meddelanden från Svenska riksarkivet. Ny följd II/6. Andra delen. II); S. Dahlgren, *Der schwedische Absolutismus am Ende des 17. Jahrhunderts und die Integration des Reichs*, in: *Die schwedischen Ostseeprovinzen Estland und Livland im 16.–18. Jahrhundert*, hrsg. v. Aleksander Loit. Uppsala 1993 (Acta Universitatis Stockholmiensis. Studia Baltica Stockholmiensia. 11), S. 15–31; T. Eng, *The Legal Position of Estland in the Swedish Kingdom during the First Decades of the Swedish Rule*, in: Ebenda, S. 53–61; A. Loit, *Die baltischen Länder im schwedischen Ostseereich*, in: Ebenda, S. 63–85; E. Fries, *Erik Oxenstierna såsom Estlands guvernör 1646–1653*, in: *Historisk Tidskrift* (1885), S. 297–344; R. Liliedahl, *Svensk*

1559–1645 zu Dänemark gehörende Oesel fehlen. Entsprechende Spezialforschungen aus deutschbaltischer und estnischer Historiographie sind nicht zu finden. Es gibt nur Exkurse<sup>2</sup> von Laienhistorikern in die früheren Zeiten der Insel oder Arbeiten, die einige Einzelfragen behandeln.<sup>3</sup> Das einzige Übersichtswerk aus der Feder Evald Blumfeldts erschien schon vor mehr als einem halben Jahrhundert, 1934.<sup>4</sup> Auch die dänischen Historiker schenken der dem Mutterland fernstehenden und armen Provinz keine Aufmerksamkeit. Auf die Möglichkeiten, mit Hilfe von Archivmaterialien die Geschichte Oesels zur Dänenzeit zu erforschen, verwies 1985 Vello Helk.<sup>5</sup>

Die von Volker Seresse 1992 an der Philosophischen Fakultät der Christian Albrechts-Universität zu Kiel verteidigte und jetzt publizierte Dissertation ist der erste ernsthafte Versuch, systematisch die dänische Zeit auf Oesel sowie die Lage und Bedeutung der Insel im Oldenburgerreich zu untersuchen. Der Autor stellt sich in der Einleitung seiner Arbeit vielen Problemen und Fragen: „Wie vertrugen sich im Falle Oesels die königlich-dänischen Vorstellungen von Landesherrschaft und die konkreten livländisch-ständischen Herrschafts- und Verwaltungsstrukturen? Gab es Konflikte? Welche Machtmittel standen zur Verfügung, wie wurden sie angewandt, um unterschiedliche Vorstellungen durchzusetzen? Endlich: Welchen Umfang und welchen Charakter hatten unter diesen Vorzeichen die Bindungen, die Oesel mit Dänemark verknüpften?“ Die Hauptfrage der Forschung lautet: „Findet bis 1611/13 eine Konsolidierung/Ausweitung der rechtlich-sozialen, politischen, oder auch wirtschaftlichen Bindungen an Dänemark statt? Oder entwickelten sich diese Bindungen nicht fort bzw. bildeten sich gar zurück? Und daran anschließend: Welche sind die Gründe?“ (S. 23) Und weiter fragt der Autor: „Welche Personen(gruppen) waren an der Verwaltung beteiligt? Wie gestaltete sich die

---

förvaltning i Livland 1617–1634. Uppsala 1933; A. Perandi, Die Aufgaben und Funktionen der estländischen Generalgouvernementsregierung während der schwedischen Zeit, in: Katalog des estländischen Generalgouverneursarchivs aus der schwedischen Zeit. 1935 (Acta Archivi Centralis Estoniae 3 [I/2]), S. 12–110; J. Rosén, Statsledning och provinspolitik under Sveriges stormaktstid. En författningshistorisk skiss, in: Scandia XVII (1946), S. 224–270.

<sup>2</sup> M. Körber, Oesel einst und jetzt. Bd. 1–3, Arensburg 1887–1915.

<sup>3</sup> Vgl. z.B. V. Helk, Die Stadtschule in Arensburg auf Osel in dänischer und schwedischer Zeit (1559–1710). Lüneburg 1989 (Schriften der Baltischen Historischen Kommission. 1; Beiträge zur Schulgeschichte. 2).

<sup>4</sup> E. Blumfeldt, Saaremaa Taani ajal (1559–1645) (Ösel in dänischer Zeit [1559–1645]), in: Eesti. Maateaduslik, majanduslik ja ajalooline kirjeldus (Estland. Geographische, wirtschaftliche und historische Beschreibung). Bd. VI: Saaremaa (Ösel). Tartu 1934, S. 294–307.

<sup>5</sup> V. Helk, Øsel under dansk styre – historiske og arkivalske problemer, in: Arkiv 10 (1985), S. 257–268.

Zusammenarbeit zwischen Krone und einheimischen Führungsschichten? Wie verliefen Konflikte?“ Und schließlich: „Welche politische und strategische Bedeutung kam Oesel im Horizont der dänischen Ostseepolitik zu?“ (S. 24)

Es wird nicht die ganze dänische Herrschaftsperiode beobachtet, sondern die Zeitspanne 1584–1613, die Periode, als auf dem Festland der Livländische Krieg beendet war. Im Jahr 1584, als aus dem zu Schweden gehörenden Teil das estnische Herzogtum gebildet wurde und die Adligen des entsprechenden Gebiets sich zu einer einheitlichen Ritterschaft vereinigt hatten, wurde klar, daß Oesel einen untrennbaren Teil Dänemarks bildete. 1583 war Herzog Magnus gestorben, und im nächsten Jahr, nach der Beseitigung der sog. Farensbach-Affäre, versicherte sich die Königsmacht der Insel. Das Jahr 1613 ist mit dem Ende des Kalmarkrieges verbunden, der Oesel nur indirekt berührte, aber doch direkt die Schwäche der dänischen Herrschaft auf der fernen Insel zeigte. Dabei verzichtet der Autor weder auf Exkurse in die vergangene Zeit (Oesel zur Bischofszeit, die ersten Jahre unter der Herrschaft des dänischen Königs) noch in die folgenden Zeiten der behandelten Periode und begründet dies mit der besseren Basis der Archivquellen.

Es ist bemerkenswert, daß die Forschungsarbeit auf Archivquellen beruht. Vor allem wurden die im Dänischen Reichsarchiv aufbewahrten Quellen benutzt, unter denen die wesentlichsten die Livland-Bestände in der auswärtigen Abteilung der Deutschen Kanzlei darstellen. Zumeist geht es um Briefwechsel, Berichte, Bitt- und Antwortschriften, die neben den strengen Normativen und Vorschriften den Blick auch auf das sog. Alltagsleben zu werfen ermöglichen. Zusätzliche Materialien sind im Archiv des Herder-Instituts in Marburg, im Schwedischen Reichsarchiv in Stockholm (Livonica-Sammlung) und im Estnischen Historischen Archiv in Tartu zu finden. Dabei stellen die Archivquellen der Arbeit auch ihren verengenden Rahmen. Wenn es z.B. ziemlich leicht fällt, die Kompetenz, Tätigkeit und Probleme der ansässigen Machthaber, d.h. des Statthalters und anderer königlicher Beamter, dank der geführten Korrespondenz mit der Zentralmacht zu verfolgen, so gibt es dort demgegenüber wenige oder überhaupt keine Zahlenangaben. Im Dänischen Reichsarchiv werden zwar Landbücher aufbewahrt, die aber nur über die Kronsländereien geführt wurden. Nähere Angaben über die privaten Adelshöfe fehlen.

Die Arbeit ist in fünf größere Abschnitte unterteilt, die als besondere Problemkreise behandelt werden können. In der ersten, umfangreicheren Abteilung (S. 25–113) wird eine Übersicht zu den politisch-strukturellen Veränderungen im frühneuzeitlichen Ostseeraum gegeben, es werden die Anstrengungen der unterschiedlichen politischen Kräfte um die Herr-

schaft auf der Ostsee und die Bedeutung Livlands in diesen Kämpfen skizziert. Dazu gehört auch eine Übersicht über das Oldenburgerreich um 1600, über die dänische Gesellschaft, ihre Regierungsform, die zentrale Administration sowie die Finanzen (S. 25-39).

Indem er die Institution der dänischen *lensmaend* beschreibt, gibt Seresse einen Überblick über alle oeselschen Statthalter, ihre Herkunft und Qualifikation, aber auch über ihre dienstlichen Aufgaben und Kompetenzen. Es ist charakteristisch, daß von den 15 Statthaltern nur drei Livländer waren. Nach der Affäre um Jürgen Farensbach (1584) wurde dieses Amt letzteren nicht mehr anvertraut. Vereinte für die Mehrheit der dänischen *lensmaend* der *len* als Oberbeamter die administrativen Pflichten, so besaß der Statthalter Oesels, ausgehend von der Nähe der schwedischen Überseeprovinzen, auch militärische und diplomatische Aufgaben. Vor allem sollte er die Sicherheit der Insel und der Arensburger Burg gewährleisten. Wichtig waren daneben wirtschaftliche Aufgaben: Das Kronsland sollte nicht in Privathände übergehen, die Kronsgüter mußten bewirtschaftet und die dadurch erwirtschafteten Einkommen kassiert werden. Der Statthalter hatte den Rechtsweg einzuhalten, der auf der noch gültigen livländischen Rechtstradition basierte (S. 39-54).

Die Verbindung Oesels zum Mutterland wird durch die Dichte von Briefwechseln und Reiseverkehr deutlich. Wie die Analyse des vorhandenen Briefwechsels zeigt, war die Kommunikation zwischen der Insel und Dänemark hauptsächlich über See von März bis Oktober möglich. In dringenden Fällen konnte man im Winter auf der langen und schwer passierbaren Landstraße verkehren. Die tatsächliche Lage zeigt, daß die Korrespondenz für vier Monate unterbrochen war. In einem besonderen Abschnitt werden die Adressaten in Kopenhagen, der für Oesel zuständige Personenkreis in der Hauptstadt, analysiert (S. 55-65).

Im folgenden betrachtet der Autor die wesentlichsten Faktoren der Entwicklung der oeselschen Bevölkerung: Krieg, Hunger, Seuchen und entlaufene Bauern. Obwohl die Quellenbasis betreffs der oeselschen Bevölkerung schwach ist (es sind nur einzelne Landbücher mit den Verzeichnissen der Kronsbauern, Listen der Adligen und der Bürger von Arensburg aufbewahrt), findet Seresse, daß die Bevölkerungszahl der Insel um 1600 zurückging, jedoch nicht in dem Ausmaß wie auf dem Festland; die Zahl schwankt zwischen 10000 und 15000 Menschen (S. 66-71; vgl. auch Anhang 1, S. 257-263).

Die Grundzüge des oeselschen Wirtschaftslebens sind denen Est- und Livlands ähnlich – Landwirtschaft, Fischerei und Handel. Doch ist dank der vorher genannten Landbücher nur die Beobachtung der Wirtschaftstätigkeit der Kronsgüter möglich. In Betreff der Länder des Adels fehlen

die entsprechenden Quellen. Den Anteil von Arensburg am internationalen Handel schätzt Seresse nach dem Sundzoll sehr gering (S. 71-79).

Der wichtigste Stand, mit dem die Zentralmacht in Kopenhagen und die ansässigen königlichen Beamten rechnen mußten, war die Oeselsche Ritterschaft. Die korporative Entwicklungsgeschichte, ihre rechtliche Lage und wirtschaftliche Stärke ist weder mit dem Adel Livlands noch mit dem Estlands vergleichbar. Man benötigte im seinerzeitigen Stift Oesel-Wiek keine militärischen Vasallen, sondern Beamte für die Verwaltung und Bewirtschaftung des Stiftes. Die oeselschen Lehnsgüter waren klein, und so blieben die Adligen von den bischöflichen Amtsstellen abhängig. Die umfangreichen Privilegien (1524 und 1537) der Adligen des Stiftes Oesel-Wiek wurden von Frederik II. im Jahr 1559 bestätigt. In derselben Zeit wurde die Entwicklung der auf Oesel Lehen erhaltenden Adligen zur selbständigen Ritterschaft zu Ende geführt. Je länger, desto mehr wurden die Rechte der oeselschen Adligen begrenzt, bei der Mitsprache an der Verwaltung des Landes oder in eigentumsrechtlichen Fragen. 1611/12 lebten auf Oesel 47 Adelsfamilien, von denen die Mehrheit erst im 16. Jahrhundert auf Oesel ansässig geworden war. Der andere örtliche Stand war die Bürgerschaft, die mit Arensburg verbunden war, das 1563 Stadtrecht bekommen hatte. Den dritten Stand bildete die Bauernschaft. Sie teilte sich in verschiedene Schichten (Krons-, Adels-, Freibauern usw.). Im Vergleich zur bischöflichen Zeit fand in dänischer Zeit kein grundsätzlicher Wandel in den ökonomischen Strukturen statt. Dennoch ist insgesamt eine Verschlechterung der Lebensbedingungen anzunehmen (S. 79-105).

Die Beziehungen der Oeselschen Ritterschaft und der Stadtbürger zur Königsmacht kamen schon während der obengenannten Farensbach-Affäre 1584 zum Vorschein. Stand die Bürgerschaft klar auf der Seite des Königs, so unterstützte der Adel als Standesgenosse des widerspenstigen Statthalters letzteren. Dabei wurde kein konkreter Konflikt mit dem König gesucht. Im Verlauf der Bereinigung der Widersprüche sicherte der König schließlich seine Macht auf der Insel (S. 106-113).

Der andere umfangreichere Themenkreis (S. 115-195) behandelt die Verwaltung, den Statthalter und andere königliche Beamte auf der Insel sowie die örtliche Führungsschicht – Ritterschaft und Stadtrat. Grundsätzlich konnte der Staat die Angelegenheiten Oesels ohne Konsultierung der Ritterschaft entscheiden. Für die Lösung größerer Probleme wurden dem örtlichen Statthalter von Kopenhagen spezielle königliche Kommissionen zu Hilfe geschickt. Dabei kann man nicht behaupten, daß der Adel als Stand ganz aus der Verwaltung des Landes ausgeschlossen war. Die Landräte der Ritterschaft brauchte man als königliche Beamte und

Verwalter der Amtshöfe. Dies gewährleistete das Band zwischen dem König und der Insel (S. 115-138). Andererseits entstanden eben durch Landbesitz Mißverständnisse und Konflikte zwischen Zentralmacht und Ritterschaft. Die Güterpolitik des Staates war die ganze dänische Regierungszeit hindurch auf die Bewahrung der Kronsländer ausgerichtet, wodurch auf Oesel im Gegensatz zu Est- und Livland begrenztes Lehnrecht im Übergewicht war. Ein Grund für Widersprüche war auch die Zurücknahme der Lehnsländer durch die Reduktion in den Kronsbesitz (S. 138-163).

Das andere, größere Konfliktgebiet resultierte aus den Widersprüchen zwischen den wirtschaftlichen Privilegien der Arensbürger, der sog. Nahrung, und den Adelsfreiheiten. 1578 beschloß man einen die Handelstätigkeit der Bürgerschaft und Ritterschaft regelnden Rezeß, aber ungeachtet der genauen Vorschriften gab es wesentliche inhaltliche Widersprüche. Diese waren analog zu den Konflikten zwischen Städten und im Hinterland ansässigen Adligen in ganz Europa sowie in Est- und Livland. Die Städte waren an dem Kauf und Verkauf der überschüssigen Agrarprodukte an die ausländischen Kaufleute sowie am Verkauf der Importwaren an die Landesbewohner interessiert. Auf diesen Tätigkeitsfeldern versuchten mit den Stadtbürgern sowohl Adlige, Bauern als auch die ein zusätzliches Einkommen suchenden königlichen Beamten zu konkurrieren. Ein typischer Konflikt entstand bei der Verwendung der Beihäfen. Er wurde noch schärfer dank der ausländischen Kaufleute, die nach Möglichkeiten suchten, günstiger zu handeln, und deshalb oft die Stadtbürger im Hinterland umgingen, um dort direkt Handel zu treiben. Angesichts der Größe und Armut Arensburgs, der Begrenztheit des handelsfähigen Hinterlandes, des Mangels an Kapital und der Abhängigkeit von ausländischen Kaufleuten kann man leicht begreifen, warum so vehement gegen alle möglichen Konkurrenten gekämpft wurde (S. 164-183).

Das dritte größere Problem in der Geschichte der Beziehungen zwischen der Insel und dem Mutterland ist in Verbindung mit dem sog. Kalmarkrieg (1611-1613) zu sehen. Oesel spielte im Kalmarkrieg eine Nebenrolle, es gab nur einige wenige Plünderungen der Schweden sowie die Belagerung Arensburgs. Gerade während dieser Ereignisse wurde die Schwäche der Königsmacht auf der Insel deutlich. Ein Teil der Ritterschaft, der den Krieg ohne Verluste zu überstehen gedachte, verhielt sich in kritischen Momenten dem dänischen Staat gegenüber nicht mehr loyal und stellte die Fähigkeit Christians IV., die Insel zu schützen, in Frage. Dabei erstrebte man aber nicht einen Wechsel auf die schwedische Seite. Die Krise zeigte, daß die Mehrheit des oeselschen Adels selbst nach 50jähriger gemeinsamer Existenz nichts mit Dänemark verband. Eine

Fortsetzung der Königsmacht gewährleisteten vielmehr seine örtlichen Beamten.

Aus dem vorher Gesagten erwächst eine logische Frage: Welches war die Stellung Oesels in der dänischen Ostseepolitik 1559–1613 (S. 205–229)? Wichtig ist, daß die dänische Königsmacht im Verkehr mit den unterschiedlichen Ostseeanrainerstaaten (Rußland, Polen und Schweden), die alle Ansprüche auf den Nachlaß Alt-Livlands artikulierten, die Zugehörigkeit Oesels zu Dänemark auf diplomatischem und vertraglichem Wege sicherte. Dank dieser politischen Linie gelang es der Bevölkerung der Insel, das traurige Schicksal des Festlandes während des Livländischen Krieges und des folgenden schwedisch-polnischen Konflikts zu umgehen. Aber welche Bedeutung hatte die Insel für Dänemark? Die Einschätzungen der früheren Forscher schwanken von der großen geostrategischen Bedeutung Oesels bis zur militärischen Nutzlosigkeit. Um eine eigene Antwort zu finden, betrachtet der Autor die Bedeutung Oesels angesichts des *Kongens Strømme* bzw. die Ausdehnung der von Dänemark kontrollierten Gewässer in der östlichen Ostsee. Mit der Kontrolle besaß man das Recht zu zollen, aber auch die Pflicht, die Kaufleute in diesen Gewässern zu schützen. Solange neben Oesel auch Kurland zu Dänemark gehörte, ermöglichte die Weite von *Kongens Strømme*, den Schiffsverkehr in der Rigaer Bucht zu kontrollieren. Später, nach dem Fall Rigas an Schweden, verschwand diese Möglichkeit, und Oesel bildete einen Teil der dänischen Küstengewässer. Die Bedeutung Oesels für Dänemark wurde durch seine Lage auch über den Livländischen Krieg hinaus erhöht, da es theoretisch möglich war, schnell adäquate Informationen über die Nachbarstaaten zu sammeln. Dies war schon in der Instruktion an den königlichen Statthalter vorgesehen. Und obwohl die Briefe des letzteren in die Hauptstadt auch entsprechende Informationen mit Meinungen und Situationsberichten beinhalteten, darf man diese Aufgabe nicht überschätzen. Schnellere und genauere Informationen erreichten Kopenhagen über andere Kanäle. Schließlich fehlte Oesel die strategische Bedeutung für Dänemark. Mit Adelsfahne, Bürgern und Burgmannschaft betrug die Größe des ansässigen Heeres ungefähr 200 Mann. So fehlte auf der Insel ein militärisches Potential, ja sie benötigte selbst Unterstützung. Hier wäre zu fragen: Warum besuchte König Christian IV. im Jahr 1597 Oesel? Höchstwahrscheinlich befriedigte er seine Neugier und besuchte den fernen Besitz seines Reiches neben Schweden.

Bei dieser Abteilung hätte man noch eine vierte Frage stellen können: Welche wirtschaftliche Bedeutung hatte Oesel für das Oldenburgerreich? Wahrscheinlich hätte man die Antwort auf diese Frage aus den vorhandenen Landbüchern erhalten.

Schließlich behandelt Seresse als fünftes größeres Problem die staatsrechtliche Lage Oesels im Oldenburgerreich (S. 231-241). Da Oesel keinen direkten Teil des dänisch-norwegischen Kernreiches bildete, sondern nur ein Überseebesitz war, gibt der Autor vor allem einen Überblick der staatsrechtlichen Lage von anderen, zum dänischen Reich gehörenden Teilen wie Norwegen, Schleswig-Holstein, Gotland und Bornholm. Obwohl der Autor zeigt, daß die genaue Beschreibung der staatsrechtlichen Lage Oesels unmöglich ist und die nähere Forschung zu derselben den Historikern noch bevorsteht, läßt sie sich 1559, als die Insel sich freiwillig unter die Herrschaft des dänischen Königs begab, und 1573, als die dänischen Könige selbst die Landesherren der Insel waren, feststellen. Oesel bekam einen staatsrechtlichen Sonderstatus, was auch durch das Fehlen von Vertretern der dortigen Stände in den dänischen Reichstagen und das Vorhandensein der Privilegien der Ritterschaft deutlich wird. Oesel wurde Dänemark nicht inkorporiert und war inhaltlich mit ihm staatsrechtlich nur schwach verbunden, auf Oesel selbst wurde die dänische Macht als Protektorat betrachtet. Wie in Dänemark, so sah man auch auf Oesel keinen Nutzen, diese Beziehungen zu konkretisieren.

Volker Seresse beendet seine Untersuchung mit einer gründlichen Zusammenfassung (S. 243-250) und mit einem Blick auf die Entwicklung Oesels während der Zugehörigkeit zu Schweden 1645-1710. Als Ergebnis ist festzustellen, daß es im Leben der Insel keine großen grundsätzlichen Veränderungen gab (S. 250-256). Von den fünf der Arbeit beigefügten Anhängen sind die beiden ersten die interessantesten: die Größe der oeselschen Bevölkerung um 1600 (S. 257-263) und die Kirchenordnung auf der Insel, worüber leider so wenig Information zugänglich ist (S. 264 f.).

Zusammenfassend füllt die Forschung Seresses eine wichtige Lücke in der oeselschen Historiographie und ist eine bemerkenswerte Ergänzung unserer Kenntnisse zur gesamten Entwicklungsgeschichte des Ostseegebiets in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Den Wert der Arbeit erhöht der vergleichende Ansatz mit Europa sowie Est- und Livland.

Enn Küng, Tartu

**Die Kurländischen Seelenrevisionslisten 1797–1834 (1858), bearb. v. Arthur Hoheisel u. Peter Wörster. Marburg: Verlag Herder-Institut 1997, 83 S. (Sammlungen des Herder-Instituts zur Ostmitteleuropa-Forschung. 2).**

Wer erwarten sollte, aus einer „Bearbeitung“ der Kurländischen Seelenrevisionslisten Aufschlüsse über Struktur, Zahl und Entwicklung der Bevölkerung Kurlands im angegebenen Zeitraum zu gewinnen, wird seine Erwartungen revidieren müssen. Es handelt sich nämlich nicht um eine analytische Auswertung des Inhalts von Einwohnerlisten, sondern um die Vorstellung einer umfassenden Quelle zur Bevölkerung Kurlands im Rahmen einer Bestandsbeschreibung der „Sammlungen des Herder-Instituts zur Ostmitteleuropa-Forschung“. Im Band 2 der so betitelten Reihe werden hier die von dem kürzlich in hohem Alter verstorbenen Genealogen Arthur Hoheisel teilweise schon untersuchten Seelenrevisionslisten Kurlands im Vorgriff der Beschreibung anderer Bestände vorgeführt, wie es im Vorwort des Institutsmitarbeiters Peter Wörster heißt. Allein die Titel von Band 1 (Senkrechtaufnahmen Ostmitteleuropas. Bildflüge 1942–1945 über Brandenburg, Ostpreußen, Polen, Pommern und Schlesien, bearb. v. Wolfgang Kreft. 1995) und von Band 3 (Zeitungen aus den Ländern Ostmitteleuropas und der Emigration seit 1945) zeigen die breitgefächerte Thematik der Sammlungen des Instituts.

Die Sammlung des Herder-Instituts umfaßt rund 350 laufende Regalmeter und betrifft in ihrer Mehrheit die baltische Geschichte vom hohen Mittelalter bis zur Mitte unseres Jahrhunderts. Neben Originalmaterial – Schenkungen und Deposita – gehört dazu ein umfangreiches Kopienarchiv, das auf Verfilmungen beruht, die in der Zeit der Umsiedlung in den Archiven Estlands und Lettlands zum Zwecke der Forschung zusammen mit örtlichen Fachkräften vorgenommen wurden. Dieses heute teilweise als Papierrückvergrößerung in Marburg befindliche Material bildet nach Auskunft Wörsters die reichhaltigste und vielfältigste archivalische Baltica-Sammlung in der Bundesrepublik Deutschland. Der große Umfang der Kurland betreffenden Quellengruppe, zugleich aber auch der fortgeschrittene Stand ihrer Erschließung durch Arthur Hoheisel und eine Reihe von interessierten Mitarbeitern in Form von Namenskarteien, Datenbanken und Publikationen waren der Anlaß, die Beschreibung gerade dieses Bestandes anderen Projekten vorzuziehen.

Seit 1718 wurden in Rußland, seit 1781 auch in den Gouvernements Estland und Livland, Seelenrevisionslisten zur Erhebung der Kopfsteuer abgefaßt. Nach dem Anschluß Kurlands an das Russische Reich 1795

wurden auch dort Anstalten zu diesem Zweck getroffen, beginnend mit einer Volkszählung im Jahr 1797. Hierfür wurden die Bewohner der ländlichen Einheiten von deren Besitzern oder Verwaltern erfaßt, während in den Städten Hauslisten erstellt wurden. Man unterschied folgende Einwohnerkategorien: Adeliger Stand, Gelehrtenstand (Akademiker oder sogenannte Literaten), Beamte, Kaufmannsstand deutscher Nation, Kaufmannsstand russischer Nation, Gewerke deutscher Nation, Gewerke lettischer Nation, freie Deutsche, freie Letten, Russen, freie Polen und Litauer, Juden, Erbuntertanen. Diese bildeten etwa 85% der ländlichen Bewohner.

Die Ergebnisse der Volkszählung eigneten sich jedoch nicht für die Steuererhebung. Deswegen wurden, um die letzte (die V.) Revision nunmehr in Kurland nachzuholen, 1798 und erneut 1803 Revisionslisten erstellt. Ihnen folgten – in Kurland wie im ganzen Reich – 1811 die VI., 1815 die VII., 1834 die VIII., 1850 die IX. und 1858 die X. Revision. Bei allen wurde in erster Linie zwischen Adeligen, Exemten (von der Kopfsteuer befreiten Akademikern, Lehrern und Beamten) und andererseits den zur Kopfsteuer Verpflichteten unterschieden. Diese wurden in Steuerregistern (Oklad) gesondert erfaßt und von den Exemten etwas verächtlich als „Okladisten“ bezeichnet.

Die Listen der Volkszählung und die Revisionslisten wurden jeweils zu „Generalverschlügen“ und diese zu „Hauptverschlügen“ größerer Bereiche zusammengefaßt und befinden sich heute zusammen mit den Listen aus dem Süden Livlands im Zentralen Historischen Staatsarchiv in Riga, während die Revisionslisten aus Nordlivland und Estland im Zentralen Historischen Staatsarchiv in Dorpat (Tartu) aufgehoben werden.

Zu den verfilmten Archivbeständen gehören in erster Linie die Seelenrevisionslisten Kurlands, die zur Umsiedlungszeit flächendeckend, die Listen von 1850 und 1858 jedoch nur teilweise aufgenommen wurden, während die Verfilmung der Estland und Livland betreffenden Listen aus zeitlichen Gründen fast gänzlich unterblieb. Immerhin wurden die in den Staatsarchiven hergestellten Findbücher in Riga und Dorpat als Wegweiser zu den Originalbeständen ebenfalls verfilmt. Heute befinden sich alle diese Filme in Marburg, mit Ausnahme der Hauslisten der Volkszählung von 1797, die vermutlich durch den Krieg verlorengegangen sind. Die Kopien stehen dem Benutzer zum großen Teil als Papierrückvergrößerungen zur Verfügung.

Nach Darstellung der Entstehungsgeschichte und des Inhalts der Seelenrevisionslisten und ihrer Verfilmung lassen die Autoren nunmehr eine tabellarische Übersicht über den ganzen Bestand kurländischer Revisionslisten folgen. Diese Übersicht unterscheidet Originale in Riga, Ko-

prien in Marburg und eine inzwischen in Marburg entstandene Kartei nebst Datenbank der Orts- und Familiennamen. Soweit die Quellen die Landbevölkerung betreffen, sind sie nach dem Zeitpunkt der Revisionen geordnet und jeweils nach Kirchspielen untergliedert. Dabei wird die Vollständigkeit oder Lückenhaftigkeit des Materials und der Stand der noch unvollständigen karteimäßigen Erfassung sichtbar gemacht. Es folgen die Listen der Stadtbevölkerung, geordnet nach Städten und innerhalb der Städte nach Bevölkerungskategorien. Hier bestehen größere Lücken, so daß die Forschung weitgehend darauf angewiesen ist, auf Originalquellen in Riga zurückzugreifen.

Die Übersichten geben dem Interessenten die Möglichkeit, sich genauestens sowohl über den Marburger Bestand als auch über den Gesamtbestand in Riga im voraus zu informieren. Für den Benutzer ist daher die Kenntnis der Bestands- und Quellenbeschreibung eine wichtige Vorstufe für seine Arbeit.

Anschließend gehen die Autoren auf den Stand der Erschließung durch die erwähnte Arbeitsgruppe ein. Mit der Registrierung von Geschlecht, Alter und Familienstand der einzelnen Personen öffnet sich ihnen noch ein weites Arbeitsfeld zur Beackerung.

Schließlich wird auf die Bedeutung der Revisionslisten für die Forschung hingewiesen. Die Listen lassen die Gesamtbevölkerung in ihrer vielfältigen sozialen, nationalen und konfessionellen Differenzierung erkennen. Im einzelnen bilden sie Momentaufnahmen. Ihr Vergleich über die Jahrzehnte gibt aber Aufschlüsse über Veränderungen, Fluktuation und Wanderungsbewegung. So werden sozialgeschichtliche Studien über Familien, Berufsgruppen und Stände möglich und zugleich genealogische Erkenntnisse gewonnen. Diese Bedeutung massenhafter personenbezogener Daten für die Forschung, insbesondere im Bereich sozialer Unterschichten, so wird ausgeführt, sei bisher auch in anderen Ländern und Regionen noch nicht hinlänglich erkannt worden. Auf gewisse Ausnahmen, auch im baltischen Bereich, wird besonders hingewiesen. Hier sei als illustrierendes Beispiel Arthur Hoheisels Artikel „Die Bevölkerung Kurlands 1797“, in: *Zeitschrift für Ostforschung* 31 (1982), S. 551-559, genannt.

Heinz von zur Mühlen, Neubiberg

**Voldemar Ilja, Vennastekoguduse (Herrnhutluse) ajalugu Eestimaal (Põhja-Eesti) 1730–1743 (Die Geschichte der Brüdergemeine [Herrnhuter] in Estland [Nord-Estland] 1730–1743). Helsinki: Suomen Kirkkohistoriallinen Seura 1995, 288 u. 24 S. (Suomen Kirkkohistoriallisen Seuran Toimituksia. 169).**

Bei der vorliegenden Arbeit handelt es sich um die im März 1995 an der Universität Helsinki verteidigte Dissertation des Verfassers, in der er die Anfänge der Brüdergemeine in Tallinn und in der ganzen Provinz Estland einer gründlichen Erforschung unterzieht. In der bisherigen, durchaus umfangreich zu nennenden Literatur zur Geschichte der Entstehung und Entwicklung der Herrnhuter Bewegung im Baltikum wurde (Nord-)Estland meist vernachlässigt, obwohl Tallinn eines der wichtigsten Zentren der Herrnhuter in der frühen Epoche dieser Bewegung im Baltikum war. In der Einführung (S. 15–18) erläutert der Autor das Ziel seiner Forschung, das nicht darin bestehe, die Brüdergemeine einer Bewertung zu unterziehen, sie und ihre Aktivitäten zu rechtfertigen oder zu verurteilen, sondern darin, dem Leser möglichst viel bislang unbekanntes Quellenmaterial zu bieten, das dazu beitragen soll, Fragen beispielsweise nach den Vorbedingungen bzw. Voraussetzungen für die Entstehung einer Brüdergemeine in Estland, nach ihrer Entwicklung, nach ihrer Verbreitung unter den verschiedenen Volksschichten, nach ihren wichtigsten Vertretern etc. zu stellen. Zur Beantwortung dieser und weiterer Fragen hat sich Ilja (geb. 1922, Pastor in der Rahukirik in Nõmme, Tallinn, zeitweise Dekan und stellvertretender Rektor des Theologischen Instituts der EELK) in die Archive begeben. In erster Linie ist hier das Herrnhuter Zentralarchiv zu nennen, wo er die Reise-Diarien der nach Estland und Livland gesandten Herrnhuter Brüder und die „General-Berichte vom Livländischen Werke“ ausgewertet hat. Auch der allgemeine Briefwechsel zwischen Herrnhut und dem Baltikum 1730–1743 wurde vielfach berücksichtigt. Im Zentralen Historischen Archiv in Tartu fand er beachtenswerte Informationen besonders in den Sitzungsprotokollen des Konsistoriums der Provinz Estland, im Briefwechsel zwischen einzelnen Pastoren und dem Konsistorium sowie in den jährlichen Berichten, die die Pastoren an das Konsistorium sandten. In Tallinn verwendete der Autor vor allem das Archiv der Generalgouvernementskanzlei. Auch das Stadtarchiv bot nützliches Material insbesondere zur Erhellung der gegen die Brüdergemeine gerichteten Aktivitäten in Tallinn. Bei der Lektüre des vorliegenden Buches wird allenthalben deutlich, daß in dieser Tatsache, das heißt in der Auswertung einer großen Menge bislang meist unbekannten

Quellenmaterials, zu der nicht nur die Beherrschung der deutschen Sprache, sondern auch handschriftenkundliche Kenntnisse vonnöten sind, der eigentliche Wert der Arbeit liegt.

Zum einführenden Teil der Arbeit gehören neben der allgemeinen Einleitung drei weitere Kapitel. Ein Überblick über den Forschungsstand (S. 19-30) vermittelt in aller Kürze einen Eindruck darüber, welche Vorarbeiten zum Thema bereits existieren, angefangen bei den deutschen und deutschbaltischen Autoren über Arbeiten aus dem englischen Sprachraum und Skandinavien bis hin zu dem, was die Esten selbst zur Erforschung des Themas beigetragen haben. In diesem Zusammenhang sind vor allem der Kirchenhistoriker Olaf Sild sowie der Literaturhistoriker Rudolf Põldmäe (1908–1988) zu nennen, auf deren Arbeiten Ilja häufig Bezug nimmt. Des weiteren gibt der Autor in einem zum Verständnis der behandelten Thematik wichtigen Abschnitt (S. 31-38) einen kurzen Abriss über die Gründung (1727) und die Geschichte Herrnhuts, über die Person und den Werdegang ihres Leiters, Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf (1700–1760), sowie über Zinzendorfs tolerante Haltung den christlichen Konfessionen gegenüber. Im letzten einführenden Kapitel (S. 39-46) schließlich beschreibt der Autor, wie die ersten Herrnhuter mit Christian David (1690–1751) bereits 1729 nach Livland kamen und dort für ihre Tätigkeit einen von den Pietisten Halles nach dem Nordischen Krieg gut vorbereiteten Nährboden vorfanden, was als eine der wichtigsten Vorbedingungen dafür anzusehen ist, daß die Herrnhuter Bewegung in so kurzer Zeit derartigen Erfolg haben konnte. Das Verhältnis Herrnhuts zu den Pietisten – letztere können als Vorläufer und Wegbereiter der Brüdergemeine angesehen werden – wird dann auch des weiteren an vielen Stellen der Arbeit thematisiert.

Nach diesen Hintergrundinformationen folgen die eigentlichen Hauptkapitel. Zunächst beschäftigt sich der Autor mit der Entwicklung der Brüdergemeine in Tallinn von 1730–1739 (S. 47-75) und von 1740–1743 (S. 76-85). Seine Rolle dabei ist nicht die eines Berichterstatters, der seine Informationen in möglichst sachlicher Art und Weise aneinanderfügt, sondern eher die eines Kompilators und Koordinators, der andere zu Wort kommen läßt und diese Aussagen anderer strukturiert und kommentiert. So erfährt der Leser vieles über die Entwicklung der Herrnhuter Bewegung in Tallinn aus erster Hand, d.h. von Zeitgenossen, beispielsweise aus den Briefen von Christian David, einem der ersten Herrnhuter, die Tallinn besuchten, von Zinzendorf selbst, aus dem Briefwechsel des Hilfspastors an der Domkirche, Albert Anton Vierorth (1697–1761), mit Herrnhut oder auch aus den Briefen des Pastors Friedrich Immanuel Herrmann (1710–1782), der besonders über den Fortgang der Tätigkeit

der Herrnhuter in der Stadt berichtet, sowie aus Tagebuchaufzeichnungen und Briefen des Herrnhuters Johannes Nitschmanns (1712–1783); viele Informationen sind auch der sog. „Relation“ von Friedrich Wilhelm Adolf Biefer zu entnehmen. Man lernt die wichtigsten Persönlichkeiten durch die Aussagen von Zeitgenossen kennen, z.B. Christoph Friedrich Mickwitz (1696–1748), den Oberpastor der Domkirche, und seinen Hilfspastor Vierorth, man erfährt etwas über Meinungsverschiedenheiten zwischen beiden und darüber, wie diese beigelegt wurden. Der Leser wird darüber unterrichtet, wie die Arbeit der in Tallinn ankommenden Herrnhuter koordiniert wurde, wie die Brüder organisiert waren, wo und wie häufig man sich zu Bet- und Singstunden traf u.ä. Besonders interessant ist es auch zu erfahren, daß der Besuch Zinzendorfs in Tallinn nicht nur zu einer starken Intensivierung der Tätigkeit Herrnhuts in der Stadt führte, sondern auch dazu, daß die Drucklegung der ersten, im Manuskript bereits vorliegenden estnischsprachigen Bibelübersetzung in Angriff genommen werden konnte. Zum besseren Verständnis fügt der Autor zu den wichtigsten Personen im Fußnotenapparat Kurzbiographien an. Der Leser hat so Einblick in den Alltag der Herrnhuter Brüder, er wird mit den großen, aber auch den kleinen Problemen konfrontiert und erhält ein vielschichtiges Bild des damaligen Lebens in Tallinn. Er erfährt, wie es zur Gründung der ersten deutschen (14. Mai 1741) und estnischen Brüdergemeine kurz nach Ankunft von F.W.A. Biefer in Tallinn kam, wie sich das Leben in der Gemeinde entwickelte und wie schließlich die Stimmen der Gegner, u.a. des Tallinner Stadtkonsistoriums und der Großen Gilde, immer lauter wurden.

Über die Verbreitung der Herrnhuter Brüdergemeine auf dem Lande (S. 86–107) gibt es nicht so viele persönliche Zeugnisse, hier muß der Autor vielfach auf Sitzungsprotokolle des estländischen Konsistoriums, auf Protokolle, die anlässlich der Visitation von Kirchspielen angefertigt wurden, oder auf offizielle Briefwechsel zwischen den Pastoren und dem Konsistorium zurückgreifen. Es wird deutlich, daß die Aktivitäten der Herrnhuter und der ihnen gegenüber positiv eingestellten Pastoren auf dem Lande ganz anders verliefen als in der Stadt, denn die Bauern waren von der Fronarbeit schwer gedrückt und konnten beispielsweise nicht so häufig zu Betstunden und anderen Zusammenkünften erscheinen wie die Handwerker und Dienstleute in Tallinn. Insgesamt war die Verbreitung der Brüdergemeine in den Landkreisen sehr unterschiedlich; sie hing jeweils stark von der Einstellung des örtlichen Pastors den Brüdern gegenüber ab.

Anhand entsprechenden Quellenmaterials wird im folgenden Kapitel (S. 108–122) über die innere Ordnung des Gemeindelebens und über die von der Herrnhuter Bewegung in unterschiedlichem Maße betroffenen sozialen Schichten berichtet, bevor Ilja in den beiden sich anschließenden

Kapiteln darauf einget, wie sich Ende der 30er, Anfang der 40er Jahre des 18. Jahrhunderts das Verhältnis der Brüdergemeine zur lutherischen Kirche (S. 123-147) und zur Staatsmacht (S. 148-189) verschlechterte. In diesem Zusammenhang sind der Briefwechsel Mickwitz' unter anderem mit Graf und Gräfin Zinzendorf und seine Tagebuchaufzeichnungen sehr interessant, weil sie verdeutlichen, wie der Oberpastor der Domkirche darunter litt, zwischen der Brüdergemeine einerseits und der lutherischen Landeskirche sowie der weltlichen Macht andererseits zu stehen, und wie er auf Dauer nicht in der Lage war, seine anfängliche Begeisterung für Zinzendorf und sein Werk aufrechtzuerhalten. Durch das Zeugnis seiner Zeitgenossen und seiner selbst wird deutlich, daß er eher einen furchtsamen und wankelmütigen Charakter hatte, Schwierigkeiten größeren Ausmaßes nicht gewachsen war und es in solchen Situationen an Konsequenz in seinen Handlungen fehlen ließ. Daß er die Leitung der Konsistoriumssitzungen dann 1743 an den estländischen Ritterschaftshauptmann abgeben mußte, setzte ihm besonders hart zu. In diesen Kapiteln versäumt es der Autor auch nicht, nach eher positiv klingenden Beschreibungen darüber, wie die Brüdergemeine in Estland aufgebaut wurde, nun auch die Gegner zu Wort kommen zu lassen und anhand des Quellenmaterials die ablehnende Haltung der verschiedenen Gruppen, vor allem des Stadtkonsistoriums von Tallinn mit dem Superintendenten Heinrich Christoph Wrede (1691-1764), der Gouvernementsregierung und der Ritterschaft, zu dokumentieren. Er beschreibt dabei auch recht genau, wie die Bauernunruhen im Kirchspiel Kadrina und „Biefers Tumult“ in Tallinn im Jahre 1742 den Gegnern Herrnhuts die Argumente in die Hand gaben, die zunächst zum Dekret der Gouvernementsregierung an alle Pastoren Estlands, mit dem die Tätigkeit der Brüdergemeine im Land beendet werden sollte, und schließlich zum offiziellen Verbot der Bewegung durch die Kaiserin am 16. April 1743 führten. Dabei wird aus so vielen Quellen zitiert, daß der Leser sich mitunter bemühen muß, den Überblick über die vielen genannten Personen und staatlichen wie kirchlichen Organisationen nicht zu verlieren.

Im elften Kapitel (S. 190-204) schließlich werden die letzten Bemühungen der Herrnhuter beschrieben, ihr Werk im Baltikum zu retten, in erster Linie die Reise der Gräfin Zinzendorf nach St. Petersburg und die Reise ihres Gemahls nach Livland, die beide ergebnislos blieben. Das Verbot der Brüdergemeine wurde per Ukaz verkündet, so daß sich die Brüder von nun an gezwungen sahen, im „stillen Gang“, d.h. im Untergrund weiter tätig zu sein.

Den Abschluß des Buches bildet zunächst ein Kapitel (S. 205-229) über das Verhältnis der Herrnhuter zur lutherischen Kirche einerseits und zum Pietismus Halles andererseits – wichtig für den Laien, um die Bewegung

und ihre Auswirkungen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu verstehen. Die Zusammenfassung, das heißt die wichtigsten Ergebnisse der Arbeit (S. 230–235), werden in estnischer Sprache, dann aber auch in finnischer und deutscher Übersetzung geboten. Im Anhang findet der Leser schließlich noch eine Liste mit den Namen der führenden Personen der Brüdergemeinde und der Bethäuser mit Angaben darüber, wie groß die Zahl der Gemeinemitglieder war. Des weiteren wird ein Namensregister der in den Jahren 1729–1763 in das Baltikum entsandten Herrnhuter Brüder und Schwestern samt Angaben über die Zeit ihres Eintreffens und ihrer jeweiligen Wirkungsstätte gegeben und schließlich noch die Genealogie des Grafen von Zinzendorf. Ein Quellen- und Literaturverzeichnis, ein Namensregister sowie ein als gesonderte Broschüre beigefügtes Ortsnamensregister samt einem Bild- und Kartenteil beschließen das Buch und machen es so vielseitig verwendbar.

Zusammenfassend ist zu sagen, daß wir mit diesem Buch ein sehr erfreuliches Werk vor uns haben, das den Beginn der Herrnhuter Bewegung in Estland bis zum Verbot 1743 gründlich beleuchtet und anhand von Quellenmaterial zeigt, daß beispielsweise die Rolle Tallinns bislang in der Forschung ganz zu Unrecht nicht richtig zur Geltung kam. Der Text ist gut lesbar, durch die vielen Quellenzitate niemals langweilig. Störend wirkt sich nur der Umstand aus, daß der Laie trotz Interesses bei der Lektüre mitunter Schwierigkeiten haben dürfte, dem Autor zu folgen, denn obwohl dieser in seinen Ausführungen im großen und ganzen chronologisch vorgeht, so wird doch in den einzelnen Kapiteln durch Nennung von Namen und Begebenheiten häufig ohne weiteren Kommentar dem Geschehen vorgegriffen. So wird zum Beispiel der „Tumult Biefers“ häufig erwähnt, ohne daß es dem Leser klar wäre, was darunter eigentlich zu verstehen sei; erst auf S. 179ff. wird er dann erläutert. Auch das Dekret der Gouvernementsregierung gegen die Brüdergemeinde wird einige Male erwähnt, bevor es dann auf S. 152ff. endlich im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit steht. Ein kurzer, vorgeschalteter Überblick über die anderthalb hier interessierenden Jahrzehnte mit Nennung der wichtigsten Ereignisse und Namen wäre da von Vorteil gewesen. Der Wert des Buches wird aber durch diesen Mangel kaum gemindert. So bietet es eine Fülle von bislang unbekannten Informationen sowohl dem kirchenhistorisch Interessierten als auch dem Laien, der sich mit der Geschichte Estlands und mit den Herrnhutern, die nach den Worten des Autors die Grundlage für die weitere religiöse, kulturelle und nationale Entwicklung des estnischen Volkes legten, eingehender beschäftigen will.

Wolfgang Tenhagen, Münster/Westf.

Seltsid ja ühiskonna muutumine. Talupojaühiskonnast rahvusriigini. Artiklite kogumik (Vereine und die Veränderung der Gesellschaft. Von der Bauerngesellschaft zum Nationalstaat. Aufsatzsammlung), hrsg. v. Ea Jansen u. Jaanus Arukaevu. Tartu/Tallinn: Eesti Ajalooarhiiv, TA Ajaloo Instituut 1995, 214 S.

Die Erforschung einer Gesellschaft anhand ihres Vereinswesens kann wesentlich neue Einblicke in ihre Entwicklung erbringen. Gerade dort, wo große Teile der Bevölkerung von der politischen Partizipation ausgeschlossen waren, Staat und Gesellschaft auseinanderklafften, ist die *vorpolitische* Ebene, auf der sich die Gesellschaft selbst organisierte, von besonderem Interesse. Auch die Bedeutung für eine Untersuchung der Nationalbewegung(en) liegt auf der Hand, doch bildet dies nur einen Aspekt. Eben weil das nationale Prinzip nicht das oberste Paradigma darstellt, können auch integrative Faktoren und die aus ihnen entstehenden Möglichkeiten berücksichtigt werden. So lassen sich die interethnischen Beziehungen in mehrnationalen Regionen auf dieser Ebene in einer ihrer Komplexität angemessenen Weise behandeln.

Der Anspruch des vorliegenden Sammelbandes, der aus einem vom G. Soros-Fonds der Mitteleuropauniversität unterstützten Forschungsprojekt hervorging, ist in diesem Sinne hoch. Neben der konkreten Funktion, die sich in den Zielsetzungen der Vereine widerspiegelt, soll immer auch ihre tiefere soziale Funktion betrachtet werden: die Mobilisierung der Menschen, die Schaffung von neuartigen Beziehungen und damit die Entstehung einer neuen „gesellschaftlichen Binnenstruktur“.

Eine gute Einleitung bildet – neben den ausgezeichneten einführenden Worten der Herausgeber – der Aufsatz „Verein und Stand in der estnischen Gesellschaft in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts“ von Ea Jansen. Hier wird die Aufmerksamkeit besonders auf die Bedeutung des deutsch-estnischen Verhältnisses in der Vereinsbewegung gelenkt. Obwohl frühe deutschbaltische Assoziationen noch einen deutlich „ständischen Stempel“ trugen, der auch später „im Zeitabschnitt der Demokratisierung der deutschen Vereinsbewegung die Entstehung von gemeinsamen Organisationen nicht ermöglichte“ (S. 32), sieht die Autorin doch das Potential einer integrativen estnischen Kulturentwicklung. Dieses wurde durch zwei komplementäre Faktoren begünstigt: den Wunsch vieler Esten, „wie die Deutschen zu sein“, sowie die wohlwollende Bereitschaft vieler liberaler deutschbaltischer Literaten, Pastoren und Publizisten, diesem Wunsch entgegenzukommen. So bestand der Anfang der estnischen Vereinsbewegung, welche die Autorin in einem Dreistufenmodell inter-

pretiert, in einer „behüteten Eigeninitiative“: Ländliche Gesangsvereine standen unter der Obhut von deutschen Pastoren oder Küstern. Wie das Beispiel des Gesangsvereins des Kirchspiels Jüri zeigt (das Statut dieses ersten estnischen Gesangsvereins findet sich im Anhang), konnte hier von einer modernen Organisationsform noch ebenso wenig die Rede sein wie von einer nationalen Emanzipation der Esten, „die Eigeninitiative verwirklichte sich anfänglich immer noch in ständischem Rahmen“ (Ebenda).

Die Erklärung, warum dieser Weg nicht fortgesetzt werden und zu einer „leisen und langsamen Kulturemanzipation der Esten unter der Leitung von Betreuern und Patronen aus der deutschbaltischen Oberschicht“ (S. 34) führen konnte, bildet die Kernthese des Aufsatzes: „Das Paradox“, so Jansen, „bestand darin, daß dieselbe Standesgrenze, die bei den Esten Konformismus und Standesunterwerfung hervorrief, sie gleichzeitig von diesen Deutschen trennte und bedingte, daß die Ausrichtung des estnischen Vereinslebens auf unabhängige Gebiete ging“ (Ebenda) – eine Behauptung, die in den folgenden Abschnitten mit überzeugenden Beispielen belegt wird. Der Weg der estnischen Vereine zur Selbständigkeit wird dabei von beiden Seiten her betrachtet: jener der Esten, deren wachsende gebildete Schicht zunehmend nationalem Gedankengut anhing, und jener der deutschbaltischen Oberschicht, deren Reaktion auf estnische Eigeninitiativen sich vom wohlwollenden Patronalverhältnis zu einer häufig inadäquaten Opposition wandelte. Diese drängte selbst die Teilnehmer an „unschuldigen“ estnischen Unternehmen wie etwa dem Plan der Gründung der estnischsprachigen „Alexanderschule“ in einen Antagonismus zu den Deutschbalten.

Es macht indessen die Stärke des Beitrages aus, daß neben der modellhaften Interpretation auch ein Eindruck davon entsteht, wie komplex und vielschichtig die deutsch-estnischen Beziehungen in konkreten Fällen sein konnten. Die Linie zwischen verschiedenen Vereinstypen ist meist schwer zu ziehen. Der Verein „Ilmarine“ in Narva etwa schloß unter dem Vorsitz des Direktors der Kreenholmer Manufaktur, J. André, Esten, Deutsche, Russen, Engländer und Polen zusammen, blieb aber in seinem Gepräge estnisch. Einer seiner estnischen Gründungsmitglieder wird mit den charakteristischen Worten zitiert: „Ich verehere die deutsche Sprache, aber ich verabscheue den deutschen Geist.“ (S. 36)

Für die ab etwa 1880 angesetzte dritte Phase der estnischen Vereinsbewegung betont Jansen, daß deren allgemeiner Aufschwung durch die Russifizierungsmaßnahmen der Zentralmacht nicht verhindert wurde. Vielmehr dienten nunmehr häufig auch die in die Unterhaltungs- oder Wohlfahrtsecke gedrängten Institutionen der Festigung einer nationalen

Identität – die zahlreichen Abstinenzlervereine etwa widmeten sich dem Kampf gegen den Alkohol nun als „vaterländischer Aufgabe“. Die Diskrepanz zwischen der konkreten und der tieferen sozialen Funktion der Vereine wird hier besonders deutlich.

Um einen theoretischen Ausgangspunkt in größerem Kontext, der auch für komparative Untersuchungen fruchtbar gemacht werden kann, bemüht sich Torkel Jansson in seinem Beitrag „Der theoretisch-empirische Rahmen der individualistisch-bürgerlichen Gesellschaft am Beispiel des balto-skandinavischen Gebiets im 19. Jahrhundert“. Zunächst bietet er jedoch nicht mehr, als in marxistisch geprägtem Vokabular die Grundbegriffe des Übergangs einer Ständegesellschaft zu einer sich selbst organisierenden Bürgergesellschaft in Erinnerung zu rufen und an einigen Beispielen zu veranschaulichen.

Für das Thema des Sammelbandes sind jene Abschnitte am interessantesten, welche dieses Modell differenzieren, indem sie auf Mischformen eingehen. So wird auf die Möglichkeit verschiedenster Orientierungen der sich emanzipierenden Gruppen eingegangen: Während Jansson den nationalen Kampf der Schweden als „rückwärts“, diachron charakterisiert, da er sich gegen die existierenden Reste des alten Systems richtete, bezeichnet er jenen der Finnen und Norweger als „seitwärts“, synchron. Auch weist der Autor darauf hin, daß die Trägerschicht von national gesinnten Organisationen sehr von den verschiedenartigen Umständen in den jeweiligen Länder abhing. Sie lassen sich letztlich auf die Formel jener aufsteigenden Schichten bringen, „die in der alten Gesellschaftsstruktur keine natürliche Repräsentation hatten“ (S. 185).

Vermag dieser Beitrag in seiner Kürze und Abstraktheit nicht mehr als mögliche Fragestellungen anzubieten, so wartet der folgende Beitrag von Liivi Aarma zum Thema „Die Mitglieder von Bibelgesellschaften in Estland als Förderer der Wohltätigkeit im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts“ insgesamt mehr mit Fakten als mit deren Interpretation auf. Die auf die britische Bibelgesellschaft zurückgehenden Zweig- und Hilfsgesellschaften in Estland – sie waren der russischen Zweiggeseellschaft untergeordnet – stellten die ersten freiwilligen Vereine dar, an denen auch das einfache Volk teilnahm. In ihrer Zielsetzung, Bücher geistlichen Inhalts zu drucken und zu verbreiten, dienten sie gleichsam der Entwicklung der estnischen Schriftsprache und schufen durch Sammlungen die finanziellen Voraussetzungen. Die Autorin weist darauf hin, daß die dahinter stehenden Geisteshaltungen jedoch sehr verschieden sein konnten: Auf der einen Seite standen jene, die aufklärerisch-rationalistischen Idealen anhängen, so der aus Deutschland stammende livländische General-superintendent Dr. Karl Gottlob Sonntag, auf der anderen jene, die – wie

Alexander I. selbst – die Gesellschaften als Träger einer kirchlichen Erweckungsbewegung begriffen. Die sehr interessante, jedoch quellenmäßig schwer zu untersuchende Frage, „in welcher der Rollen sie im Leben der damaligen Menschen auftraten“ (S. 56), wird jedoch nur mit dem Verweis darauf abgehandelt, dies sei „an unterschiedlichen Orten“ Estlands „ziemlich unterschiedlich“ gewesen (Ebenda). Hier hätte man sich eine genauere Darstellung gewünscht. Statt dessen behandeln die folgenden Abschnitte in recht positivistischer Manier die Mitgliederschaft, publizistische Tätigkeit und finanzielle Lage der Estländischen Bibelgesellschaft in Tallinn sowie deren Zweigstellen in Tartu-Võru, auf Saaremaa und in Pärnu-Viljandi bis zum Zeitpunkt des Verbots der Bibelgesellschaften im Jahre 1826 durch Nikolaus I. Tabellarisch sind zudem Angaben über die leitenden Personen und ihre Berufe bzw. Standeszugehörigkeit beigelegt – im Anhang finden sich weitere derartige Tabellen über die Kirchspiel-Hilfsgesellschaften der Zweiggesellschaft Tartu-Võru. Das eingangs von der Autorin formulierte Forschungsziel, „anhand der Vereinsbewegung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Überwindung der ständischen Zwischenwände in Estland zu verfolgen“ (S. 52), wird damit nicht erreicht. So bleibt als Resümee die Interpretation der Bibelgesellschaften als eine durch Sammlungen finanzierte „Initialzündung, welche die Kettenreaktion der bewußten Kulturentwicklung der Esten am Anfang des 19. Jahrhunderts in Gang setzte“ (S. 66), während die Gelegenheit, zwischenständische und -ethnische Beziehungen näher zu untersuchen, nicht genutzt wird.

Es ist häufig bemerkt worden, daß neben der hier thematisierten Vorbereitung einer estnischsprachigen Schriftkultur zwei weitere Faktoren wesentlich für die Nationalbewegung waren: die Entstehung einer estnischen gebildeten Schicht sowie die agrarrechtlichen und -wirtschaftlichen Veränderungen, welche schließlich den Aufkauf der Hofstellen durch ihre ehemaligen Pächter ermöglichten. Es erscheint also gerechtfertigt, daß ein Sammelband über die Vereinsbewegung auch diese Themen mit jeweils einem Beitrag behandelt. Eine über die Einzelbiographien wichtiger Protagonisten der Nationalbewegung weit hinausgehende Darstellung bietet Väino Sirk in seinem Beitrag „Der Beginn der Herausbildung einer estnischen nationalen Intelligenz 1850–1860“. Bemerkenswert sind hier zunächst die starken Abstufungen, die der Autor innerhalb der Intelligenz ausmacht. Er unterscheidet zwischen der *Elite*, der *Intelligenz der mittleren Stufe* (Küster u.a.) und den *Dorfschulmeistern*, die eine „Pyramide der Intelligenz“ (S. 76) bildeten. Die Annäherung dieser zunächst geradezu ständisch voneinander getrennten Gruppierungen zu einer national verbundenen Gruppe bildet das Thema des Aufsatzes.

Die übergeordnete Fragestellung nicht immer im Auge behaltend, schweift Sirk in seiner Darstellung doch zu interessanten „Nebenschauplätzen“ ab. So verweist er beispielsweise nicht nur auf die in St. Petersburg ansässige, einflußreiche estnische *Elite*, sondern behandelt vergleichend auch jene Esten, die in Moskau oder Riga tätig waren, oder die ihr Weg sogar nach Westeuropa führte. Ähnlich faktenreich werden auch die Repräsentanten der *Intelligenz der mittleren Stufe*, insbesondere die Schüler des 1849 gegründeten Parochialschullehrer- und Küsterseminars in Valga, dargestellt. Hier nennt der Autor neben dem prominenten Carl Robert Jakobson alle 15 Schüler namentlich, die diese Schule bis 1859 absolvierten, und macht Angaben über deren spätere Rolle in der estnischen Kulturgeschichte. Der springende Punkt aber, warum die Zöglinge dieser deutschsprachigen und durch die deutsche Kultur geprägten Lehranstalt – sie sollte insbesondere der Festigung des Protestantismus dienen – ausgerechnet estnisch-nationalem Gedankengut gegenüber aufgeschlossen waren, hätte genauer herausgearbeitet werden sollen. Konstatiert wird lediglich die Tatsache, daß einige Schüler von Valga später „im Umgang mit Pastoren, Gutsherren und Gutsbeamten (...) im Vergleich zur älteren Generation der Landlehrer ungewöhnliche Kühnheit und Selbstbewußtsein an den Tag legten“. (S. 86)

Die Stellung der *Dorfschullehrer*, deren Rolle als Verbreiter nationalen Gedankenguts häufig betont worden ist, charakterisiert der Autor dagegen für die Mitte des 19. Jahrhunderts als zwischen den Bauern und Landhandwerkern befindlich, was ihre klare Abgrenzung von der mittleren Intelligenz rechtfertigt. Weder ihre Anzahl, die für 1860 mit ungefähr 1500 angegeben wird, noch ihre Bedeutung darf für diese Zeit überschätzt werden. Ein Schulmeister des Kirchspiels Nisi wird mit der Aussage zitiert, er halte „nicht mehr als zwei Tage in der Woche“ Schule ab, da er die meiste Zeit brauche, seinen Lebensunterhalt mit anderen Tätigkeiten zu verdienen. Diese Lage änderte sich erst, als die Anforderungen an Bildung auch durch die ökonomischen Veränderungen zu steigen begannen, zusätzlich zum Lesen auch das Schreiben und Rechnen, später auch Geographie gelehrt werden mußten. Neben diesen Faktoren mißt der Autor jedoch der „gemeinsamen gesellschaftlichen Tätigkeit“ eine zentrale Rolle in der Annäherung zwischen den Bildungsschichten und damit der Bildung einer estnischen Intelligenz bei. In seiner insgesamt behutsamen Interpretation begeht er dabei nicht den Fehler, diese Tätigkeit vorschnell mit der Existenz moderner nationaler Sichtweisen gleichzusetzen: Vielmehr zitiert er eine Umfrage der „Gelehrten Estnischen Gesellschaft“ von 1863, in der ein Großteil der Dorfschullehrer auf die Frage nach ihren Sprachkenntnissen nicht nationalbewußt die „estnische

Sprache“ („eesti keel“) angab, sondern noch bäuerlich-traditionell die „Landsprache“ („maakeel“). Die nationale „Agitation“ trug auch hier nur allmählich Früchte.

Daß auch bei dem Aufkauf der Hofstellen durch ihre Pächter, dem die national gesinnten Esten weit über das Wirtschaftliche hinausreichende Bedeutung beimaßen, eine gewisse „Agitation“ nötig war, ist keine Neuigkeit. Priit Pirsko erweitert jedoch in seinem Beitrag den Blickwinkel, indem er das Thema „vom Gesichtspunkt der Verkäufer und Käufer aus gesehen“ darstellt. Dabei fragt er radikal, „wer der Initiator des Prozesses war, oder anders gesagt: handelte es sich um ein Verkaufen oder ein Kaufen?“ (S. 100) Eine Analyse der deutschsprachigen Publizistik bringt für die Zeit ab 1860 eine erstaunliche Einmütigkeit zutage: Der Verkauf der Hofstellen war, so Pirsko, „um 1860 keine ob-, sondern vielmehr eine wie-Frage“ (S. 102). Doch auch die estnische Publizistik versuchte komplementär die Zweifel der Bauern am Hofkauf zu zerstreuen, da sie in diesem eine nationale Veranstaltung und Korrektur alten Unrechts sah. Sie entwickelte sich gerade in der Behandlung dieser Frage zum Träger einer „modernen Öffentlichkeit“, die über regionale Grenzen hinweg versuchte, den Bauern ein neues wirtschaftliches Denken und damit verbunden ein neues Selbstverständnis zu vermitteln. Zu Recht folgt die Frage: „Wenn die Publizistik in beiden Sprachen völlig einhellig das Geschäft befürwortete, was dachten die Bauern selbst?“ (S. 106) Schon Umfragen aus den 20er/30er Jahren lassen ein Bild entstehen, in welchem dem verkaufswilligen Gutsbesitzer der zögernde und mißtrauische Bauer gegenüberstand.

Nicht unerwähnt bleiben Forschungen von Juhan Kahk, die für letzteres auch eine bäuerliche Mentalität verantwortlich machen, welcher der Landbesitz fremd erschien und die darin nicht – im Sinne der Nationalbewegung – ein Wiedereintreten in 700 Jahre alte Rechte sah. Daß jedoch die steigende Zahl der Hofstellenkäufe um die Mitte des Jahrhunderts einzig auf die Veränderung der bäuerlichen Wünsche zurückzuführen war, bestreitet Pirsko und betont dagegen die Rolle der Gutsbesitzer. Häufig standen die Pächter unter Druck, den Hof selbst zu kaufen, bevor dies von Ortsfremden getan wurde. Sie wurden damit zu einer schnellen Veränderung ihrer Haltung gezwungen. Die Betrachtung der Verkäuferseite bei dem Geschäft wirft auch ein neues Licht auf die unterschiedliche Geschwindigkeit, in welcher der Verkauf in verschiedenen Regionen vor sich ging. So muß hier neben Faktoren wie den natürlichen Verhältnissen, den Verkehrsbedingungen und wirtschaftlichen Verhältnissen der Bauern auch die wirtschaftliche Lage und die mentale Bereitschaft der Gutsherren betont werden. Die Grenzscheide verlief dabei laut Pirsko zwischen

den Ritterschaften. Daß etwa die estländische Ritterschaft in bezug auf die lange als rational und richtig anerkannte Vermessung der Grundstücke eine gewisse „Schwerfälligkeit oder Initiativlosigkeit“ an den Tag legte, interpretiert Pirsko „mehr als eine mentale Einstellung denn als eine bewußte Ideologie“. (S. 112)

Die Bedeutung mentaler Einstellungen neben wirtschaftlichen und sozialen Faktoren betrachtet auch Sirje Kivimäe in ihrem Beitrag über die „ersten Frauenvereine in Estland und ihre Mitwirkenden“. Obwohl die Rolle der estnischen Frau in der bäuerlichen Gesellschaft keinesfalls jener des Mannes untergeordnet gewesen war, handelte es sich bei der Vereinswie bei der Nationalbewegung nahezu ausschließlich um ein männliches Unternehmen: Fast alle großen Vereine wurden von Männern gegründet, und als die Dichterin Lydia Koidula erst 1874 in die „Estnische Literatengesellschaft“ („Eesti Kirjameeste Selts“) aufgenommen wurde, geschah dies unter einigen Vorbehalten. Noch auf dem zweiten allgemeinen Sängertag in Tartu 1879 waren Frauen weder am Gesang noch am Festessen beteiligt. Erst im Zusammenhang mit der Alexanderschulbewegung entstand als erster estnischer Frauenverein ein „Damen-Hilfskomitee“ unter dem Vorsitz von Lydia Koidulas Schwester Eugenie Rosenthal. Vom Komitee wurden sehr erfolgreich Basare zur Sammlung von Geld organisiert. Das Beispiel zeigt jedoch gleichzeitig, wie eingeschränkt die gesellschaftlich akzeptierte Form weiblicher Betätigung war.

Im Versuch, diese Normen zu erklären, wird die Rolle untersucht, welche die Frau in den Vorstellungen wichtiger Mitwirkender der Nationalbewegung spielen sollte. Überraschenderweise erweist sich auf diesem Gebiet der in der Historiographie als konservativ geltende Johann Wolde-  
mar Jannsen (erster Herausgeber des „Pärnu/Eesti Postimees“) im Vergleich zu dem radikaleren Carl Robert Jakobson als gewillter, den Frauen auch Aktivitäten jenseits von Heim und Herd zuzubilligen. Leider wird dies nur mit dem Verweis auf seine in der Nationalbewegung aktiven Töchter belegt. Hier wäre ein Vergleich mit seinen programmatischen Äußerungen interessant gewesen. Eben solche werden von Jakobson referiert, der – trotz Forderungen bezüglich der Frauenbildung – deutlich bürgerlich-patriarchalischen Idealen anhing. Die Autorin gibt sich nicht damit zufrieden, den Grund in den neuen Eigentumsverhältnissen in Estland zu sehen, sondern weist darauf hin, daß „die modernisierende estnische Gesellschaft in ihrer Mentalität nicht die deutsche Oberschicht zum Vorbild nahm, sondern die sogenannten *kleinen Deutschen* in der Stadt und auf dem Land“ (S. 125). Daß diese Ideologie mit den wirtschaftlichen und sozialen Realitäten in Estland häufig inkompatibel war, zeigt sie an der Unfähigkeit Jakobsons, aus ihr heraus gangbare Lösungen für das

zentrale Problem estnischer Frauen zu finden: für das Problem des Lebensunterhaltes lediger Frauen, deren Anzahl infolge der sozialen Differenzierung der Gesellschaft wuchs. Anders als etwa Lili Suburg, Gründerin einer Mädchenschule in Pärnu und Herausgeberin der Zeitschrift „Linda“, sah er keine Notwendigkeit einer Frauenbildung, die es ihnen hätte ermöglichen können, eigenständig zu leben.

Auch die öffentliche Diskussion über die Frauenfrage nach 1905 führte zu keinem Verein, der von Frauen gegründet und ihren spezifischen Interessen gewidmet gewesen wäre. Die Protagonisten der Nationalbewegung verhielten sich meist ablehnend. Zwar reagierte Jaan Tõnisson nach anfänglicher Ablehnung jeglicher Frauenvereine mit der Anregung eines Vereins in seinem Sinne: dem „Frauenkomitee“ („Naisterahvaste Komitee“), aus dem später der „Tartuer Kindergartenverein“ („Tartu Lasteaja Selts“) hervorging. Und auch in dem von ihm geleiteten „Tartuer Estnischen Bauernverband“ („Tartu Eesti Põllumeeste Selts“) wurden Handarbeitskurse angeboten. Doch selbst der erst 1907 auf Fraueninitiative gegründete „Tartuer Estnische Frauenverein“ („Tartu Eesti Naisterahva Selts“) – der erste seiner Art – ordnete sich den Zielen der Nationalbewegung unter. Abweichende Meinungen wie jene der radikal im Sinne englischer Suffragetten denkenden Mini Kurs blieben marginale Ausnahmen.

Eine weitere Gruppe, bei der die Frage nach spezifischen eigenen Interessen im Verhältnis zu jenen der Nation von Interesse ist, stellen die Arbeiter dar. Sie behandelt Maie Pihlamägi in dem Beitrag „Die Teilnahme der Arbeiter am Vereinsleben in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und zu Beginn des 20. Jahrhunderts“. In Eigeninitiative der Arbeiter gegründete Vereine bildeten im gesamten betrachteten Zeitraum eine Minderheit. Die Autorin führt aus, daß anfangs die Möglichkeiten zur Bildung von Arbeitergesellschaften fehlten, vielmehr die Fabrikleiter selbst die Gründung von Gesangsvereinen, Orchestern, Laientheatern und Bibliotheken veranlaßten. Im 20. Jahrhundert aber war die Gründung von (nunmehr politisierten) Arbeitervereinen aus politischen Gründen verboten. Daß allerdings, wie sie bemerkt, die Konsumgenossenschaften eine eigene Art von Vereinen oder deren Ersatz bildeten – so z.B. ab 1910 die Genossenschaft „Die Klinge“ („Tera“) –, findet leider nur knappe weitere Ausführungen.

Die zentrale Rolle der Fabrik bei der Organisation des Kulturlebens der Arbeiter wurde im Zuge der 1890er Jahre durch die sich massenhaft verbreitenden Gesangs-, Abstinenzler-, Bildungsvereine u.ä.m. relativiert. Dabei führte das Fehlen eigener Arbeitervereine in einer Zeit der Verbreitung von Klassenideologien durchaus zu Konflikten. Im Verein „Estonia“ etwa kam es Anfang des 20. Jahrhunderts zu Mißhelligkeiten zwischen den Arbeitern und den anderen Vereinsmitgliedern, und Redebeiträge

über sozialdemokratische Themen führten im Abstinenzlerverein „Der Kämpfer“ („Võitleja“) zu heftigen Diskussionen. Es ist also nicht verwunderlich, daß der Liberalisierung der Regelungen zur Gründung von Vereinen 1906 ein großer Zustrom in die nun genehmigten Berufsgenossenschaften folgte. Die schon ab 1910 beginnende Offensive gegen die Arbeiterbewegung unter dem estländischen Gouverneur Korostovec brachte allerdings ein Verbot dieser Genossenschaften mit sich, was wieder ein Ausweichen auf andere Vereine bedingte. Wenn die Schlußbehauptung der Autorin lautet, trotz des Scheiterns der massenhaften Organisation in eigenen Vereinen sei das „Kultur- und Bildungsniveau“ der Arbeiter durch Teilnahme an der allgemeinen Vereinsbewegung gestiegen und habe ein „nationales Selbstverständnis“ gefördert, so wäre eine abschließende Analyse gerade dieser Zusammenhänge angebracht gewesen. Waren die nationalen und klassenspezifischen Denkmuster grundsätzlich komplexer? Oder war es der restriktiven Politik der russischen Zentralmacht zu „verdanken“, daß Anhänger von nationalen ebenso wie klassenkämpferischen Standpunkten gezwungen waren, in allgemein-kulturell geprägten Vereinen einen integrativen *modus vivendi* zu finden?

Eben das Thema der unbeabsichtigten Folgen russischer Zensurpolitik in Estland behandelt im breiteren Kontext Jaanus Arukaevu im folgenden Beitrag „Die Pläne zur Kontrolle der Öffentlichkeit und die Wirklichkeit am Ende der Zarenzeit“, der damit auch den dritten Eckpunkt des Dreiecks Esten – Deutsche – Russische Zentralmacht behandelt. Es erscheint häufig paradox, daß gerade die Zeit der Russifizierungsversuche eine sehr aktive Zeit der estnischen Vereinsbewegung darstellte. Arukaevu bietet hier einen attraktiven Interpretationsversuch an. Er stellt fest, daß die gesetzgeberischen Vorschriften bezüglich öffentlicher Veranstaltungen und Vereine durch ihre praktische Undurchführbarkeit in einem schwerfälligen Staatsapparat zu einer Kluft zwischen Regeln und Wirklichkeit führten. Die gründliche Darstellung der Regel-Seite zeigt, daß die Dezentralisierung der Erstkontrolle über neu gegründete Vereine zu einem allgemeinen *Verlust* an Kontrolle führte. Da die allgemein gefaßten Gesetze Rußlands den mit dem Vereinswesen befaßten Amtsbehörden großen Interpretationsspielraum ließen, und diese zudem über grundsätzliche Änderungen der Bestimmungen durch wechselnde, teils widersprüchliche Rundschreiben in Kenntnis gesetzt wurden, war eine zentrale Lenkung kaum möglich. Anhand von einigen Beispielen belegt der Autor überzeugend, wie gerade Versuche, die Vereine auf einen kleinen, vorgegebenen Tätigkeitsbereich zu begrenzen, in einer „Geheimorganisierung“ der Gesellschaft unter dem „Deckmantel der offiziell vom Staat geduldeten Organisationen“ (S. 160) resultierten.

Zu ähnlichen Schlüssen gelangt er bezüglich der Reglementierung öffentlicher Veranstaltungen. Trotz einer Aufgabe der Vorzensur schriftlicher Werke ab 1905 bestand sie bei öffentlichen Veranstaltungen verschärft fort. Die Aufführung von Schauspielen, Liedern, Couplets etc. mußte vorher nach einer offiziellen Liste genehmigt werden. Da diese Maßnahmen jedoch kaum durchführbar waren, führte die „gesetzliche Überreglementierung und Unordnung zu einer Situation, in der man im wirklichen Leben vergleichsweise große Freiheiten genießen konnte, indem man entsprechend die Möglichkeiten von Gesetzen, Bräuchen und persönlichen Beziehungen nutzte“ (S. 169). Den zentralen Normen stand ein „lokaler Konsens“ gegenüber, ein Konzept, dessen Anwendung auch auf andere gesellschaftliche Bereiche sicher lohnend wäre.

Zusammenfassend besticht der besprochene Sammelband dadurch, daß trotz der inhaltlichen Vielseitigkeit der Zusammenhang der Beiträge immer erkennbar bleibt. Obwohl es bei einem so breiten Thema unvermeidlich bleibt, daß Einzelbeiträge zu spezifischen Themen vermißt werden können – etwa über die Hintergründe der häufig genannten „Abstinenzlervereine“ oder über die erst kürzlich monographisch behandelten Volksbildungsvereine<sup>1</sup> –, wird damit der eigentliche Wert des Buches nicht geschmälert. „Der Schwerpunkt des vorliegenden Sammelbandes“, so die Herausgeber in der Einleitung, „liegt nicht in der Veröffentlichung bisher unbekannter Fakten, sondern darin, historischen Erscheinungen einen Sinn zu geben.“ (S. 11) Daß dieses Ziel größtenteils erreicht wird, macht den Sammelband trotz seines geringen Umfanges von 214 Seiten zu einer anregenden und für viele Fragestellungen fruchtbaren Lektüre. Einen kleinen Schönheitsfehler des ansprechend aufgemachten Buches bilden lediglich die teilweise englischen, teilweise deutschen Zusammenfassungen im Anhang. Da sie offenbar nicht redigiert wurden, ist ihr sprachliches Niveau sehr unterschiedlich.

David Feest, Göttingen

---

<sup>1</sup> Feliks Kinkar, *Eesti haridusseltside ajaloost* (Zur Geschichte der estnischen Bildungsgesellschaften). Tartu 1996.

**Sigmar Stopinski, Das Baltikum im Patt der Mächte. Zur Entstehung Estlands, Lettlands und Litauens im Gefolge des Ersten Weltkriegs. Berlin: Arno Spitz Verlag 1997, 276 S. (Nordeuropäische Studien. 11).**

Die vorliegende Arbeit setzt sich Altbekanntes zum Ziel, denn über die Entstehung der drei baltischen Staaten am Ende des Ersten Weltkrieges gibt es sowohl in Deutschland als auch in Estland, Lettland und Litauen eine durchaus beträchtliche Literatur. Den neuen Ansatz seiner Darstellung glaubt der Autor darin zu erkennen, daß „vielmehr die Ziele der großen Mächte ausschlaggebend“ gewesen seien, „d.h. erst wenn ihre Interessen nicht (wesentlich) mit den Staatsgründungen kollidierten, wurden nationalpolitische Perspektiven im Baltikum überhaupt relevant. Die am Prozeß beteiligten Mächte haben ihre eigenen Interessen verfolgt und waren nicht Erfüllungsgehilfen der Sprecher der baltischen Völker“ (S. 16). Dieser ‘Erkenntnis’ kann man nur zustimmen, gilt sie doch seit dem Beginn der geschichtlichen Überlieferung in jeder historischen Epoche!

Der Autor konzentriert sich auf drei „große Mächte“: Deutschland, Rußland und die Entente. Ihnen gilt in dieser Reihenfolge seine Aufmerksamkeit. In den Abschnitten zur „deutschen Baltikumpolitik“ (S. 19-102) schildert der Autor die sattem bekannten Unterschiede innerhalb der deutschen Führung und gibt eine chronologische Nacherzählung aus der Sekundärliteratur. Befriedigen können diese Passagen schon allein deswegen nicht, weil in der Aufzählung der Ereignisse und Fakten, die sich ja zudem auf drei verschiedene Staaten beziehen, bald die eigentliche Intention des Autors verschwindet. Rein deskriptiv orientiert, fehlen übergreifende Interpretationen und Fragestellungen, gelangt Stopinski nie über die eingangs zitierte Stereotype der Einflußnahme der „großen Mächte“ hinaus. Ob man überhaupt von *einer* deutschen Baltikumpolitik sprechen kann, erscheint zweifelhaft. Einmal abgesehen davon, daß große Teile Lettlands und ganz Estland erst 1918 in deutsche Hand gerieten, während Litauen seit Herbst 1915 unter deutscher Besatzung stand, unterscheidet sich das deutsche Vorgehen in Litauen einerseits und den beiden übrigen baltischen Ländern andererseits aus vielerlei Gründen doch ganz erheblich. Die Bedeutung der einseitigen Unabhängigkeitserklärung der litauischen Taryba vom 16. Februar 1918, in der von einer Anbindung an das Deutsche Reich keine Rede mehr war, sondern von einem Staat mit demokratischer Basis und Grundordnung, ist dem Autor wohl nie richtig klar geworden (S. 89-95). Für den litauischen Part hat der Autor im Grunde nur zwei Publikationen benutzt: die 1919 von Petras Klimas her-

ausgegebene Quellensammlung über die Taryba und die 1965 publizierte Dissertation von Gerd Linde über die deutsche Besatzungspolitik.

Obwohl das Buch 1997 gedruckt wurde, findet sich nur eine einzige Arbeit, die in den 90er Jahren (und zwar 1990!) erschien. Die völlig mangelhafte Auswertung der verfügbaren deutschsprachigen Sekundärliteratur ist umso mehr zu kritisieren, als der Autor keine Primärquellen eingesehen hat, also seine Darstellung völlig auf der verwendeten Literatur aufbaut. Seit 1990 ist allerdings – eben durch den Umbruch in Osteuropa – eine Vielzahl von neuen Arbeiten, Sammelbänden und Monographien erschienen. Hier hätte Stopinski auch die Möglichkeit gehabt, zumindest indirekt die litauische, estnische und lettische Geschichtsschreibung zu exzerpieren, was bei seinem Thema eigentlich eine *conditio sine qua non* darstellt. Unter diesen Umständen fragt man sich, wie der Herausgeber in seinem Vorwort behaupten kann: „Daß Sigmar Stopinski die bisherige Geschichtsschreibung des Baltikums, will sagen ihre Retuschierungen und ihre Mythen, kritisch liest, die Entstehungsgeschichte auf die Banalität des Patts und des politischen Vakuums zurückführt, hat unmittelbare Folgen für die Bewertung der politischen Gegenwart“ (S. 10). Stopinski hat weder die Geschichtsschreibung des Baltikums, was ja nur heißen kann: die Arbeiten von baltischen Historikern, gelesen noch die deutschsprachige Literatur in ausreichender Weise zur Kenntnis genommen. Und von deren angeblichen „Retuschierungen und Mythen“, die unzweifelhaft existieren, ist in dem ganzen Buch keine Rede, denn dazu müßte man sich mit der Forschung auseinandersetzen!

Noch unbefriedigender ist die Darstellung der russischen Politik (S. 103-180). Sie erschöpft sich in einer Nacherzählung des Kriegsverlaufes (S. 103-113), der Februarrevolution (S. 114-164) und der Oktoberrevolution (S. 164-180) – nichts davon gehört in dieses Buch; das eigentliche Thema wird nur am Rande gestreift, etwa wenn das Dekret des Rates der Volkskommissare über die Rechte der Völker Rußlands als Zitat vorgestellt wird, aber keinerlei Interpretationen an den Text angeschlossen werden (S. 163). Von einer russischen Baltikumpolitik ist in diesen Passagen jedenfalls nichts zu erkennen. Offensichtlich scheiterte der Autor an mangelnden Sprachkenntnissen und seiner äußerst beschränkten Auswahl westlicher Arbeiten; im Literaturverzeichnis findet sich nicht eine einzige Arbeit in englischer Sprache.

Als Quintessenz der Politik der Entente (S. 181-254) hält Stopinski „die Bereitschaft der Alliierten“ fest, „auf die territorialen Interessen Rußlands Rücksicht zu nehmen“ (S. 183). Auch erkennt der Autor durchaus zutreffend, daß sich Großbritannien eher im Baltikum engagierte als

Frankreich (S. 185). Ansonsten geht es um den bolschewistischen Vormarsch, die deutschen Freikorps und die diplomatischen Verhandlungen, die, wie gewohnt, deskriptiv dargeboten werden.

Hat man sich durch mehr als 250 Seiten Nacherzählung gelesen, bietet der Autor unter der Überschrift „Geschenkte Unabhängigkeit?“ (S. 255-260) ein Fazit, das zunächst eine Kurzfassung der Nacherzählung bietet. Die provokative Überschrift wird nirgends hinterfragt. Sicherlich löst sie bei jedem Esten, Letten und Litauer, eingedenk des schweren Weges zur Unabhängigkeit seit Ende 1918, nur verblüfftes Kopfschütteln aus. „Geschenkt“ (von wem eigentlich?) haben die Balten ihre Unabhängigkeit am Ende des Ersten Weltkrieges sicherlich nicht bekommen, sie mußten sie erkämpfen und gegenüber dem eher desinteressierten Rest der Welt auch diplomatisch durchsetzen!

Was nun die eigentliche Fragestellung angeht, so ist sie dem Autor zwei Absätze wert: „Generell ist festzuhalten, daß kleine Staaten nur eine Chance auf staatliche Selbständigkeit haben, wenn größere Staaten nicht in der Lage sind, die Entscheidungen über Krieg und Frieden zu fällen.“ (S. 260) Diese Platitude, deren Sinn darüber hinaus nur schwer verständlich ist (Was hat eine Entscheidung über Krieg und Frieden mit der Unabhängigkeit zu tun?), spricht für sich und bedarf keines Kommentars.

Dabei wäre die Fragestellung ja durchaus interessant gewesen. Eine Komparation der Zielsetzungen der drei Machtgruppierungen im Hinblick auf das Baltikum hätte die Gelegenheit eröffnet, Vergleichbares und Unvergleichliches herauszuarbeiten, mithin also die Spezifika der jeweiligen Politik klar zu konturieren. Dazu hätte man jedoch ein konzis auf die Fragestellung ausgerichtetes Konzept benötigt, das systematisch und querschnittartig den Stoff gliedert; eine chronologische Nacherzählung taugt dazu in keinsten Weise. Ein derartiges Vorhaben setzt ein klares geschichtstheoretisches Fundament voraus, von dem aus die historische Komparation zu entwickeln ist.

Methodologische Defizite zeigen sich auch im völlig unreflektierten Gebrauch von Begriffen wie „große Mächte, kleine Staaten“ usw. Die Diktion und Begriffsverwendung entspricht fast der des beginnenden 20. Jahrhunderts und damit dem Selbstverständnis der nach dem Wiener Kongreß entwickelten Pentarchie, die Europas Geschehnisse bis 1914 bestimmte! Mißlungen ist die Darstellung des Autors daher auch, weil er sich völlig souverän über soziologische Konfliktmodelle, politologische Theorien zur internationalen Politik usw. hinwegsetzt.

Für den baltischen Bereich wäre es sicherlich vielversprechend gewesen, sich dem Thema über den bekannten Ansatz von Zentrum und Peri-

perie zu nähern.<sup>1</sup> Es ist unschwer einzusehen, daß für das Deutsche Reich, Rußland (ob nun zaristisch, demokratisch oder bolschewistisch) und die Entente das Baltikum 'am Rande' lag. Der damit bereits gegebene Handlungsspielraum gegenüber den Machtblöcken erhöht sich zwangsläufig, wenn im Zentrum krisenhafte Erscheinungen auftreten bzw. das Zentrum die Kontrolle über die Peripherie verliert. Bereits diese nur angedeuteten Überlegungen weisen den Weg zu einer kritischen Würdigung dessen, was sich im Baltikum ereignete. Daher kann auch keinesfalls von einem „Patt der Mächte“ gesprochen werden, allenfalls ist von einem Machtvakuum (und nicht, wie der Herausgeber meint, von einem politischen Vakuum!) auszugehen.

Dieses durch und durch unbefriedigende Buch ist sicherlich nicht geeignet, das Renommee der Nordeuropäischen Studien zu heben. Wer sich über die Entstehung der baltischen Staaten informieren will, sollte diese Arbeit getrost außer acht lassen.

Joachim Tauber, Lüneburg

---

<sup>1</sup> Zum Einstieg in die Thematik vgl. etwa Stein Rokkan (u.a.), *Centre-Periphery Structures in Europe. An ISSC Workbook in Comparative Analysis*. Frankfurt a.M./New York 1987.

**Ewald Hibbeln, Rivalen im Baltikum. Deutsche Reaktionen auf die britische Handelsvertragspolitik 1920–1935. Frankfurt a.M.: Peter Lang Verlag 1997, X, 432 pp. (Europäische Hochschulschriften: Reihe 3. Geschichte und ihre Hilfswissenschaften. 760).**

The author insists on the outset on full recognition being given to the distinguishing differences between Estonia, Latvia and Lithuania which lie beneath general labels like „the Baltic area“ or „Baltic states“. We accept and say *vive la différence*. However, the subject matter of this particular book is precisely one where the variations between the three countries *were* less important in the international setting than their shared geopolitical space. Paradoxically, all three unavoidably drew attention to this overriding common fate when seizing (Estonia and Latvia) or renewing (Lithuania) independence after the First World War. They did so by proclaiming their historic virtues as a trade link between East and West. As it happened, Western governments were prone to believe this – at least until „Socialism in One Country“ threatened to convert the „Bal-

tic bridge“ into a cul de sac in terms of East-West trade. Ewald Hibbeln concentrates on the two powers who monopolised the foreign trade of the Baltic countries between the wars, Germany and Britain, and focuses on their trade treaty policy in the region. It is important to note his emphasis on „trade treaty“. He is, literally, concerned with the *texts* of the various treaties and with the detailed bureaucratic and governmental foreplay which climaxed in the final, polished end products. Naturally, he is aware of the interdependence between the concepts of „trade treaty policy“ and „trade policy“. Nevertheless, the trade treaties themselves are central to his book. Actually, this is a good idea. Quite often historians of international relations give the impression of referring to treaties without getting to grips with the originals. A careful analysis of the drafting of clauses, a painstaking study of what is left out and what is included in the final treaty offers useful correctives to overgeneralisations about trade *policy*.

Overgeneralisation is not a fault of the present volume. Indeed, Hibbeln expressly admits (p. 12) that the original idea of integrating his data into the larger policy picture became too difficult to manage. As it is the German archives are mined to great effect to give an exhaustive and detailed survey of the important trade agreements between Germany and the Baltic states. The absence of material from the British Public Record Office is only partly compensated for by using the published Documents on British Foreign Policy. Hibbeln is, after all, primarily concerned with *German* reactions. Before he gets down to the Baltic trade treaties Hibbeln devotes well over one hundred pages to the trade treaty relationship between the two main protagonists, Britain and Germany. These are well-written and carefully researched. Britain undoubtedly was concerned about Germany's recovery, but its own self-interest was as ever paramount. Hibbeln shows the United Kingdom subverting the meaning of the 1924 German-British Trade and Shipping Agreement by a determined „buy British“ campaign and the revival of tariff protection. For the British all is fair in trade and war.

In the second half of the 1920s some German exporters were so damaged by British policy that they considered setting up branches in Britain to circumvent customs duties. Not surprisingly, the German side responded with threats about quotas for British coal imports to the Reich. The war of nerves between the two trade rivals, Hibbeln insists, marked the end of the free trade system (p. 90). Although agreements between London and Berlin in August 1934 went some way to resolving other long-standing disputes on payments, the two powers remained key rivals in many areas, including the Baltic states.

The remaining three quarters of the book are devoted to a detailed survey of the trade agreements between Germany on the one hand, Estonia, Latvia and Lithuania on the other. Hibbeln rightly draws attention to the way in which the weight of the past bore down on Germany's relations with the three Baltic countries. Quite apart from the legacy of German occupation during the First World War, there were ill feelings in Estonia and Latvia towards the German Balt community, which was deprived of most of its land by the draconian agrarian reforms in both countries. That reform also affected the Reich German landowners. A Reichstag resolution of 1924 made the conclusion of German-Estonian trade treaty negotiations dependent on a prior agreement to fair compensation of Reich German landowners' claims. In Latvia, which had technically been in a state of war with Germany from the end of 1919, a long running dispute over the settlement of mutual claims to war damages impacted on the trade treaty talks. The trade relationship with Lithuania was naturally burdened by the latter's seizure of Memel in 1923.

The story of German-Baltic trade treaty negotiations is therefore an extraordinarily complicated one, partly accounting for the long gap between the early provisional trade agreements and the full scale trade treaties (with Latvia, 1926; Estonia, 1929; Lithuania, 1928). Hibbeln's book is invaluable in tracing the thorny path. Incidentally, his account adds to a picture which is now quite impossible to overlook, namely that of a highly intelligent, patient and skilful cadre of officials in the Wilhelmstraße during the Weimar Republic. Once anchored to the over-reaching concepts of a Gustav Stresemann, such officials were an undoubted force for moderation in the Europe of the 1920s. It was not by chance, either, that men of the stature of one time German foreign minister, Adolf Köster, or a leading economist and later head of the Ostabteilung of the Auswärtiges Amt, Erich Wallroth, should also have served at the German embassy post in Latvia. The fact that men like these played a major role in German-Baltic trade treaty talks was also an indication of the political importance German policy attached to independent Baltic states before Hitler came into power.

Interestingly, Britain and Germany's trade rivalry in the Baltic states before the 1929 World Economic Crisis provided some limited opportunities for Estonia, Latvia and Lithuania to bargain for favours. Hibbeln rightly emphasises the fact that, ultimately, the two powers came to complement one another in that Britain's absorption of Baltic agricultural products provided the foreign currency for the Baltic countries to buy German. That was certainly not part of Britain's original planning, it is safe to say. Indeed, it strikes the reader at times in reading this book that

it could just as easily have been about British *reactions* to Germany's trade policy in the Baltic countries, rather than German reactions to British policy. Needless to say, the reactions of both powers became much more strident with the onset of the Great Depression and Hibbeln's book usefully documents the more aggressive British trade policy in the Baltic region as a whole launched by its new treaties in 1934.

There is a slightly truncated air about the final book, for all its length, precisely because the author did not feel able to tackle more fully the wider political issues lurking behind the dry and professional record of trade negotiations. In this sense, too, more use could have been made of the existing accounts which are quite central to Hibbeln's themes. One notable omission from the bibliography is H.G. Schröter's „Außenpolitik und Wirtschaftsinteresse. Skandinavien im außenwirtschaftlichen Kalkül Deutschlands und Großbritanniens 1918–1939“ (Frankfurt a.M. 1983). Equally, one would have expected the contemporary economic literature on trade treaties in the Baltic states to have been used with great profit, much of it focusing on the comparative roles of Britain and Germany. None of this detracts from Hibbeln's worthy and valuable study of a complex set of problems.

John Hiden, Bradford

**Aivars Stranga, Ebreji un diktatūras Baltijā (1926.–1940. gads) (Die Juden und die Diktaturen im Baltikum [von 1926 bis 1940]). Rīga: N.I.M.S. 1997, 171 S.**

Aivars Stranga, Professor an der Universität Lettlands, steht mit seiner 1995 als Zeitschriftenartikel begonnenen und nun als Buch erschienenen Untersuchung über „die Juden und die Diktaturen im Baltikum zwischen 1926 und 1940“ am Beginn einer methodisch neuen Phase der Geschichtsschreibung im wieder unabhängigen Lettland. Bisher war zu beobachten, daß in Lettland vor allem *lettische* Geschichte, also die Leiden und Kämpfe des lettischen Volkes erforscht wurden.<sup>1</sup> Dem Außenstehenden

<sup>1</sup> Als typisches Beispiel hierfür können die Untersuchungen von Heinrihs Strods, Zem melnbrūna zobena. Vācijas politika Latvijā 1939–1945 (Unterm schwarz-braunen Schwert. Deutschlands Politik in Lettland 1939–1945). Rīga 1994; ders., Brūnais genocīds un sarkanais genocīds Baltijā 1940.–1990. g.: kopīgais un atšķirīgais (Der braune Genozid und der rote Genozid im Baltikum 1940–1990: Gemeinsames und Unterschiedliches), in: Latvijas vēsture 19 (1995), H. 4, S. 37–41, betrachtet werden.

erschien es zuweilen, als folgte die Geschichtswissenschaft heute einer Vorgabe des autoritären Regimes Kārlis Ulmanis' in den 1930er Jahren, wie sie Stranga zu Beginn seiner Arbeit zitiert: „Die Geschichte Lettlands – das ist lettische Geschichte; die lettische Geschichte muß im Sinne des Nationalismus und der Wahrheit erforscht werden; in Lettland (...) ,darf es nur eine Geschichte geben‘.“<sup>2</sup> (S. 8)

Der Autor folgt der Tendenz zur rein national (lettisch) orientierten Geschichtsschreibung nicht. Vielmehr stellt er die These auf, daß gerade die Erforschung des jüdisch-baltischen Verhältnisses zwischen den Weltkriegen die Ursachen für „den schnellen Untergang der Demokratien und die Gründung autoritärer Regime“ deutlich machen könne. Dieses Verhältnis gebe Aufschluß „über die wesentlichen politischen, ökonomischen, sozialen und sogar nationalpsychologischen Probleme“ der baltischen Staaten (S. 5). Auch in anderer Hinsicht überwindet Stranga bisherige Methoden lettischer Geschichtsschreibung: Zum einen betreibt er nicht mehr die sonst übliche „geographische“ Nabelschau, bei der die Geschichte des Landes sozusagen an den Landesgrenzen endet. Er vergleicht vielmehr die Ereignisse und Entwicklungen in Lettland mit denen in den beiden anderen baltischen Staaten und wirft schließlich einen kurzen Blick auf die Situation der Juden unter den autoritären Regimen in Polen, Ungarn und Rumänien. Zum anderen verwendet er neben lettischer viel englischsprachige Sekundärliteratur, wobei er jedoch auffällig oft nur aus zweiter Hand zitiert – aus dem „New York Review of Books“. Schließlich bemüht er sich, neben der Darstellung und Analyse historischer Zusammenhänge auch theoretische Begriffsdefinitionen zu geben wie etwa eine Klassifizierung der verschiedenen Arten des Antisemitismus. Diese Ausführungen wirken jedoch eher unbeholfen und schwammig, andere oft verwendete Begriffe wie „Totalitarismus“ und „Nationalismus“ bleiben unklar. Leider läßt das Buch auch formal zu wünschen übrig. So fehlt beispielsweise die Bibliographie am Ende, und ein Namens- und Sachregister wären beim Umfang dieser Arbeit sicherlich hilfreich gewesen.

Im ersten Teil der Untersuchung widmet sich Stranga den Regimen von Smetona und Päts in Litauen und Estland sowie dem dortigen Antisemitismus. Litauische bzw. estnische Vorkriegsgeschichte wird hier zwar nur gestreift, und viele neue Erkenntnisse über das Wesen der autoritären Regime in diesen Ländern vermittelt der kurze Überblick nicht. Der Autor kommt jedoch zu interessanten Schlüssen in der Analyse des Verhältnisses der autoritären Regime zu den Juden, zumal da er dieses durchgängig in vergleichender Perspektive untersucht. Beispielsweise führt er den ver-

---

<sup>2</sup> Sämtliche Übersetzungen aus dem Lettischen stammen von der Rezensentin.

hältnismäßig schwachen Antisemitismus in Estland neben „objektiven“ Gründen (die relativ kleine Zahl von Juden in der Wirtschaft und damit die schwache Konkurrenz) auf psychologische Gründe zurück: Die Esten seien ein stolzes Volk, das „weniger gequält [werde] von Minderwertigkeitskomplexen“ (S. 29). In ihrem Nationalismus seien sie in den 20er wie in den 30er Jahren mäßig gewesen und hätten sich anderen Bevölkerungsgruppen im Lande nicht so sehr unterlegen gefühlt wie die Letten und Litauer in ihren Ländern. Die Ausgrenzung von Juden aus der Wirtschaft und aus freien Berufen sei dennoch genauso die Politik von Päts gewesen wie die seiner beiden südlichen Nachbarn. In Litauen sei anders als in Estland und Lettland zudem der Katholizismus ein Motiv für Antisemitismus gewesen.

Unter der Frage „Lettland – ein Staat des lettischen Volkes?“ gibt Stranga im folgenden eine Darstellung und Analyse der politischen und sozialen Entwicklungen in Lettland vom Beginn der Republik 1918 bis zum Umsturz und Beginn der autoritären Herrschaft unter Kārlis Ulmanis im Mai 1934. Dabei diskutiert der Autor den Nationalismus und Antisemitismus in Lettland. Er bemerkt, daß, wenngleich die Verfassung von 1922 Lettland zum „Staat des Volkes Lettlands“ und nicht des lettischen Volkes erklärte, dieses Prinzip doch nur dem Willen einiger weniger Persönlichkeiten entsprungen sei, nicht aber einer weit verbreiteten Überzeugung (S. 37).<sup>3</sup> Bereits von Beginn an sei der Widerspruch aufgetaucht zwischen einer politischen Nation, wie sie die Verfassung erklärte, und der zunehmenden Popularität des ethnisch-nationalen Prinzips „Lettland den Letten“ innerhalb der Bevölkerung. Im gleichen Jahr, in dem der erste Teil der Verfassung angenommen wurde (1922), wurde auch der „Lettische Nationale Club“ („Latvju Nacionālais Klubs“) gegründet, was, so Stranga, den Beginn des organisierten Antisemitismus in Lettland bedeutete (S. 41). Mit der wirtschaftlichen Krise zu Beginn der 30er Jahre radikalisierte sich der Antisemitismus in Lettland. Stranga kommt hier erneut auf die „psychologischen Wurzeln des lettischen Antisemitismus“ – den lettischen Minderwertigkeitskomplex zurück. Dabei macht er die interessante Feststellung, daß gerade die lettischen Nationalisten seit Beginn des Jahrhunderts das Bild der lettischen „ungebildeten Landmenschen“ („neizglītoti lauku ļautiņi“) gezeichnet hätten, die gefangen seien in „unfruchtbaren Träumen und Anti-Intellektualismus“; die hilflos zugelassen hätten, daß Handel und Gewerbe in fremde Hände geraten seien (S. 45f.). Das Porträt des „Schwächlings“ habe sich nicht geeignet, um

---

<sup>3</sup> Zu diesen Persönlichkeiten gehörte auch Kārlis Ulmanis, der sich jedoch bereits 1925 von diesem liberalen Prinzip distanzierte.

Selbstbewußtsein zu vermitteln, wohl aber um Haß gegenüber denen hervorzubringen und zu rechtfertigen, die angeblich alles hatten (den Juden und Deutschen).

Ein eigenes Kapitel widmet Stranga der Organisation „Pērkonkrusts“, deren „zentrales, integrierendes Prinzip“ der Antisemitismus gewesen sei. Der Autor liefert kaum neuere Erkenntnisse zum Wesen dieser Organisation, und es fällt auf, daß er zwar viele interessante Primärquellen verwendet, einige eingehendere Untersuchungen wie etwa die des exillettischen Wissenschaftlers Haralds Biezais über den Führer von „Pērkonkrusts“, Gustavs Celmiņš, und die Organisation an sich aber kaum berücksichtigt. Wie Biezais stellt Stranga fest, daß die Entstehung von „Pērkonkrusts“ „keine Zufälligkeit“ gewesen sei, denn der Nährboden sei vor allem in akademischen Kreisen längst vorhanden gewesen. Die Organisation aber führte, darin sind sich beide Wissenschaftler einig, den Antisemitismus in Lettland zu bis dahin nie dagewesener Intensität (S. 51). Auch das persönliche Verhältnis von Ulmanis zu „Pērkonkrusts“ und zu den Juden untersucht Stranga eingehender, wobei er klarstellt, daß der Diktator durchaus nicht pro-jüdisch gewesen sei (wenn auch nicht ein ausgesprochener Antisemit) und mit seinem Umsturz 1934 sicherlich nicht bezweckt habe, „die Juden vor der Machtübernahme von ‚Pērkonkrusts‘“ zu retten, wie dies bisweilen behauptet wurde (S. 54). Vielleicht aber habe Ulmanis auf wirtschaftlichen Druck reagiert. Wenngleich Stranga diese These nur sehr vorsichtig formuliert, ist sie doch nichtsdestoweniger ausgesprochen interessant: Das demokratische Lettland sei zu Beginn der 30er Jahre zunehmend in wirtschaftliche Abhängigkeit vom Deutschen Reich geraten, was zu einigen diplomatischen Schwierigkeiten geführt habe, insbesondere angesichts der antideutschen Einstellung von Teilen des lettischen Parlaments und der Aktivitäten jüdischer Politiker.<sup>4</sup> Es sei, so Stranga, „kein Grund vorhanden, die deutsche Unzufriedenheit mit lettischen Sozialdemokraten und Juden als Faktor für den Umsturz (von 1934) zu übertreiben“, man dürfe ihn aber auch nicht ganz außer acht lassen (S. 57).

Der dritte Teil der Arbeit dreht sich um das Verhältnis des Ulmanis-Regimes und der lettischen Juden von 1934 bis zum Einmarsch der Roten Armee 1940. Dies ist der stärkste Teil der Arbeit, sowohl die Länge als auch die Quellenbasis betreffend. Stranga behält die vergleichende Perspektive bei, zieht Parallelen zu anderen Staaten und widmet eigene Un-

---

<sup>4</sup> Stranga schildert die Aktivitäten lettischer Juden, die im Juni 1933 zum Boykott deutscher Produkte aufrufen, was zu Mißtönen zwischen der deutschen Botschaft und dem lettischen Außenministerium führte, das zu der Zeit de facto von Ulmanis vertreten wurde (S. 55f.).

terkapitel den autoritären Regimen Polens, Ungarns und Rumäniens und deren Verhältnis zu den Juden.

Die Geschichte der lettischen Juden wurde bislang verhältnismäßig wenig wissenschaftlich untersucht. Es stellt sich bei der Forschung zu diesem Bereich nicht selten heraus, daß „die jüdische Geschichte Lettlands“ im Lande selbst nicht nur von ihrem grausamen Ende überschattet ist. Es grassieren zudem viele unbelegte, dafür aber sich um so hartnäckiger haltende Gerüchte, Vorurteile und Mythen über das Verhältnis von Letten und Juden in der Geschichte, die eine differenzierte und unbelastete Analyse oft schwierig werden lassen.<sup>5</sup>

Stranga tritt mit seiner Arbeit als erster in Lettland lebender lettischer Historiker bewußt einigen der alten oder auch neu entstehenden Mythen entgegen, die sich um diese Periode (die Zwischenkriegsjahre) ranken. So stellt er mehr als einmal klar, daß auch das Regime Ulmanis – wie die seiner Nachbarn – durchaus nicht nur eine „einfache, konservative, autoritäre Diktatur“ gewesen sei (S. 106), wie das von einigen Historikern heute gern dargestellt wird.<sup>6</sup> Vielmehr habe das Regime stets vorgegeben, im Zeichen von „Revolution“, „nationaler Wiedergeburt“, von Diktatur und faschistischer Massenmobilisierung zu stehen und damit „pro-totalitäre Bestrebungen“ gezeigt (S. 157).

Einige Aufmerksamkeit widmet der Autor auch der Frage, wie die Situation der Juden im Baltikum und speziell in Lettland in den 30er Jahren bewertet werden kann. Es sei damals wie heute die einfachste und populärste Methode gewesen, die Situation der baltischen Juden mit der der deutschen Juden zu vergleichen, wobei die baltischen Staaten gut abgeschnitten. Betrachte man die Bereitschaft der baltischen Staaten Ende der 30er Jahre, jüdische Flüchtlinge aufzunehmen, so sei diese – im Vergleich mit der Flüchtlingspolitik anderer europäischer Staaten – sicherlich als „wohlmeinend“ zu bewerten (S. 26f.). Stranga wehrt sich jedoch in bezug auf innergesellschaftliche Entwicklungen im Baltikum gegen den Vergleich mit „dem Allerschlimmsten“ (Deutschland) (S. 9). Er widerspricht der Meinung, den Juden sei es in Lettland zwischen 1918 und 1934 ausgesprochen gut gegangen oder Lettland sei sogar ein „philosemitischer“

---

<sup>5</sup> Vor kurzem erschien die Untersuchung des in den USA lebenden lettischen Historikers Andrievs Ezergailis, *The Holocaust in Latvia 1941–1944: The Missing Center*. Riga/Washington 1996. Auf dieses Buch nimmt Stranga eingehend zum Abschluß seiner Arbeit Stellung, wobei er die Meinung Ezergailis', der Antisemitismus sei mehr oder weniger plötzlich von den Nationalsozialisten nach Lettland „importiert“ worden, für „idealisiert“ und teilweise schlicht falsch hält (S. 160).

<sup>6</sup> Stranga bezieht sich hier auf seine Kollegen J. Ronis und K. Karulis, die bestritten hatten, daß Ulmanis Pläne zur Gründung einer Massenpartei nach italienischem Muster schmiedete (S. 147, Anm. 143).

Staat gewesen, wie dies etwa die Arbeit von A. Ezergailis suggeriert.<sup>7</sup> Diese Vorstellung hieße, so Stranga, „in Lettland nach etwas zu suchen, was es in ganz Europa nicht gab und nicht geben konnte“ (S. 92).

Die Frage, ob in den 30er Jahren ein „jüdischer Kommunismus“ als eigene jüdische Strömung im politischen und ideologischen Leben existiert“ habe, sei in Lettland, so Stranga, unsinnig („bez jēgas“) (S. 102). Wenngleich Gegenteiliges zu vermitteln versucht wurde, habe es unter Ulmanis keinen „spezifisch jüdischen Kommunismus“ gegeben. Die Čeka-Frage, die Frage nach der „Rolle von Juden im System der repressiven kommunistischen Staatsorgane“, sei ebenfalls „leer“. Der Autor weist die bis heute in Lettland, aber vor allem auch in Litauen verbreitete Auffassung, in der Čeka seien zwischen 1940 und 1941 vornehmlich Juden gewesen, scharf zurück.<sup>8</sup> Es habe in Lettland seit ihrer Entstehung kaum eine so lettische Institution wie die Geheimpolizei gegeben. Stranga kritisiert in diesem Zusammenhang die Darstellung von Anatol Lieven als übertrieben, der ohne „überzeugende Beweise“ behauptet habe, nach 1940 hätten Tausende Juden in Litauen in Führungspositionen des sowjetischen Apparates gearbeitet (S. 102; vgl. S. 28, Anm. 34).

Stranga spricht viele Fragen an, die bisher in der lettischen Historiographie lieber vermieden wurden. Er nimmt Stellung zu Untersuchungen anderer lettischer Historiker, wobei sein Urteil über das Ulmanis-Regime und den lettischen Antisemitismus oft schärfer ausfällt als bei vielen seiner Kollegen. Zur Zeit Ulmanis' sei, so der Autor, Lettland der autokratischste der drei baltischen Staaten gewesen (S. 158), der Antisemitismus habe in Lettland wie überall in Osteuropa in jeder Form existiert: vom „objektiven“, aus wirtschaftlicher Konkurrenz resultierenden bis hin zum rassistischen, die physische Vernichtung der Juden fordernden Antisemitismus (S. 155f.). Wenngleich Stranga nicht ausdrücklich mit dem Anspruch forscht, die möglichen Ursachen für das Verhalten der lettischen Bevölkerung unter der nationalsozialistischen Besatzung zu finden, stellt er im Abschluß seiner Arbeit doch die Frage nach der Verantwortung für den Mord an den Juden, der, wie er betont, nur in Litauen bereits vor dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht stattfand. Die eigentliche Frage sei, so Stranga, in Lettland weniger die nach der Verantwortung, als

<sup>7</sup> Ezergailis, Holocaust (wie Anm. 5), S. 65.

<sup>8</sup> Diese Legende führte und führt zuweilen zu absurden Schuldzuweisungen und einer „revenge theory“, die die Beteiligung von Letten an der Erschießung jüdischer Mitbürger 1941 als Rache für von Juden an Letten begangenes Unrecht zu rechtfertigen versucht; vgl. dazu Andrievs Ezergailis, *Anti-Semitism and the Killing of Latvia's Jews*, in: *Anti-Semitism in Time of Crisis*, hrsg. v. Sander L. Gilman u. Steven T. Katz. New York/London 1992, S. 257-290, hier S. 260.

vielmehr die nach der Gleichgültigkeit von Letten gegenüber ihren jüdischen Mitbürgern. Diese habe dazu geführt, daß damals keine der Nachrichten über den Holocaust lange im Bewußtsein der Bevölkerung blieb, und bis heute habe das zur Folge, daß nicht einmal die mutigen Taten einiger Letten im Widerstand gegen die deutschen Besatzer und für die Juden großes Interesse wecke. Statt dessen würden, so konstatiert Stranga fast schon bitter, „der Ulmanismus und lettische bewaffnete Einheiten innerhalb der SS glorifiziert“ (S. 159).

Stranga stellt – wenn auch noch recht zaghaft – seine Analyse in den Kontext jüngerer lettisch- und englischsprachiger Publikationen und Debatten zum Thema und hebt damit die Diskussion um die lettische Geschichte dieses Jahrhunderts endlich auch *in* Lettland auf ein internationales Niveau. Darin und in dem Mut, ein Thema anzugehen und (selbst)kritisch zu diskutieren, welches bisher von der lettischen Geschichtsschreibung – bewußt oder unbewußt – vernachlässigt wurde, liegt die eigentliche Bedeutung dieser Arbeit.

Eva-Clarita Onken, Riga

**Vytautas Landsbergis, Jahre der Entscheidung. Litauen auf dem Weg in die Freiheit. Eine politische Autobiographie. Ostfildern vor Stuttgart: edition tertium 1997, 431 S.**

Kaum eine Person wird in der westlichen Welt mehr mit dem Freiheitskampf der baltischen Staaten identifiziert als Vytautas Landsbergis. Als Vorsitzender des litauischen Parlaments, des Seimas, verkündete er am 11. März 1990 die einseitige litauische Unabhängigkeitserklärung und stand mit seinem Land bis zum gescheiterten Moskauer Putsch im August 1991, der die Anerkennung aller drei baltischen Staaten brachte, im Brennpunkt der Ereignisse. Aufgrund dieser Konstellation wird der Leser das anzuzeigende Buch mit großer Spannung in die Hand nehmen.

Landsbergis hat seine „politische Autobiographie“ im tiefen Tal der Opposition geschrieben. Nach dem Aufstieg zum Parlamentspräsidenten am 10. März folgte im Herbst 1992 die große Niederlage bei den Parlamentswahlen. Inzwischen ist der Chef der konservativen Vaterlandsunion (Tėvynės sąjunga) an die Schaltstellen der Macht zurückgekehrt. Die Wahlen im Herbst 1996 bescherten den konservativen Kräften einen überwältigenden Sieg; Landsbergis selbst wurde wieder zum Präsidenten des

Seimas gewählt, mußte aber im Herbst 1997 bei den litauischen Präsidentschaftswahlen einen herben Rückschlag hinnehmen, als er bereits im ersten Wahlgang mit ca. 15% der Stimmen ausschied. Das Buch ist also auch als politische Rechtfertigungsschrift anzusehen, wobei angemerkt sei, daß es in Litauen bisher nicht erschienen ist.

Im Mittelpunkt stehen die Ereignisse rund um den 13. Januar 1991, als sowjetische Spezialeinheiten den Fernsehturm von Vilnius stürmten und dabei 13 unbewaffnete litauische Demonstranten ermordeten. Im Seimas saßen in jenen Stunden und an den folgenden Tagen die Abgeordneten, geschützt von behelfsmäßigen Barrikaden und einer großen Menschenmenge, und erwarteten jeden Augenblick den Sturm der sowjetischen Einheiten. Landsbergis stellt die Vorfälle dieser Nacht an den Beginn seines Buches (S. 11-25) und erreicht damit einen besonderen Spannungsbogen.

Auf seine Herkunft und sein Leben geht Landsbergis nur insoweit ein, als sie mit seinen politischen Überzeugungen zusammenhängen. Die politische Sozialisation in einem Elternhaus, in dem bereits die Großeltern in der litauischen Nationalbewegung aktiv waren und vor allem der Vater eine angesehene, nicht sowjet-konforme Persönlichkeit war (S. 27-42), prägten den Autor. Wie viele andere litauische Intellektuelle besaß Landsbergis eine starke Resistenz gegen das sowjetlitauische System, die sich u.a. aus der brutalen Annexion des Landes durch die Sowjetunion 1940 speiste. Die Schilderungen aus den 50er und 60er Jahren zählen zu den stärksten Passagen des Buches, zeigen sie doch dem westlichen Leser, was es bedeutete, in einem System zu leben, das einer beständigen politisch-ideologischen Mobilisierung unterlag und die Karriere von konformem Verhalten abhängig machte (S. 56-88). Der Autor selbst fand schließlich eine Anstellung am Lehrstuhl für Musikpädagogik, an dem er 17 Jahre für den Klavierunterricht zuständig war. Wissenschaftlich beschäftigte er sich mit dem litauischen Komponisten und Maler Mikalojus Konstantinas Čiurlionis, über dessen Werk er viele Abhandlungen schrieb. Das Thema Čiurlionis stellte bereits wieder eine Abweichung vom System dar, denn bis Mitte der 70er Jahre gehörte der Künstler nicht zum ausgewählten Kanon der von der KPL akzeptierten „Kulturschaffenden“ (S. 89-99).

Abrupt wechselt der Autor dann die Epoche und beginnt mit der Entstehung von Sąjūdis, der litauischen Unabhängigkeitsbewegung (S. 119-139). Sicherlich ist Landsbergis recht zu geben, wenn er meint, Sąjūdis sei aus vielen Wurzeln als ein Sammelbecken verschiedenster Intentionen und Gruppierungen entstanden, aber es stellt zweifellos eine Interpretation post festum dar, daß bereits im Juni 1988 „(d)as von (Sąjūdis) verkündete Ziel lautete, die Perestroika zu beschleunigen und die unterschiedlichen Elemente zu einer Bewegung zusammenzuführen, um die Souveränität

Litauens und die Demokratie anzustreben“ (S. 133). Daran konnte im Sommer 1988 noch niemand denken, und Sąjūdis vertrat damals vor allem die Linie, die von der Moskauer Zentrale initiierten Reformen auch in Litauen umzusetzen; ursprünglich nannte man sich „Bewegung (i.e. sąjūdis) für Perestroika in Litauen“. Landsbergis schildert die Entwicklung von Sąjūdis, die berühmten Meetings in Vilnius, die Menschenketten am 23. August 1989 zum Gedenken an den Hitler-Stalin-Pakt mit seinen für die baltischen Staaten verhängnisvollen Folgen und die Obstruktionen der herrschenden Partei gegen die Bewegung (S. 140-186).

Der Hitler-Stalin-Pakt steht auch im Mittelpunkt der Darstellung zu den Kongressen der Volksdeputierten in Moskau (S. 171-183), wodurch Landsbergis die Phase bis zum Wahlsieg von Sąjūdis im Februar 1990 überbrückt, was den Leser zunächst überrascht. Denn eben das Jahr 1989 zählte zu den wichtigsten Etappen beim Weg in die Unabhängigkeit. Wie auch immer man die Rolle der litauischen kommunistischen Partei beurteilen mag, es steht außer Zweifel, daß die breite Mehrheit der KPL unter der Führung von Algirdas Brazauskas sich aus der völligen Hörigkeit gegenüber Moskau löste und einen wenn auch vorsichtigen Weg in eine Autonomie Litauens suchte. Auch wenn die KPL dabei durch den massiven innenpolitischen Druck von Sąjūdis beeinflusst wurde, so vertrat sie doch immer deutlicher erkennbar litauische Interessen. Ohne diese Vorgänge läßt sich die Unabhängigkeitserklärung vom März 1990 nur schwer vorstellen. Landsbergis läßt den Leser über diese Zusammenhänge leider im unklaren.

Mit der Erklärung der Unabhängigkeit begann die Phase, in der Landsbergis wie kein anderer das Streben der baltischen Staaten nach Unabhängigkeit repräsentierte. Damals wie heute ist die Kritik an der Politik nicht verstummt, die er in den Monaten nach der einseitigen Unabhängigkeitserklärung verfolgte. Als Gorbačëv im April 1990 eine Wirtschaftsblockade gegen Litauen verhängte, um die unbotmäßige Republik an den Verhandlungstisch zu zwingen, zeigte sich die Seimasmehrheit unter ihrem Vorsitzenden unnachgiebig. Landsbergis legt seine Haltung, durch die u.a. die Gespräche mit Moskau zu keinem Ergebnis führten, ausführlich und durchaus überzeugend dar (S. 236-287), zwischen den Zeilen erkennt man, daß er das schließlich verkündete Moratorium heute für einen Fehler hält: „Und unser eigenes Gewissen war belastet, und zwar durch das Moratorium. Als sich die Spannungen verschärften, die Sowjets die letzten Verhandlungen abgebrochen hatten und von allen Seiten offen über die Anwendung bewaffneter Gewalt gesprochen wurde, faßten wir am 28. Dezember noch einen Beschluß über die Verhandlungen zwischen Litauen und der UdSSR.“ (S. 286)

Hinzu kam, daß immer deutlicher ein Konflikt zwischen der Regierung Prunskienė und dem Seimasvorsitzenden spürbar wurde. Die Regierungschefin vertrat eine konziliantere Politik gegenüber Moskau, was zu dem zumindest ungewöhnlichen Beschluß führte, daß das Parlament (i.e. Landsbergis) und nicht die Regierung die Verhandlungen mit Moskau führte. In der Rückschau fällt es Landsbergis leicht, die Kontroverse für sich zu entscheiden; später wurde nämlich bekannt, daß die Ministerpräsidentin enge Kontakte zum KGB unterhielt. Landsbergis' Argumentation gegen die Politik Prunskienės macht sich diese Konstellation in recht eindeutiger Weise zunutze (S. 264-277 u. S. 289-298).

Die hektischen Januartage 1991 bilden den Kern des Buches. Durch das endgültige Zerwürfnis zwischen Regierung und Parlamentspräsident über eine Erhöhung der Lebensmittelpreise, die dem Parlament nicht mitgeteilt worden war (S. 289: „Insubordination“), kam es zu einem Regierungswechsel. Der neue, von Landsbergis vorgeschlagene Premierminister war in den entscheidenden Stunden des 13. Januar verschwunden, so daß Landsbergis im Parlament einen neuen Ministerpräsidenten wählen ließ. Diese dramatischen Ereignisse werfen natürlich die Frage auf, weswegen Landsbergis zunächst einen offensichtlich unfähigen Kandidaten zum Nachfolger von Prunskienė kürte; eine Antwort findet der Leser leider nicht. Der Autor schweigt schlicht und ergreifend zu diesem Problem, obwohl eine Erklärung sicherlich davon auszugehen hat, daß ein schwacher Regierungschef den maßgeblichen Einfluß des Parlamentspräsidenten weiter stärken mußte.

Im Strudel der Ereignisse geht diese Episode allerdings fast unter: Man sieht einen starken Seimasvorsitzenden, der in den entscheidenden Stunden und Tagen die Nerven behält und weiter den Kurs der Unabhängigkeit Litauens verfolgt. In dieser Phase bildete Landsbergis ohne jeden Zweifel den Nukleus der litauischen Aspirationen, und der Moskauer Putsch eröffnete endgültig den Durchbruch zur internationalen Anerkennung der baltischen Unabhängigkeit (S. 289-381).

Auf das Jahr 1992 bis zur Wahlniederlage im Herbst geht der Autor nur auf wenigen Seiten ein (S. 383-418), die Passagen zählen zu den schwächsten des Buches. Landsbergis vermag die Ursachen der Niederlage nur in der Obstruktion der alten Kader gegen die Reformen, der Uneinigkeit von Sąjūdis und der zögerlichen Hilfe des Westens (S. 386: „Bis die träge westliche Bürokratie in Fahrt kam, war ein halbes Jahr verstrichen, und dieses halbe Jahr war für die weitere politische Entwicklung entscheidend.“) zu erkennen. Eine selbstkritische Reflexion über die politischen Weichenstellungen während der ersten Monate der Unabhängigkeit findet nicht statt.

Deutliche Worte findet der Autor dagegen während der gesamten Darstellung zur westlichen Politik (S. 211): „Wir waren immer auf uns angewiesen und werden es bleiben, werden keinen besonderen Zuspruch erwarten, denn wir haben bereits eine Lehre der Geschichte hinter uns und wissen, daß man uns gut unserem Schicksal überlassen kann ...“ Dieser harschen Beurteilung ist kaum zu widersprechen, die unbewegliche und zögerliche deutsche Politik wird insofern besonders deutlich decouvriert, als Landsbergis Bonn mit fast keinem Wort erwähnt.

Überhaupt nimmt der Autor kein Blatt vor den Mund. Zu seinem sowjetischen Widersacher heißt es (S. 255): „(...) war Gorbatschow ein Meister der ausgeklügelten und abgefeimten Rechtfertigungen, von denen er immer eine ganze Menge parat hatte (...)“. Solche Wertungen zeigen, daß der Autor seine Erinnerungen noch ganz unter dem Eindruck der Ereignisse geschrieben hat, er ist und will Partei sein, abgewogene Reflexionen eines *elder statesman* hat der Leser nicht zu erwarten, diese „politische Autobiographie“ wurde *cum ira et cum studio* zu Papier gebracht.

Abschließend noch einige Bemerkungen zur deutschen Edition. Die Übersetzung ist flüssig und gut lesbar. Die einfache und klare Diktion des Autors wird auch in der deutschen Fassung gut erkennbar. Dennoch bleibt zu fragen, ob der Verlag nicht gut beraten gewesen wäre, dem in der litauischen Zeitgeschichte sicherlich nicht so gut bewanderten deutschen Leser neben einem Personenregister einige zusätzliche Hilfestellungen zu geben. Ein kurzes Glossar der wichtigsten handelnden Personen wäre um so wichtiger gewesen, als Landsbergis in seinem Text voraussetzt, daß der Leser um die Biographie der wichtigsten litauischen Protagonisten weiß. Da Landsbergis selbst fast nie aus seinen Reden oder Dokumenten zitiert, wäre es zudem mehr als eine Überlegung wert gewesen, dem Text eine ausgewählte Dokumentensammlung beizugeben, zumal bereits 1992 eine umfangreiche Auswahl in Litauen veröffentlicht wurde. Geradezu ärgerlich wird die unkommentierte Herausgabe beispielsweise bei den Verhandlungen zwischen Rußland und Litauen im Juli 1991. Landsbergis führt dazu aus, daß in seinen Spitzengesprächen mit Boris El'cin ein Kompromiß erzielt wurde, indem er zugestand, eine Erwähnung des „Vertrages von 1920“ nicht in die Präambel aufzunehmen, während der russische Präsident dafür zusagte, die Annexion von 1940 im Vertragstext zu verurteilen (S. 348). Diese Passage ist für den deutschen Leser, der in der Regel nur über rudimentäre Kenntnisse der litauischen Geschichte verfügt, völlig unverständlich. Im Friedensvertrag zwischen Litauen und der Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik vom 12. Juli 1920 hatte Moskau dem litauischen Staat Grenzen garantiert,

die weiter nach Osten reichten, als die Sowjets nach der Okkupation 1940 der LSSR zu geben bereit waren. Der litauische Verzicht auf die Erwähnung des Vertrages verhinderte also neue Grenzdebatten; für dieses Zugeständnis war Rußland andererseits bereit, offiziell die Unrechtmäßigkeit der Annexion von 1940 anzuerkennen.

Trotz dieser substantiellen Mängel, die allerdings nicht dem Autor zuzuschreiben sind, spiegeln die „Jahre der Entscheidung“ die Perspektive eines *homo politicus* reinsten Wassers wider; allein das macht sie bereits lesenswert.

Joachim Tauber, Lüneburg

**Niels von Redecker, *The Baltic Question and the British Press 1989–1991*. Hamburg: Verlag Dr. Kovač 1998, IX, 87 S. (Hamburger Beiträge zur Geschichte des östlichen Europa. 5).**

In der von Norbert Angermann herausgegebenen Schriftenreihe „Hamburger Beiträge zur Geschichte des östlichen Europa“, Bd. 5, schreibt Niels von Redecker über „*The Baltic Question and the British Press 1989–1991*“. Redecker veröffentlicht damit seine an der University of Bradford unter der Betreuung von John Hiden geschriebene Masterarbeit im englischen Original.

Die Publikation untersucht die Berichterstattung zur baltischen Frage durch vier Zeitungen der britischen *quality press* in den für die Wiedergewinnung der Unabhängigkeit entscheidenden Jahren von 1989 bis 1991. Die Auswahl von vier der fünf führenden, angesehenen Tageszeitungen kann als durchaus repräsentativ angesehen werden, da das gesamte politische Spektrum abgedeckt und auch eine ausreichende Anzahl an Artikeln analysiert wird. Auf seiten des Lesers ist eine gewisse Vertrautheit mit der britischen Presselandschaft sicherlich hilfreich. Der Einstieg wird dem der baltischen Zeitgeschichte unkundigen Leser durch eine kurze Einführung erleichtert.

Redecker nutzt moderne quantitative und qualitative Methoden der Medien- und Textanalyse. Die konsequente Nutzung dieser Instrumente strukturiert die Arbeit in einer für den Leser sehr übersichtlichen Weise und trägt entscheidend zu der hohen wissenschaftlichen Qualität der Arbeit bei.

Die quantitative Auswertung der Artikel über den Beobachtungszeitraum erfolgt in zwölf Kategorien. Wichtigstes Ergebnis dieser Auswer-

tung ist, daß die baltische Frage zumindest in der Zeit von Schlüsselereignissen (wie z.B. der beiden „Blutsonntage“ im Januar 1991) stets im Blickfeld der britischen Presse stand und auch durch andere weltpolitische Ereignisse wie den Golfkrieg nicht verdrängt wurde. Die in diesem Teil der Arbeit zahlreich verwendeten Tabellen erfordern vom Leser allerdings einige Einarbeitung und wären durch Verwendung von Graphiken und einem Zeitstrahl mit den wichtigsten Eckdaten wohl leichter nachvollziehbar gewesen. Dessen ungeachtet ist die quantitative Analyse eine sehr wertvolle Vorarbeit für den nachfolgenden qualitativen Teil.

Hier konzentriert Redecker seine Analyse auf vier Zeiträume: die Menschenkette zum 50. Jahrestag des Ribbentrop-Molotov-Pakts, die *de facto* Unabhängigkeitserklärung Litauens und die darauf folgenden sowjetischen Blockadebestrebungen im Frühjahr 1990, die „Blutsonntage“ im Januar 1991 und schließlich die internationale Anerkennung der Unabhängigkeit durch die westliche Welt. Die wichtigsten Ergebnisse der Arbeit sind wie folgt: Zu Beginn des Beobachtungszeitraums waren die konservativen Zeitungen skeptisch gegenüber der baltischen Unabhängigkeitsbewegung und befürworteten explizit oder implizit die Beibehaltung des *status quo*. Die Unabhängigkeitsbewegungen wurden als Gefahr für Gorbačëv und seine *glasnost* und nicht etwa als deren legitime Ausübung angesehen. Zudem waren die Berichte zumindest einiger Zeitungen widersprüchlich und zeugten von ungenügender Kenntnis der aktuellen Lage im Baltikum und insbesondere auch des historischen Hintergrunds. Dies verbesserte sich nach und nach, als die Zeitungen die Bedeutung der baltischen Frage erkannten und sowohl Zeilen als auch personelle Ressourcen zur Berichterstattung über das Baltikum bereitstellten. Spätestens mit Gorbačëvs hartem Kurs, der zu den „Blutsonntagen“ im Januar 1991 führte, waren alle Zeitungen auf der Seite der baltischen Republiken und forderten den Westen auf, sich der Sowjetunion gegenüber konsequent zu zeigen – obwohl zur gleichen Zeit der Golfkrieg eine Zusammenarbeit zwischen dem Westen und Moskau gebot. Konsequenterweise wurde auch die Anerkennung der baltischen Staaten im August 1991 von fast allen Zeitungen befürwortet. Die Arbeit weist somit einen Umschwung nicht nur in der Bedeutung der baltischen Frage, sondern auch in ihrer Bewertung nach: Im Sommer 1991 war die britische Presse wesentlich positiver gestimmt als noch im Sommer 1989. Diese Erkenntnis – für sich genommen schon äußerst wertvoll – bietet einen interessanten Anknüpfungspunkt zu der Frage, inwieweit die britische Politik im allgemeinen einen Positionswechsel in der baltischen Frage in diesem Zeitraum vollzog. Diese Frage liegt freilich außerhalb des Rahmens dieser Publikation.

Redeckers Arbeit besticht durch ihre systematische Herangehensweise und eine Methodik, die sowohl quantitative als auch qualitative Aspekte moderner Medienanalyse umfaßt. Der Autor erschließt damit noch weiterhin unerforschtes Gebiet und leistet nach seiner früheren Publikation „Die Haltung der Bundesrepublik Deutschland gegenüber den baltischen Staaten seit dem Beginn des ‚nationalen Erwachens‘ im Jahre 1987“ (Die Ost-Reihe – Neue Folge. 1), Hamburg 1994, einen weiteren wertvollen Beitrag zur Erforschung der Beziehungen zwischen dem Baltikum und dem Westen.

Johannes Börner, Ville St. Jacques

**The Baltic Sea Region. National and International Security Perspectives**, ed. by Axel Krohn. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft 1996, 287 pp. (Demokratie, Sicherheit, Frieden. 105).

There has been an outpouring of literature on „security“ issues in the Baltic Sea Region over the past few years. This is not surprising. The break up of the USSR, the re-emergence of independent Latvia, Lithuania and Estonia, as well as the enlargement of the EU to Finland and Sweden, have generated new agendas in the Baltic area. Axel Krohn makes clear that when he speaks of the Baltic Sea Region he means the nine littoral states plus Norway. Iceland is seen as the eleventh state in the context of the Council of Baltic Sea States, which was set up in 1992. However, Iceland is omitted from the eleven chapters on each „national perspective“, which together make up the second and largest part of the book. The eleventh article is allocated instead to the United States.

Far be it from me to upset fellow academics, but most of the literature on contemporary Baltic security tends to come from the pens of political scientists and they do love jargon and acronyms. This is great fun for the initiated – and anyway there are three whole pages at the end of the book listing the full meaning of the initials. I particularly liked COMNAVBAL-TAP. This stands for Commander Allied Naval Forces Baltic Approaches. More seriously, what is missing from most, but by no means all of the contributions in this book, is a sense of the longer-term, dare one say it, *historical* perspective. The articles are generally quite good at listing various „factors“ in the security problems of the region but most of the contributors seem content to describe the situation rather than to analyse it.

This is true of the editor's introduction, probably in part because he has so much ground to cover in setting the scene. However, it is not immediately obvious why he should list various „options“ for security on p. 12 which he himself then shows are *not* in fact all options in any meaningful sense of the term. He rightly points out, for example, that the „option“ where NATO enlarged to include Russia would mean that NATO „would cease to function“ (p. 13). Where, then, is the option? Although Krohn acknowledges that „security“ at the end of the 20th century has become a term embracing socio-economic considerations as much as military, one has the feeling that his interest lies with the latter.

The editor was almost certainly wise to opt for a series of „national perspectives“ in part two of the book, although this has meant that most contributors duplicate areas of each other's work when looking at the wider framework in which their countries operate. The overview in the Estonia chapter, written by Hain Rebas, who was once briefly Defence Minister in the Estonian Government, is almost refreshing in its gloom. In pointing to the eight million, mainly deprived Russians living in the St. Petersburg area, Rebas suggests that if chaos comes these souls will only have one way to go. We can sympathise with durable anxiety about Russia, although most contributors to the volume no longer believe that Russian soldiers will appear over the brow of the hill. They also worry most about social unrest rippling out from a Russia where, in President Meri of Estonia's words, the reform virus has not spread. Atis Lejiņš sensibly stresses in his chapter on Latvia the paramount importance of domestic consolidation as the precondition of full integration into Europe. Renatus Norkus on Lithuania indicates the existing stability in the Baltic states, if he is troubled by the excessive military potential in the Kaliningrad area. Since the book was written, Yeltsin in fact has gone some way to address that particular problem.

One of the most thoughtful chapters is written by Colonel Clemmeson (a historian) on Denmark. He offers a critique of outmoded views of state survival, where powers persist in seeing small states as needing integration with the large countries on which they border. He is certainly correct in pointing to the persistent preoccupation of the Western powers with Russia's feelings. For Clemmeson NATO's unsure touch on the issue of enlargement rests not only on unspoken assumptions about Russian rights, but on a false view of what NATO actually was. He insists that NATO was built on *deterrence*; that it never *guaranteed* a response in the event of attacks on anyone of its members. So successful was deterrence, he argues, that most NATO politicians now pretend there is a legal obligation to go to war for possible new members, who therefore

cannot be accepted until they can defend themselves. It is not necessary to labour the point that this demands from newly reforming democracies the sort of extra expenditure on the military which is likely to impact on the socio-economic aspects of „security“ in the widest sense of the term.

The chapter on Finland concludes that the country is content with its current military non-alignment, although the author praises Finland's „pragmatic realism“ in the context of Finland's past relationship with the Soviet Union. He insists that Finland's membership of the EU „gives Finland latitude, alternatives to chose from“. Yet in the next sentence we read that such choices must be made „on a consideration of Finnish national interests“ (p. 95). One has the feeling that the author has not quite yet come to grips with the inner logic of the EU. The editor returns to write the section on Germany and he has the thankless task of making something out of nothing. Germany is overwhelmingly preoccupied with its close neighbours, Poland, Czech Republic and Hungary. Krohn stresses that there is a strong „Moscow factor“ in German policy (p. 102) without quite spelling this out. Presumably, one infers, this is one reason why „there is no German contribution to a comprehensive security concept for the Baltic Sea region or the whole of Northern Europe“ (p. 114). Norway's policy for the region is also evolving only slowly, according to Olav Knudsen, whose cryptic conclusion is that „Baltic independence reduces the role of the great powers in Nordic affairs“. Poland is focusing on integration with the West but is slowly developing regional policy perspectives, being particularly concerned for good relations with the Kaliningrad authorities. Sweden, naturally, has concentrated selflessly on preventing conflicts between *other* states.

The final two national perspectives are those of Russia and the USA. Vladimir Baranowsky's well crafted article posits a fundamental difference between the Baltic policy of Russia and that of the former Soviet Union. In the past, considerations of the East-West balance overrode concerns for regional requirements. The Baltic Sea region is not as important to Russia as it was to the Soviet Union and Moscow is now more concerned with threats to its south and, in the long run, east. There are, however, concerns about the fact that Russia's direct access to the Baltic Sea is limited to St. Petersburg. The only military harbour, at Kronstadt, is unable to accommodate a large military force. Kaliningrad is regarded as a useful asset but is also vulnerable to being cut off. The author points to the Kaliningrad Special Region containing units from the Baltic fleet, ground forces and air defence forces. Interestingly, Baranowsky speculates on the possibly high political price of this presence in accentuating Lithuania's move to the West. Finally, Baranowsky thinks that although

Russian security thinking accepts the distinction between the Baltic countries and the CIS states, it does not yet see the former as the „far (i.e. real) abroad“. Baranowsky can envisage pressures arising in the region from the erosion of democracy in Russia. Friendship with a reforming Russia, as Simon Duke reminds us in his view of the United States, is important in American policy in the region. Duke believes that the most consistent aspect of US policy, however, is to be found in the Partnership for Peace projects.

The third and final part of the book examines intergovernmental perspectives, where a detailed study of NATO and Partnership for Peace activities is penned by Volker Heise. Ingo Peters and J. Poesze write, respectively, on the Organization for Security and Co-operation in Europe and the Western European Union. In the conclusions to the book Marcia Maibach emphasises that the contributors see no visible military threat to the Baltic Sea Region. Yet they do fear a new dividing line in East/West security matters which will sharpen the existing socio-economic imbalances.

John Hiden, Bradford

**Oliver Volckart, Die Münzpolitik im Ordensland und Herzogtum Preußen von 1370 bis 1550. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 1996, 492 S., 17 Abbildungen (Quellen und Studien des Deutschen Historischen Instituts Warschau. 4).**

Die vorliegende Berliner Dissertation untersucht die Münzpolitik des Deutschen Ordens sowie des Herzogtums Preußen in seinen ersten Jahrzehnten. Der zeitliche Rahmen erstreckt sich von der Blütephase des Deutschen Ordens im 14. Jahrhundert über die Niedergangszeit im 15. Jahrhundert bis hin zur preußisch-polnischen Münzunion von 1528, nach der eine eigenständige preußische Münzpolitik nicht mehr möglich war.

Zentrale Fragen dabei sind, wie die Entscheidungen für eine bestimmte Münzpolitik zustande kamen, wie sie in die Praxis umgesetzt wurden und welche Kontrollmechanismen etabliert wurden. Der Verfasser will letztlich rekonstruieren, wie sich die Machtverhältnisse im Ordensstaat und Herzogtum unter dem Einfluß der Münzpolitik veränderten.

Dazu arbeitet er aufschlußreich die unterschiedlichen Währungsinteressen von Kaufleuten, Adel und Deutschem Orden heraus. Während die

Kaufleute weniger am stabilen Silbergehalt der preußischen Währung, sondern an für den Handel günstigen Wechselkursen interessiert waren, mußte dem Orden an seinen stabilen Renteneinnahmen (mehr als an seinen Handelsgewinnen) gelegen sein. Dagegen soll der Landadel, dessen Eigenwirtschaft überschätzt wird, vor allem stabile Geldeinnahmen aus dem Getreidehandel gewünscht haben.

Ausgehend von dieser Interessenlage untersucht Volckart im folgenden die Entscheidungsfindung und Kompromisse der Geldpolitik und analysiert, welche Interessen vorrangig zum Tragen kamen. Dabei versteht er es sehr gut, die preußischen monetären Verhältnisse in den europäischen Kontext einzuordnen – die Arbeit besticht vor allem durch sehr gute Kenntnisse der neueren geldgeschichtlichen Literatur.

Insgesamt erwies sich die Kaufmannschaft als erfolgreichste ‚pressure group‘ auf dem Gebiet der Münzpolitik. Sie wurde ihres Einflusses erst durch die preußisch-polnische Währungsunion beraubt, war aber in der Folgezeit durchaus in der Lage, ihre Interessen in der Steuerpolitik zumindest teilweise durchzusetzen, was die Hypothese vom Einfluß der münzpolitischen Entscheidungen auf die Entwicklung der Verfassungsverhältnisse relativiert.

Es bleibt jedoch das ungeschmälerte Verdienst des Autors, die Wege zur Entscheidungsfindung und deren Umsetzung minutiös rekonstruiert zu haben.

Michael North, Greifswald

**Ester-Beate Körber, Von der obrigkeitlichen zur gleichheitlichen Öffentlichkeit: Die Entwicklung der Beziehungen zwischen den Öffentlichkeiten vom 17. zum 20. Jahrhundert. Berlin/New York: Walter de Gruyter & Co 1998, XIV, 536 S. (Beiträge zur Kommunikationsgeschichte. 7).**

Die anzuzeigende Berliner Habilitationsschrift hat es sich zum Ziel gesetzt, Kommunikationsprozesse im Herzogtum Preußen der Frühen Neuzeit zu rekonstruieren. Dazu wird der moderne, d.h. nicht zeitgenössische Begriff der Öffentlichkeit in drei frühneuzeitliche Öffentlichkeiten zerlegt: in eine Öffentlichkeit der Macht, eine Öffentlichkeit der Bildung und eine Öffentlichkeit der Information.

Im Bereich der Öffentlichkeit der Macht werden mündliche, schriftliche und symbolische Kommunikationsprozesse zwischen Herzog, Be-

amten, Ständen und Untertanen beschrieben und dabei dem Ablauf der Landtagsverhandlungen zum ersten Mal größere Aufmerksamkeit gewidmet. Gleichfalls werden in die Sphäre der Öffentlichkeit der Macht das Post- und das Nachrichtenwesen eingeordnet und überblicksartig dargestellt.

In der Öffentlichkeit der Bildung werden die Medien Buch, Disputation, Kirchenlied, Gebet und Theater vorgestellt und dabei den Institutionen des Buchwesens größere Aufmerksamkeit geschenkt. Dabei zeigt sich, daß sich in Königsberg kein Zentrum des Buchdruckes entwickeln konnte.

Bedeutender war die aus Flugblättern, „Neuen Zeitungen“ (die erste entstand 1618), Spott- und Nachrichtenliedern gespeiste Öffentlichkeit der Information. Insbesondere die Zeitung veränderte die frühneuzeitliche Öffentlichkeit in verschiedener Hinsicht. Ein Teil der politischen Information (aus dem Bereich der Macht) wurde für die Allgemeinheit freigegeben, und die Zeitungslektüre schlug die Brücke zur Welt der Gebildeten. Zwischen den drei Öffentlichkeitsformen gab es vielfältige Wechselbeziehungen, die die Autorin exemplarisch herausarbeitet.

Gewünscht hätte man sich eine bessere Verortung der „preußischen Öffentlichkeit“ im deutschen oder polnischen Kontext. Während von der Autorin zum Abschluß die Entwicklung der Beziehungen der Öffentlichkeiten bis zum 20. Jahrhundert weiterverfolgt wurde, blieben das Herzogtum Preußen und Ostpreußen leider auf der Strecke!

Michael North, Greifswald

**Stefan Troebst, Handelskontrolle – „Derivation“ – Eindämmung. Schwedische Moskaupolitik 1617–1661. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 1997, 649 S. (Veröffentlichungen des Osteuropa-Instituts München. Reihe Forschungen zum Ostseeraum. 2).**

Bei der vorliegenden umfangreichen Arbeit handelt es sich um die überarbeitete Fassung einer Habilitationsschrift, die dem Fachbereich Geschichtswissenschaften der Freien Universität im Juni 1994 vorgelegt und im folgenden Wintersemester angenommen wurde. Der Verfasser ist seitdem Privatdozent für Ost- und Südosteuropäische sowie Neuere Geschichte an der Freien Universität Berlin und zugleich Direktor des dänisch-deutschen „European Centre for Minority Issues“ (ECMI) in Flensburg.

Inhaltlich geht es um die Darstellung eines knappen halben Jahrhunderts schwedischer Ostseepolitik mit den Eckpunkten der Friedensschlüsse von Stolbovo (1617) und Kardis (1661). Der Schwerpunkt der Arbeit liegt dabei auf der schwedischen Handelspolitik; für den Staat der Vasa-Könige ging es, wie der Verfasser zeigt, vor allem darum, Einfluß auf die Handelswege im Finnischen Meerbusen zu nehmen. Dabei stieß Schweden auf das russische Gegenlager. Da das Moskauer Reich nicht über Häfen an der Ostsee verfügte, liefen dessen Handelsrouten über Archangel'sk und das Weiße Meer. Die schwedischen Bemühungen liefen nun darauf hinaus, diese Routen in die Ostsee „umzuleiten“: Dadurch entstand das „Derivationsprogramm“, das den Gegenstand der vorliegenden Arbeit darstellt.

Schweden war in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine aufsteigende Großmacht im internationalen System Europas. Es engagierte sich dabei auf mannigfache Weise: militärisch, diplomatisch und handelspolitisch. Dabei war das nordische Königreich nicht reich an heimatischen Ressourcen, die Schicht der Bevölkerung war dünn, und die periphere Lage tat ein übriges dazu. Schweden war daher, vor allem auch wegen seiner kostspieligen Kriegsführung, auf Eroberung und Nutzung auswärtiger Ressourcen angewiesen. In diesen Zusammenhang gehören die Bemühungen um eine „Derivation“ des Außenhandels mit dem Blickpunkt auf das baltische Meer. Daß dieses Konzept auf mannigfaltige Schwierigkeiten stieß, die übrigens nicht nur von Rußland ausgingen, zeigt die vorliegende Untersuchung.

Stefan Troebst hat seine Arbeit an außenpolitischen Daten festgemacht, wie es seinem Ansatz entspricht. Im ersten Teil (S. 53-203) diskutiert er den Frieden von Stolbovo unter handelspolitischen Gesichtspunkten und führt diese Diskussion bis zum Frieden von Stuhmsdorf (1635/41). Während dieser ersten Epoche schwedischer Politik ist die Durchführung eines „Derivationsprogramms“ allerdings erst in Ansätzen zu erkennen. Die Belastungen durch die kriegsfinanziellen Zwänge bedingten alle anderen handelspolitischen Möglichkeiten.

Eine andere, für Schweden günstigere Situation ergab sich in der Folgezeit. So liegt denn auch der Schwerpunkt der gesamten Untersuchung auf dem zweiten Teil (S. 204-391): „Reformen – Resultate – Ruptur“, der den Zeitraum von 1642–1654/56 umfaßt. In dieser Epoche ging es um die energisch betriebene Durchsetzung der Derivationspolitik, die allerdings auch nur zu partiellen Erfolgen führte. Es waren die beiden Oxenstiernas (Axel und sein jüngster Sohn Erik), die in den Jahren ihrer Reichskanzlerschaft (1612–1654) alle Anstrengungen unternahmen, um das Derivationsprogramm in die Wirklichkeit umzusetzen (S. 305 ff.). Allerdings

stießen ihre Bemühungen wieder auf den internationalen Kontext. Da es nicht um Derivation, sondern im Grunde um das „Dominium maris Baltici“ ging, waren auch die Interessen anderer europäischer Mächte aufgerufen. Denn die Herrschaft über die Ostsee wurde nicht nur von den Anrainern beansprucht. Vor allem England und noch stärker die Niederlande mit ihren ausgedehnten Seehandelsinteressen machten Schweden die Vorherrschaft streitig. Es geriet daher in die Bezüge der europäischen Kabinettspolitik. Konnte Schweden sich noch an der alten Maxime „Wer Riga hat, besitzt die Ostsee“ orientieren?

In welchem Maße die Kabinettspolitik überwog, läßt sich am Beispiel des „Holsteinischen Projekts“ aus den Jahren 1632–1635/41 (S. 186–203) festmachen. Der Verfasser beschreibt die große holsteinische Gesandtschaft, die durch den Bericht von Adam Olearius weit bekannt geworden ist. Aber auch durch diese Gesandtschaft konnte der Handelsweg von Isfahan nach Europa nicht von der Weißmeerroute umgeleitet werden, allenfalls hatte der Drehpunkt Narva für Moskau noch Bedeutung. Nicht zu übersehen ist, daß sich an der großen holsteinischen Gesandtschaft auch Privatunternehmer beteiligt hatten, die natürlich nicht von politischen Gegebenheiten, sondern von ihrem eigenen Profit ausgingen. Für die Derivationspolitik ergaben sich daraus wiederum erhebliche Defizite. Troebst beschreibt dieses Dilemma wie folgt: „In den wenigen Momenten, in denen sich ein *window of opportunity* für eben diese ‚Derivationspolitik‘ auftat, erwies sich das Scharnier zwischen staatlicher Handelspolitik und privater Handelsinitiative als ungelöst, ja eingerostet ...“ (S. 391).

In der schwedischen Politik der „Eindämmung“ russischer Aspirationen im Finnischen Meerbusen ging es ja nicht nur um die Eroberung und den Besitz von Hafenstädten, sondern auch um Neugründungen. Dabei ist anzumerken, daß die Gründung von Nyen auf der rechtsufrigen Seite der Neva erfolgte; es war das spätere Ochta. Petersburg wurde viel weiter in die Flußmündung hinein errichtet.

Im vierten Teil seiner Arbeit (S. 465–497) nimmt der Verfasser seinen außenpolitischen Faden wieder auf. Er nimmt den Friedensschluß von Kardis zum Anlaß einer abschließenden Bilanz. Was die Derivationspolitik und die Außenpolitik Schwedens im allgemeinen anbelangt, so kommt er zu einem ernüchternden Ergebnis: „Status quo ante bellum“ (S. 465).

Zusammenfassend stellt Troebst fest (S. 499 ff.), daß einerseits „Das handels- und verkehrspolitische Ziel des russischen Außen- und Transithandels weg von Archangel’sk am Weißen Meer hin zu den Häfen am Finnischen Meerbusen die schwedische Moskaupolitik (...) stark geprägt hat“; „der große politisch-diplomatische Durchbruch wurde dennoch nicht erzielt“. Daraus erwuchsen andererseits die vielen „Derivations-

fehlschläge“. Mit anderen Worten: Das Derivationsprogramm, dem hier im Verlaufe eines halben Jahrhunderts nachgegangen wurde, war ein Fehlschlag. Im Grunde ist die vorliegende Arbeit eine Beschreibung des Scheiterns einer handelspolitischen Konzeption.

Im ganzen bereichert diese umfangreiche Arbeit dennoch unsere Kenntnis über ein gutes halbes Jahrhundert schwedischer Moskaupolitik. Das liegt auch an der Methode, die der Verfasser zum Gelingen seiner Untersuchung verfolgt hat. Es handelt sich um eine Aktenerzählung, die sich souverän im diplomatischen Umfeld bewegt. Die Arbeit ist quellengesättigt; der Autor hat fast unermessliche Quellenstudien betrieben und kann daher alle Konzeptionen, Absichten und Wendungen der schwedischen Politik in allen Einzelheiten akribisch belegen; gelegentlich fällt es dabei nicht ganz leicht, immer den roten Faden zu verfolgen. Und ob Troebst andererseits den Begriff der „Derivation“ doch überbewertet hat? Denn er beschreibt doch die Geschichte eines Scheiterns.

Die Arbeit fußt auf umfangreichen Quellenstudien in verschiedenen europäischen Archiven, die der Verfasser stupend ausgewertet hat. Er beruft sich vor allem auf zahlreiche Quellen aus dem Reichsarchiv Stockholm; dazu hat er Archive in London, Den Haag, Amsterdam und St. Petersburg ausgewertet. Aus diesem Quellenstudium sind auch die zahlreichen Tabellen (im Anhang) entstanden, wodurch die Argumentation des Autors untermauert wird. Das Verzeichnis der herangezogenen Literatur umfaßt 116 Seiten – ein weiteres Zeichen dafür, in welchem Maße der Stand der internationalen Forschung mit Gewinn berücksichtigt wurde.

Nach einem halben Jahrhundert nach Kardis, fast auf das Jahr genau, setzte Peter der Große mit seiner Politik an der Ostsee neue Maßstäbe. Schweden wurde endgültig aus dem Finnischen Meerbusen zurückgedrängt. Von einer „Derivationspolitik“ konnte nicht mehr die Rede sein.

Klaus Meyer, Berlin

**Deutsch-russische Beziehungen im 18. Jahrhundert. Kultur, Wissenschaft und Diplomatie, hrsg. v. Conrad Grau, Sergueï Karp u. Jürgen Voss. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 1997, 412 S. (Wolfenbütteler Forschungen. 74).**

Der vorliegende Sammelband geht auf „ein Arbeitsgespräch“ in der Wolfenbütteler Herzog August Bibliothek vom 29. März bis 1. April 1993 zurück. Dort traf sich zum ersten gemeinsamen Kolloquium die deutsche

Gesellschaft für die Erforschung des 18. Jahrhunderts mit ihrer russischen Schwestergesellschaft. Auf der interdisziplinären Veranstaltung referierten Historiker, Germanisten und Musikwissenschaftler. Slavisten waren offensichtlich nicht geladen. Eine Teilnehmerliste sucht man vergeblich.

Aufgrund von sprachlichen Problemen wurden einige Vorträge in französischer und englischer Sprache gehalten. So wie der Band neben dem deutschen auch einen russischen Titel trägt, ist jedem Aufsatz ein russisches Resümee beigelegt. Die englischen und französischen Beiträge hätten vor der Veröffentlichung Muttersprachlern zur Korrektur vorgelegt werden sollen. Vor allem die englischen Artikel bewegen sich auf dem sprachlichen Niveau einer unterdurchschnittlichen deutschen Oberstufenklasse. Es wäre besser gewesen, die Herausgeber hätten sich der Mühe unterzogen, sie ins Deutsche zu übersetzen.

Insgesamt liegen 18 Beiträge vor, deren Bandbreite sich von den dynastischen Beziehungen zwischen Holstein-Gottorp und Rußland bis zu den Erörterungen über die Polenpolitik Katharinas II. aus der Sicht des „Livländers“ Joachim Christoph Friedrich Schulz erstreckt. Mancher Artikel allerdings wirft die Frage nach der Berechtigung der Veröffentlichung auf. I.N. Kuznecov verbreitet auf sechs Seiten in einem nur als grauenvoll zu bezeichnenden Deutsch alle nur denkbaren längst bekannten Weisheiten über Herder und Rußland. Vieles haben wir so oder ähnlich schon andernorts gelesen; etwa in den Beiträgen von Erich Donnert („Die Rußlandreise Josephs II. im Jahre 1780“), A.S. Myl'nikov („A.F. Büsching im Kontext der russisch-deutschen Verhältnisse zur Epoche der Aufklärung“: Was mag das wohl bedeuten?), Gert Robel („German travel reports on Russia and their changing function in the eighteenth century“) und einigen anderen. Sie tragen ihre bisherigen Forschungsergebnisse erneut vor. Dies ist heutzutage eine läßliche Sünde, aber doch auf die Dauer ermüdend.

Ein Artikel überragt nicht nur von seiner Länge (90 Seiten), sondern auch von seinem Gehalt alle anderen um mehr als die bekannte Haupteslänge. Günter Mühlpfordt, der Meister der deutsch-russischen Aufklärungsforschung, läßt uns an seinem herausragenden Wissen über „Rußlands Aufklärer und die Mitteldeutsche Aufklärung: Begegnungen, Zusammenwirken, Partnerschaft“ teilhaben. Hier werden wir im wahrsten Sinne des Wortes belehrt. Ein Forscher und Wissenschaftler breitet das Füllhorn seines Wissens für den Leser – natürlich auch für die Leserin – aus. Mühlpfordt kennt Literatur und Quellen zu diesem Thema wie kaum ein anderer und weiß durch Kenntnis und Materialreichtum zu überzeugen.

Die Herausgeber haben auf eine einheitliche Transliteration russischer Namen und Begriffe verzichtet. So erscheint bereits der Vorname des

Mitherausgebers Karp als „Sergueï“, „Sergi“ und „Sergej“. Das Personenregister berücksichtigt allerdings nur die wissenschaftliche Transliteration und läßt die im Text vorkommenden Varianten außer acht, was zu einer heillosen Verwirrung führt. „Tatiščev“ taucht im Text in mindestens vier unterschiedlichen Schreibweisen auf, im Register aber nur unter dem Eintrag „Tatiščev“. Gerhard Friedrich Müller erscheint in den Artikeln der russischen Kollegen/Kolleginnen wie üblich als „Miller“, ist aber im Register nur in der deutschen Form aufgeführt. Aber die Schreibweise kennt sowieso jeder, denn solche Bücher werden nur für Insider gedruckt. Deshalb kann auch auf ein Literaturverzeichnis verzichtet werden, weil jeder potentielle Leser die Literatur kennt. Bücher also nicht zum Lesen oder zum Studieren, sondern um dem eigenen Publikationsverzeichnis einen weiteren Titel hinzufügen zu können.

Warum eine solche Institution wie die Wolfenbütteler Herzog August Bibliothek einen derart disparaten Sammelband, dem offensichtlich nur wenig editorische Arbeit zuteil wurde, in ihrer Reihe publizieren läßt, ist nicht ersichtlich. Zum Renommee des Hauses kann er kaum beitragen.

Dittmar Dahlmann, Bonn

**Rußland, hrsg. v. Gerd Stricker. Berlin: Siedler-Verlag 1997, 672 S. (Deutsche Geschichte im Osten Europas).**

Die W.J. Siedler-Karawane „Deutsche Geschichte im Osten Europas“ zieht weiter und hat mit Asovo bei Omsk und Halbstadt im Altaigebiet ihre östlichsten Ziele erreicht. Diese am Ende des 20. Jahrhunderts in der Russischen Föderation begründeten Deutschen Rayons stehen als Symbol von über 200 Jahren Migration und Deportation am vorläufigen Ende „deutscher Geschichte in Rußland“. Was der Herausgeber Gerd Stricker mit seinen Koautoren Detlev Brandes, Margarete Busch, Gerhard Hildebrandt, Peter Hilkes, Peter Rosenberg und Robert Schweitzer hier als Zwischenbilanz einer durch die – wenn auch begrenzte – Öffnung von Archiven auf dem Gebiet der GUS neu belebten Forschung vorlegt, beeindruckt durch Umfang und Qualität der Darstellung. Der Band konzentriert sich zum einen auf die sog. Städtedeutschen und zum anderen auf die deutschen Kolonisten, die mit ca. neun Zehnteln den statistisch bedeutendsten Anteil der Deutschen in Rußland stellten. Deren Geschichte begann mit dem bekannten Edikt Katharinas II. 1763 und ist,

wie die oben erwähnten Deutschen Rayons belegen, trotz erheblicher Auswanderungsraten seit Ende der 80er Jahre bis heute nicht beendet; dies stellt eine Besonderheit der Rußlanddeutschen dar, fanden doch die in den anderen Bänden der Siedler-Reihe behandelten ostmitteleuropäischen „deutschen Geschichten“ ihr abruptes Ende im Zuge des Zweiten Weltkriegs.

In drei Etappen, deren Zäsuren die beiden Kriege dieses Jahrhunderts bilden, werden auf gut 250 Seiten jeweils knappe Grundzüge der russischen Geschichte (Stricker) und daran anschließend ausführlich die Epoche deutscher Siedlung, Wanderung und Deportation in Rußland (Brandes sowie Stricker/Hilkes für die letzte Phase von 1945 bis heute) präsentiert. Virtuos wird zwischen städtischen und ländlichen, Schwarzmeer-, Wolga- und Wolhyniendeutschen unterschieden, wodurch die Vorstellung einer einheitlichen Entwicklung deutschsprachiger Ausländer bald zurechtgerückt wird. Dabei treten allerdings – zum Teil bedingt durch die Forschungslage – Deutsche, die vor dem 18. Jahrhundert in Rußland gewirkt haben, in den Hintergrund. Dieser Befund gilt gerade auch für den Abschnitt „Deutsche Spezialisten“ (S. 561-584), in dem Stricker über Baumeister, Künstler und Mediziner aus den deutschen Staaten berichtet. Hier dürften Spezialstudien unter Heranziehung russischer Archive in naher Zukunft Abhilfe schaffen.<sup>1</sup> Daß die Ansiedlung deutscher Kolonisten schon vor den Repressalien des 20. Jahrhunderts nicht nur eine glanzvolle Erfolgsgeschichte war, zeigen Brandes anhand der Landlosenproblematik im Schwarzmeer-Gebiet und Stricker in seiner ausführlichen Darstellung des „rußlanddeutschen Bildungswesens“ (S. 420-490). Nach dem Aussterben der Einwanderungsgeneration sank das Bildungsniveau der Kolonisten erst einmal gewaltig ab – eine Feststellung, welche die vor allem in der älteren Forschung gängigen Stereotype von der kulturellen Überlegenheit der Deutschen relativiert.

Es ist ein Pluspunkt des vorliegenden Bandes, daß dem ausführlichen chronologischen Abriß spezielle kulturgeschichtliche Exkurse folgen, die ca. drei Fünftel des Umfangs einnehmen. Dem bedeutenden Sonderfall der mennonitischen Kolonisten in Südrußland und an der Wolga, deren

---

<sup>1</sup> Vera A. Kovrigina, Die Deutschen im Moskauer Handwerk in der zweiten Hälfte des 17. und im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts. Lüneburg 1997 (Hamburger Beiträge zur Geschichte der Deutschen im europäischen Osten. 4); Sabine Dumschat, Hartmann Gramann. Ein deutscher Arzt im Baltikum und im Moskauer Rußland des 17. Jahrhunderts, in: Zwischen Lübeck und Novgorod. Wirtschaft, Politik und Kultur im Ostseeraum vom frühen Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Norbert Angermann zum 60. Geburtstag, hrsg. v. Ortwin Pelc u. Gertrud Pickhan. Lüneburg 1996, S. 281-304; dies., Deutsche Ärzte im Moskauer Rußland. Lüneburg 1998 (Hamburger Beiträge zur Geschichte der Deutschen im europäischen Osten. 5).

religiös bestimmtes Gemeinschaftsleben am ehesten als Erfolgsgeschichte zu bezeichnen ist, geht Hildebrandt nach (S. 262-322). Stricker untersucht das „deutsche Kirchenwesen“ (S. 324-418), welches zumal in den Städten letzter Hort der in die neue Heimat mitgenommenen Traditionen und Bräuche war. Zwar hob die Deutschen ihre evangelische Prägung deutlich von der orthodoxen Umwelt ab, doch waren sie konfessionell zersplittert wie keine andere ethnische Gruppe in Rußland. In dieser in die neue Heimat importierten religiösen Differenziertheit vermutet Stricker einen der Gründe, weshalb es nicht zur Ausbildung einer eigenen, rußlanddeutschen Identität kam.

Verbindendes Element – und darin überschneidet sich baltische deutsche mit russischer deutscher Geschichte – war für Theologen wie auch für andere Wissenschaftler die deutschsprachige Alma mater Dorpatensis seit ihrer Wiedereröffnung 1802. Die Bereiche „Bildung und Wissenschaft“ bzw. „Brauchtum und Geselligkeit“ behandelt Margarete Busch (S. 492-560). Gerade hier wird erschreckend deutlich, was für einen Bruch die Zäsur der Deportationen, der *trudarmija* (Arbeitsarmee) und der Sondersiedlungen Mitte des 20. Jahrhunderts auf kulturellem Gebiet für die Rußlanddeutschen bedeutet hat. Die Namen der deutschstämmigen Russen Boris Pilnjak, Wsewolod Meyerhold oder Alexander Block sind hierzulande nicht nur Slawisten geläufig. Wer jedoch kann etwas mit Namen wie Ernst Schrill (Samuel Keller), Bernhard Harder, David Schellenberg oder Gerhard Sawatzky, Georg Luft oder Franz Bach anfangen? Die kurzlebige Blüte der rußlanddeutschen Literatur in den 20er Jahren fand ihr Ende nicht erst im Juni 1941, sondern bereits während der „Säuberungen“ in den 30er Jahren. In diesem Punkt unterschied sich das Schicksal der rußlanddeutschen Autoren nicht mehr von dem Pilnjaks oder Meyerholds.

Der Band hält viel Überraschendes bereit. Wer weiß schon, daß die gerade wiederaufgebaute, 1931 von Stalin in die Luft gesprengte Christ-Erlöserkirche in Moskau, von Zeitgenossen als „eine einzige Scheußlichkeit“ beschrieben, dem deutschstämmigen Architekten Konstantin Thon zu verdanken ist? Wer erinnert sich, daß sich Ende 1929 über 12 000 Rußlanddeutsche, fast drei Viertel von ihnen Mennoniten, in Moskau versammelt haben, um angesichts der beginnenden Kollektivierung eine Ausreiseerlaubnis zu erreichen? Und wem schließlich war bekannt, daß es seit Mitte der 20er Jahre, vor allem an der Deutschen Pädagogischen Hochschule in Odessa, erregte Debatten über eine radikale Orthographieform des Deutschen gegeben hat, deren Urheber in der sibirischen Verbannung ihr Leben ließen? Dem Argument der Befürworter, eine vom kapitalistischen Westen abgehobene „proletarische deutsche Sprache“

schaffen zu wollen, begegnete seit Hitlers Machtübernahme der Einwand, daß mit einer neuen Orthographie die sowjetische Propaganda im Westen erschwert werde. Nach der herrschenden sowjetischen Liquidationslogik hatten sich die Reformer somit als „Faschistenagenten“ verdächtig gemacht!

Rosenbergs interessante Ausführungen über die Sprache der Rußlanddeutschen (S. 585-608) und deren für die Linguistik einmaliger Laborscharakter runden den Band ab. Es erscheint etwas deplaziert, daß Schweitzers historischer Beitrag über die Deutschen im Großfürstentum Finnland (S. 610-627), oder genauer, in Wiborg, hierauf folgt und den voluminösen Band abschließt. Es ist zwar durchaus plausibel, die Wiborger Deutschen als Städtedeutsche in den rußlanddeutschen Kontext einzubeziehen (auch wenn sie ebenso gut in einen deutschbaltischen Kontext hätten passen können). Warum aber konnten diese wenigen Seiten nicht in Brandes' historischen Überblick über die Zeit bis 1914 integriert werden?

Kritisch bleibt zudem anzumerken, daß angesichts der ansonsten reichen Ausstattung des Bandes das Kartenmaterial leider recht dürftig ausgefallen und mangels einer Übersicht schlecht benutzbar ist. Manche häufig genannten Ortsnamen sind zudem auf ihnen nicht verzeichnet. Die reichhaltige Illustration ist hingegen wieder positiv hervorzuheben, auch wenn einige Bildunterschriften etwas pathetisch-schwülstig geraten sind und sich damit vom zumeist nüchtern-distanzierten Ton des Textes unterscheiden. Dies alles kann jedoch den positiven Gesamteindruck nicht schmälern: Insgesamt ist allen Beteiligten zu diesem Standardwerk nur zu gratulieren.

Karsten Brüggemann, Hamburg

**Deutsch-russische Zeitenwende. Krieg und Frieden 1941–1995**, hrsg. v. Hans-Adolf Jacobsen, Jochen Löser, Daniel Proektor u. Sergej Slutsch, unter Mitwirkung v. Oleg Prudkow. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft 1995, 789 S. (Schriften der Paul-Kleinewefers-Stiftung. 2).

„Verständigung und Versöhnung können immer nur aus der Erinnerung erwachsen, die nichts beschönigt und verdrängt. Unabdingbare Voraussetzung von Verständigung und Versöhnung mit den Menschen in der Sowjetunion ist das Wissen um die außerordentlich schweren historischen Belastungen des beiderseitigen Verhältnisses im Verlauf unseres Jahrhun-

derts.“ Ausgehend von diesen Überlegungen startete die Evangelische Akademie in Mülheim – zusammen mit der „Literaturnaja gazeta“ in Moskau – im Frühjahr 1989 eine „Initiative“, die Vertreter der Geisteswissenschaften, der Publizistik und der Politik aus beiden Staaten zu einem Dialog zusammenbringen sollte. Auch der vorliegende Sammelband fühlt sich dieser Aufgabe verpflichtet.

In seinem Mittelpunkt steht das traurigste Kapitel der bilateralen Beziehungen, der Zweite Weltkrieg, der in der Sowjetunion der „Große Vaterländische Krieg“ genannt wurde, mit seiner Vorgeschichte und seinen bis in die Gegenwart reichenden Folgen. Sie werden behandelt in über 30 Einzelbeiträgen von recht unterschiedlicher Länge und thematischer Breite. Ihre Autoren sind Historiker, Militärs, Schriftsteller, Journalisten und Zeitzeugen, der jüngste ist 40, die ältesten sind 80 Jahre alt; sie kommen – etwa je zur Hälfte – aus Rußland und der Bundesrepublik. Zusammengenommen ergeben ihre Beiträge einen dicken Band von fast 800 Seiten.

Dabei macht der I. Teil (S. 15-149) mit der „Beziehungsgeschichte 1918–1941“ bekannt. Auf einen knappen Essay (von Karl-Heinz Ruffmann), der die „Schlüsseljahre“ 1922, 1933, 1939 und 1941 skizziert, folgen zwei längere Abhandlungen (von Sergej Slutsch und Oleg Wischljew), die – in Kenntnis der Forschung und in Teilen gestützt auf eigene Archivstudien – den Gang des Geschehens zwischen 1918 und 1939 bzw. zwischen 1939 und 1941 nachzeichnen.

Den Kern des Buches bildet zweifellos der II. Teil (S. 151-559), der dem „Rußlandfeldzug – Große[n] Vaterländische[n] Krieg 1941–1945“ gilt. Die Thematik der 18 Einzelbeiträge reicht von einem Überblick über die Phasen des Krieges zum Wandel des strategischen Kalküls auf deutscher Seite (Bernd Wegner) und den rassistischen Elementen in der deutschen Propaganda (Wolfram Wette) bis zu einer Diskussion der divergierenden Zahlenangaben zu den Menschenverlusten auf russischer Seite (Boris Sokolow) und dem 8. Mai im Spiegel der DDR-Geschichtsbetrachtung (Gerhart Hass). Politik und Strategie, Stalingrad aus deutscher und russischer Sicht, das Verhältnis der deutschen Wirtschaft zu Hitlers „Lebensraum-Krieg“, das Zusammenspiel von Wirtschaft und Krieg in der UdSSR, die Rolle der sowjetischen Partisanen, die Historiographie zur deutschen Besatzungspolitik, der „Alltag“ des Rußlandkrieges, politische und militärische „Aufklärung“ in der Sowjetunion, das Schicksal der russischen Kriegsgefangenen in deutscher Hand und Erlebnisse deutscher Kriegsgefangener in der UdSSR sind weitere Themen.

Der „Ost-West-Konflikt 1945–1989“, der sich aus den Versuchen zur Neuordnung Europas nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelte und auch

das deutsch-russische Verhältnis, die Beziehungen der Sowjetunion zu den beiden neuen deutschen Staaten prägte, ist Gegenstand des knappen III. Teils (S. 561-716). Entsprechend weitgefaßt sind die meisten der (sieben) Beiträge: Aspekte sowjetischer Besatzungspolitik (Michael Semirjaga), vom Kalten Krieg zur Überwindung der Teilung Europas (Wilfried Loth), Mythen und Erkenntnisse 1945–1989 (Daniel Proektor), Konflikte und Kooperation 1945–1989 (Hans-Adolf Jacobsen), das Beziehungsgeflecht UdSSR – DDR – Bundesrepublik seit den 70er Jahren (Wjatscheslaw Daschitschew, Wladimir Abarinow) und die Rolle der orthodoxen Kirche bei der Aussöhnung der Völker (Bischof Feofan) – so lauten die Fragen und Problemkomplexe, die sie behandeln.

Der IV. Teil (S. 717-777) bietet – mit vier Beiträgen (von Leonid Potschwalow, Horst Linke, Boris Orlow, Eberhard Schulz) – Überlegungen zur und Perspektiven für die „Deutsch-Russische Partnerschaft 1990–1995“.

Offenkundig ging es den Herausgebern darum, die Anfänge eines Dialogs zu dokumentieren. Dabei kam Altes neben Neuem, Gesichertes neben Vorläufigem, Allgemeines neben Persönlichem zu stehen. Wer den Stand der Forschung (zur Entwicklung der diplomatischen Beziehungen, zur Präventivkriegsthese, zur Rolle der Partisanen, zur Besatzungspolitik usw.) nicht kennt, wird sich mit der Einordnung mancher Beiträge schwer tun, zumal auch die Einleitung dazu keine Hilfestellungen liefert. Wie es scheint, glaubten sich die Herausgeber nicht einmal berechtigt, manche Autoren für den Druck um eine Präzisierung und Straffung ihrer Beiträge zu bitten (so meint man etwa beim Beitrag von Hans-Heinrich Wilhelm zur Historiographie der deutschen Besatzungspolitik in Rußland, so bedenkenswert manche seiner kritischen Einwände sein mögen, die kaum korrigierte Abschrift eines Stegreifreferates zu lesen, wobei manches, was vordem in gedanklicher Parenthese gesagt wurde, nun in ausufernden Fußnoten auftaucht). Um nicht mißverstanden zu werden: Die Initiative, deutsche und russische Historiker, Publizisten und Zeitzeugen miteinander ins Gespräch zu bringen, durch den wissenschaftlichen und persönlichen Dialog über die gemeinsame Vergangenheit zur Verständigung und Versöhnung beizutragen, ist gut, wohlbegründet und hilfreich. Nicht so ganz klar ist nur, an welchen Adressatenkreis die Herausgeber hier dachten, als sie sich entschlossen, diese – ersten – Arbeitspapiere weitgehend unkommentiert zu veröffentlichen.

Helmut Altrichter, Erlangen



## Die Autoren der Abhandlungen

### **Prof. Dr. Hartmut Boockmann †.**

Geboren 1934 in Marienburg (Westpreußen). Nach der Flucht zeitweilig in Babelsberg bei Potsdam, 1954 zweite Flucht nach Westdeutschland. Studium der Geschichte und Germanistik in Tübingen und Göttingen, dort 1961 Promotion und 1974 Habilitation, ab 1975 Ordinarius für mittelalterliche Geschichte in Kiel, ab 1982 Lehre in Göttingen, unterbrochen 1992–1995 durch Lehrtätigkeit an der Humboldt-Universität Berlin. Zahlreiche Veröffentlichungen zur deutschen Geschichte des Mittelalters, besonders des 15. Jahrhunderts, mit Schwergewichten auf dem Deutschen Orden in Preußen und der Stadt. Breite Wirkung mit Monographien, die in mehreren Auflagen erschienen, wie „Der Deutsche Orden“ (zuerst 1981) und „Die Stadt im späten Mittelalter“ (seit 1986), ebenso mit dem Band „Ostpreußen und Westpreußen“ in der Reihe „Deutsche Geschichte im Osten Europas“ (1992). Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen und zahlreicher weiterer Gremien. Der hochangesehene Gelehrte starb im Juni 1998 nach kurzer, schwerer Krankheit.

### **Dr. Otto-Heinrich Elias, Silcherstr. 21, 71665 Vaihingen.**

Geboren 1932, Studium des Erwerbsgartenbaus an der TU Berlin, anschließend der Geschichte in Freiburg und Marburg, 1970 Promotion, 1971–1996 wissenschaftlicher Angestellter bei der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg in Stuttgart, seit 1977 Geschäftsführer, Mitglied der Baltischen Historischen Kommission seit 1976. Arbeitsschwerpunkte: Sozialgeschichte der Aufklärungszeit im Baltikum. Veröffentlichungen u.a.: Reval in der Reformpolitik Katharinas II. Die Statthalterschaftszeit 1783–1796. Bonn-Bad Godesberg 1978 (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte. 3); in Verbindung mit Indrek Jürjo, Sirje Kivimäe u. Gert v. Pistohlkors als Hrsg.: Aufklärung in den baltischen Provinzen Rußlands. Ideologie und soziale Wirklichkeit. Köln (u.a.) 1996 (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte. 15).

### **Dr. Hans Graubner, In der Bleiche 58, 37083 Göttingen.**

Geboren 1936, Studium der Germanistik, Philosophie, Theologie, Sport in Marburg und Göttingen, Akademischer Direktor am Seminar für Deutsche Philologie, Abt. Neuere Deutsche Literatur an der Universität Göttingen. Arbeitsgebiete: Ästhetik, Stilistik, Geschichte der Lyrik (bes. Brockes, Eichendorff, Rilke, Celan), Aufklärung. Forschungsschwerpunkt: 18. Jahrhundert (Hamann, Herder, Kant; Aufklärung in den deutschen

Ostseeprovinzen Rußlands: Berens, Schwartz, Lindner, Merkel, Lenz). Publikationen: Untersuchung zum Formbegriff in Kants Kritik der reinen Vernunft; Aufsätze zur Stilistik, zur Geschichte des Erhabenen; zur Ästhetik Kants und Hamanns; zu J.G. Hamanns Auseinandersetzungen mit Hume, Kant und Herder; zu Hamanns und Herders Aufenthalt in Riga.

**Dr. Bernhart Jähnig, Karolinenstr. 1, 14165 Berlin.**

Geboren 1941 in Klagenfurt. Studium der Geschichte, Germanistik und Philosophie in Köln und Göttingen, 1966 Staatsexamen für das höhere Lehramt, 1968 Promotion, 1970 archivarisches Staatsprüfungsamt. 1970–1971 Mitarbeiter des Staatsarchivs Bückeburg, 1971–1979 des Staatlichen Archivlagers Göttingen, seit 1979 Archivoberrat am Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin, Betreuer der Bestände des Historischen Staatsarchivs Königsberg, Vorsitzender der Historischen Kommission für ost- und westpreussische Landesforschung, Mitglied u.a. des Johann-Gottfried-Herder-Forschungsrates und der Baltischen Historischen Kommission. Forschungsschwerpunkte: Deutscher Orden, Preußen und Livland in Mittelalter und früher Neuzeit. Veröffentlichungen: Johann von Wallenrode OT. Erzbischof von Riga, 1970; zahlreiche Beiträge in Zeitschriften und Sammelwerken.

**Indrek Jürjo, Välja 8–136, EE-0006 Tallinn.**

Geboren 1956 in Tallinn, 1977–1983 Studium der Geschichte an der Staatlichen Universität Tartu, 1983–1992 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Historischen Institut der Akademie der Wissenschaften Estlands, 1992–1996 Archivrat im Archivamt Estlands, 1996–1998 Abteilungsleiter in der Filiale des Staatsarchivs Estlands, 1998 Magisterabschluß an der Tallinner Pädagogischen Universität, seit Anfang 1999 wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Abteilung Forschung und Publikation des Nationalarchivs Estlands. Forschungsschwerpunkte: deutschbaltische Kulturgeschichte im Zeitalter der Aufklärung; Aufarbeitung der Archivalien und der Tätigkeit des KGB in Estland in der Nachkriegszeit. Zahlreiche Publikationen, u.a.: Tartu vanim ajaleht XVIII sajandi lõpul (Die älteste Dorpater Zeitung am Ende des 18. Jahrhunderts), in: Keel ja Kirjandus 32 (1989), S. 343–350; Lesegesellschaften in den baltischen Provinzen im Zeitalter der Aufklärung. Mit besonderer Berücksichtigung der Lesegesellschaft von Hupel in Oberpahlen, in: Zeitschrift für Ostforschung 39 (1990), S. 540–571; 40 (1991), S. 28–56; Das Archiv des Historischen Museums Estlands, in: Berichte und Forschungen. Jahrbuch des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte. Bd. 1, München 1993, S. 147–175; Das

ationale Erwachen der Esten im 19. Jahrhundert – ein Verdienst der deutschbaltischen Aufklärung?, in: Nordost-Archiv N.F. IV (1995), S. 409-430; Pagulus ja Nõukogude Eesti. Vaateid KGB, EKP ja VEKSA arhiividokumentide põhjal (Exilesten und Sowjetestland. Beiträge anhand der Archivadokumente von KPG, EKP und VEKSA). Tallinn 1996; Die Klubs in Reval im Zeitalter der Aufklärung, in: Reval. Handel und Wandel vom 13. bis zum 20. Jahrhundert, hrsg. v. Norbert Angermann u. Wilhelm Lenz. Lüneburg 1997 (Schriften der Baltischen Historischen Kommission. 8), S. 339-362; Rahva reageeringud Stalini surmale KGB andmetel (Die Reaktionen des Volkes zum Tod Stalins nach den Archivakten des KGB), in: Tuna (1998), Nr. 1, S. 40-49.

**Prof. em. Dr. Aleksander Loit, Salagatan 45B, S-75326 Uppsala.**

Geboren 1925 in Pernau/Pärnu, Geschichtsstudium an der Universität Uppsala, Promotion, Habilitation, 1954–1981 Lektor und Dozent am Institut für Geschichte, 1981–1993 Professor und Direktor des Zentrums für baltische Studien an der Universität Stockholm, Organisator von ca. zehn internationalen Konferenzen zur Baltikumforschung, Begründer und Herausgeber (1981–1993) der Schriftenreihe „Studia Baltica Stockholmensia“. Hauptsächliche Forschungsgebiete: schwedische Herrschaft im Baltikum (1561–1710), nationale Bewegungen im Baltikum (1850–1918), wirtschaftliche und kulturelle Beziehungen zwischen Schweden und dem Baltikum in der Zwischenkriegszeit; Mitglied mehrerer internationaler wissenschaftlicher Vereine, Dr. h.c. der Universität Tartu und der Universität Turku. Ca. 70 wissenschaftliche Publikationen, so u.a.: Kampen om feodalrättan. Reduktionen och domänpolitiken i Estland 1655–1710. Uppsala 1975; Die baltischen Länder im schwedischen Ostseereich, in: Die schwedischen Ostseeprovinzen Estland und Livland im 16.–18. Jahrhundert. Uppsala 1991, S. 63 ff.; Die nationalen Bewegungen im Baltikum, in: Die Entstehung der Nationalbewegung in Europa 1750–1849, hrsg. v. H. Timmermann. Berlin 1993, S. 213 ff.; Pärisorjuse kaotamine Eesti Rootsi ajal, in: Kleio. Ajaloo Ajakiri (1996), H. 1, S. 3 ff.

**Prof. Dr. Klaus Militzer, Winckelmannstr. 32, 50825 Köln.**

Geboren 1940, 1960–1968 Studium der Geschichte, Germanistik, Literaturwissenschaft, Historischen Hilfswissenschaften, Philosophie, Erziehungswissenschaften und Geographie an den Universitäten Gießen, Göttingen und Innsbruck, 1968 Promotion, 1978 Habilitation, seit 1979 wissenschaftlicher Referent am Historischen Archiv der Stadt Köln, 1994 Ernennung zum außerplanmäßigen Professor an der Ruhr-Universität Bochum. Arbeitsschwerpunkte: Mittelalterliche Geschichte des Deut-

schen Ordens in seinen Balleien, in Preußen und Livland; Geschichte der Hansestädte und ihrer Beziehungen zueinander; mittelalterliche Ordensgeschichte allgemein; Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters, Geschichte der Kreuzzüge. Zahlreiche Veröffentlichungen, u.a. Die Entstehung der Deutschordensballeien im Deutschen Reich. Bonn-Bad Godesberg 1970, 2. Aufl. Marburg 1981 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens. 16); Die Finanzierung der Erhebung Sylvester Stodeweschers zum Erzbischof von Riga, in: Zeitschrift für Ostforschung 28 (1979), S. 239-255; Die Balleien des Deutschen Ordens in „deutschen und welschen Landen“. Stuttgart 1986 (Historisch-geographischer Atlas des Preußenlandes. 11); Jagd und Deutscher Orden, in: Jagd und höfische Kultur im Mittelalter, hrsg. v. Werner Rösener. Göttingen 1997 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte. 135), S. 325-363; Die geistlichen Landesherren, in: Sozialgeschichte der baltischen Deutschen, hrsg. v. Wilfried Schlau. Köln 1997, S. 47-62; Von Akkon zur Marienburg – Verfassung, Verwaltung und Sozialstruktur des Deutschen Ordens 1190–1309 (im Druck für 1999) (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens. 56).

**Prof. Dr. Ilgvars Misāns, Lubānas iela 41/6-117, LV-1073 Rīga.**

Geboren 1955, seit 1999 Professor für Geschichte des westeuropäischen Mittelalters an der Universität Lettlands in Riga. Forschungsschwerpunkte: Handelspolitik der livländischen Städte im 14.–16. Jahrhundert; Livland und die Hanse, in letzter Zeit auch als Autor und Herausgeber lettischer Schulbücher tätig. Veröffentlichungen u.a.: Hrsg. (zusammen mit Erwin Oberländer): Das Herzogtum Kurland 1561–1795. Verfassung, Wirtschaft, Gesellschaft. Lüneburg 1993; Die späten Anfänge städtischer Zusammenarbeit in Alt-Livland, in: Zwischen Lübeck und Novgorod. Wirtschaft, Politik und Kultur im Ostseeraum vom frühen Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Norbert Angermann zum 60. Geburtstag, hrsg. v. Ortwin Pelc u. Gertrud Pickhan. Lüneburg 1996, S. 89-98; Hrsg. (zusammen mit Norbert Angermann): Wolter von Plettenberg und das mittelalterliche Livland (im Druck).

**Dr. Heinz von zur Mühlen, Wittelsbacherstr. 12, 85579 Neubiberg.**

Geboren am 26. Dezember 1914 in Reval. Studium der Geschichte, Germanistik und Kunstgeschichte in Dorpat, Breslau und (nach dem Kriegsdienst) in Hamburg, 1947 Promotion, bis 1979 Behördendienst in Hamburg und München. Wissenschaftlich tätig im Bereich Baltische Geschichte und Sozialgeschichte vom Mittelalter bis in die jüngste Vergangenheit. Mitglied des Hansischen Geschichtsvereins (seit 1956), Gründungsmitglied

der Deutsch-Baltischen Genealogischen Gesellschaft, Mitglied der Baltischen Historischen Kommission (seit 1963), 1979 Vorstandsmitglied ebenda, heute Ehrenmitglied der Kommission. Publikationen (in Auswahl): (zusammen mit Paul Johannsen): Deutsch und undeutsch im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Reval, 1973; Reval vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, 1985; Die baltischen Lande von der Aufseglung bis zur Umsiedlung, 1987; Die Revaler Munsterrolle anno 1688, 1992; (Mitherausgeber und Mitarbeiter am) Baltischen historischen Ortslexikon, Bd. I, 1986; Bd. II, 1990. Zahlreiche Aufsätze, u.a.: Livland von der Christianisierung bis zum Ende seiner Selbständigkeit (1180–1561), in: Baltische Länder, hrsg. v. Gert v. Pistohlkors. Berlin 1994 (Deutsche Geschichte im Osten Europas), S. 26–170; Das Ostbaltikum unter Herrschaft und Einfluß der Nachbarmächte (1561–1710/1795), in: Ebenda, S. 174–265; Eroberer, Stammbevölkerung und Nachbarn Livlands bis 1561, in: Tausend Jahre Nachbarschaft, hrsg. v. Wilfried Schlau. München 1995, S. 39–46; Deutsche, Esten und Letten unter polnischer und schwedischer Herrschaft, in: Ebenda, S. 64–68.

**Dr. Klaus Neitmann, Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Postfach 600449, 14440 Potsdam.**

Geboren 1954 in Minden/Westf. Studium der Fächer Geschichte und Französisch an der Georg-August-Universität in Göttingen, ebenda 1984 Promovierung mit einer Dissertation zur Geschichte des Deutschen Ordens in Preußen. 1984–1986 Ausbildung zum Archivar des höheren Dienstes am Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin-Dahlem und an der Archivschule Marburg, 1986–1993 Archivar am Geheimen Staatsarchiv, zuständig u.a. für preußische Ministerialüberlieferungen des 19./20. Jahrhunderts und für die (ost-)preußische Überlieferung (ehem. Staatsarchiv Königsberg) vom 13. bis zum 20. Jahrhundert. Seit 1993 Direktor des Brandenburgischen Landeshauptarchivs in Potsdam. Mitglied bzw. Vorstandsmitglied der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung, der Baltischen Historischen Kommission, der Historischen Kommission zu Berlin, des Johann Gottfried Herder-Forschungsrates. Herausgeber bzw. Mitherausgeber der Zeitschriften „Preußenland“ und „Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands“ und dreier Schriftenreihen des Brandenburgischen Landeshauptarchivs. Forschungsschwerpunkte: mittelalterliche und frühneuzeitliche Geschichte des Ordenslandes Preußen, Livlands und der Mark Brandenburg, dazu zahlreiche Veröffentlichungen in wissenschaftlichen Zeitschriften und zwei selbständige Publikationen: Die Staatsverträge des Deutschen Ordens in Preußen 1230–1449, 1986; Der Hochmeister des Deutschen Ordens in Preußen – ein Residenzherrscher unterwegs, 1990.

**Dr. Dr. h.c. Gert v. Pistohlkors, Münchhausenstr. 12, 37085 Göttingen.**

Geboren 1935, Studium 1955–1963 der Geschichte, Anglistik und Germanistik in München und Göttingen, 1966 Studienrat, 1974 Promotion bei R. Wittram über die ritterschaftliche Reformpolitik in den Jahrzehnten vor der Revolution von 1905, Studienrat im Hochschuldienst, 1986 Akad. Oberrat, 1995 Akad. Direktor an der Universität Göttingen für das Fachgebiet der Neueren und baltischen Geschichte, Mitglied des Herder-Forschungsrates (Vorstandsmitglied seit 1984), seit 1990 auswärtiges Mitglied der Akademie der Wissenschaften Lettlands, Mitglied im Stiftungsrat der Karl-Ernst-von-Baer-Stiftung seit 1979, im Nordostdeutschen Kulturwerk Lüneburg seit 1986, in der Association for the Advancement of Baltic Studies seit 1976, im Domus Rigensis Riga seit 1993, seit 1969 ordentliches Mitglied der Baltischen Historischen Kommission, 1974 Vorstandsmitglied, seit 1979 1. Vorsitzender. Arbeitsschwerpunkte: Baltische Geschichte des 19. Jahrhunderts sowie baltische Historiographie. Zahlreiche Veröffentlichungen als Autor und Herausgeber, u.a.: *Ritterschaftliche Reformpolitik zwischen Russifizierung und Revolution. Historische Studien zum Problem der politischen Selbsteinschätzung der deutschen Oberschicht in den Ostseeprovinzen Rußlands im Krisenjahr 1905*. Göttingen (u.a.) 1978 (*Göttinger Bausteine zur Geschichtswissenschaft* 48); *Geschichtsschreibung und Politik. Die Agrar- und Verfassungsproblematik in der deutschbaltischen Historiographie und Publizistik 1800–1918*, in: *Geschichte der deutschbaltischen Geschichtsschreibung*, hrsg. v. Georg v. Rauch. Köln/Wien 1986 (*Ostmitteleuropa in Vergangenheit und Gegenwart* 20), S. 273–335; *Die Stellung der Deutschen in der Geschichte der Esten, Letten und Litauer*, in: *Nordost-Archiv N.F. I* (1992), S. 89–122; als Hrsg. und Mitautor: *Baltische Länder*. Berlin 1994 (*Deutsche Geschichte im Osten Europas*).